Digitized by Google

BCU - Lausanne

1094257762

Briefe über die Schweiz

von

C. Meiners

Kön. Grossbrittan. Hofrath und ord. Lehrer der Weltweisheit in Göttingen.

Dritter Theil.

Mit Bewilligung des rechtmäßigen Verlegers.

Tübingen 1791

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Vorrede.

In einer gewiſſen Rückſicht übergebe ich dieſe neuen Briefe meinen Leſern mit einem gröſſern Zutrauen, als ihre Vorgänger. Denn da das Publicum meine erſten Briefe viel gütiger, als ich erwarten konnte, aufgenommen hat; ſo darf ich hoffen, daß die gegenwärtigen nicht weniger glücklich ſeyn werden. Ich kann, ohne mir zu ſchmeicheln, vorausſetzen, daß das, was man mir von Beobachtungsgeiſt, von Uebung im Schreiben, von Kenntniſſen überhaupt, und beſonders von Kenntniſſen der Schweiz zugeſtehen mag, ſeit meiner erſten Reiſe eher zugenommen, als abgenommen habe: und wenn ich alſo vor ſechs Jahren im Stande war, etwas zu liefern, was der Aufmerkſamkeit von Kennern nicht ganz unwürdig war; ſo habe ich jetzo keine Urſache, an meiner Fähigkeit zu verzweyfeln, den Freunden der Schweiz etwas Leſenswerthes vorlegen zu können. Ich

habe auf meiner zweyten Reise in die Schweiz nicht weniger merkwürdige Gegenden, als auf der ersten gesehen. Auch habe ich wegen meiner erweiterten Verbindung nicht weniger wichtige Nachrichten, als das erste mahl erfahren; und kann mir endlich das Zeugniß geben, daß ich das, was ich sah und hörte, mit ungleich größerer Sorgfalt, als das erste mahl, ausgearbeitet habe. Lauter Umstände, die mich wegen des Schicksals dieser neuen Briefe beruhigen könnten!

Von der andern Seite aber kenne ich die Unannehmlichkeiten, denen sich ein teutscher Beschreiber der Schweiz aussetzt, aus eigener Erfahrung viel mehr, als ich sie vor sechs Jahren als ein Neuling ahnden konnte. Ein Fremder, und besonders ein Teutscher mag die Schweiz beschreiben, wie er will; so kann er versichert seyn, daß er werde mißverstanden werden. Lobt man, so thut man den Gelobten selten genug, und den Feinden und Neidern der Gelobten immer zu viel. Tadelt man, es sey so sanft, als es wolle; so klagen diejenigen, welche der Tadel mittelbar, oder unmittelbar trifft, über hämische Bosheit; denn es scheint ihnen

gar nicht möglich, daß man aus andern als aus boshaften Absichten tadeln könne. Schildert man die Natur; so wundert man sich, daß man es sich nur habe einfallen lassen, solche Erscheinungen, dergleichen die Schweiz darbietet, in Worten mahlen zu wollen. Erzählt man Begebenheiten, oder setzt man Staatsverfassungen aus einander; so behauptet man geradezu, daß ein Ausländer die erstern nicht richtig habe erforschen, und daß er die andern gar nicht beurtheilen könne. Macht man unglücklicher Weise einen oder den andern Fehler; so schreyt man über sträfliche Nachlässigkeit. Man bedenkt nicht, daß ein Reisender auch bey der größten Vorsicht, und Unparteylichkeit dennoch gewisse Unrichtigkeiten nicht vermeiden könne, und daß jeder Einheimischer, wenn er sein Vaterland beschreiben wollte, eben so oft, und noch öfter, als der von ihm getadelte Fremdling anstoßen würde.

Vielleicht frägt mancher von meinen Lesern: warum ich mich denn allen den Unannehmlichkeiten, die von einer Reisebeschreibung unzertrennlich sind, von neuem aussetze, da ich sie so gewiß vorhersehe, als wenn sie mir schon

widerfahren wären? Auf dieſe Frage antworte ich kürzlich folgender Geſtalt. Gerade die Ungerechtigkeit der Urtheile, die man über ſich ergehen laſſen muß, iſt die Haupturſache, oder hat wenigſtens auf mich die Wirkung gehabt, daß ich ganz gleichgültig dagegen geworden bin, und daß ich mich mit dem Bewußtſeyn meiner Abſichten, und der Aufmunterung derjenigen Männer begnüge, die Scharfſinn genug beſitzen, um einen wohlwollenden Beurtheiler von einem ungerechten Tadler zu unterſcheiden, und Stärke des Geiſtes genug, um einzuſehen, daß ſelbſt in dem geliebten Vaterlande Mißbräuche ſeyn können, die ſich durch eine beſcheidene Rüge eher heben laſſen, als ſonſt geſchehen wäre. Auch müßte mich alles trügen, oder die meiſten von meinen Leſern werden in den gegenwärtigen Briefen viele ihnen bisher nicht bekannte Data finden, wodurch ihnen die Beurtheilung der guten und ſchlimmen Folgen von Fabriken, und der Vortheile und Nachtheile republicaniſcher Verfaſſungen erleichtert werden wird.

Das einzige Glück, welches die Schweiz vor allen übrigen Ländern in Europa beſitzt: am meiſten von Fremden beſucht zu werden:

hat freylich die unangenehme Wirkung gehabt, daß kein anderes Land so häufig, und zum Theil so schlecht ist beschrieben worden, als die Schweiz. Man kann es daher den Schweizerischen Schriftstellern nicht verdenken, wenn sie sich gegen die ungültigen Richter erheben, die ohne Kenntniß der Sachen über ihr Vaterland absprechen, und manchmal eben so ungerecht, als ununterrichtet sind. Nur muß man auch in seinem Eifer wider alle fremde Beschreiber Helvetiens nicht so weit gehen, als der Verfasser der Course de Bale à Bienne par les vallées du Jura. „Man kann, sagt dieser Schriftsteller, nachdem er von der neusten Ausgabe von Coxens Briefen geredet hatte, sich solchen gelehrten Einfällen nicht kräftig genug widersetzen, wodurch die Schweiz den Fremden, oder vielmehr der Unwissenheit, und den Vorurtheilen von Reisenden überantwortet wird. Sollte man sich nicht, frägt dieser Eiferer, an der politischen Unabhängigkeit der Schweiz dadurch rächen wollen, daß man ihre Natur, ihre Gesetze und Einrichtungen dem Urtheil des ersten des besten Neulings unterwirft, dem es einfällt, sie im Teutschen oder

Franzöſiſchen beſchreiben zu wollen?" Solche unüberlegte Ausfälle, wie dieſer, würden die von dem Verfaſſer ſogenannten Einfälle von Fremden gewiß nicht zurückhalten. Einheimiſche Schriftſteller können allerdings die Schätze der Natur mit mehr Muße und genauer unterſuchen, als Ausländer, die ſich nur einige Monate in der Schweiz aufhalten: ſie können die Sitten, Gewohnheiten, Ueberlieferungen und alten Gebräuche der Thal- und Berg-bewohner vollſtändiger erfahren, und beſchreiben, als Fremde: ſie können auch vielleicht die Schauſpiele der Natur, um welcher willen die Schweiz vorzüglich beſucht wird, treuer, als reiſende Nicht-Schweizer ſchildern; allein alles dieſes, was die einheimiſchen Schriftſteller eben ſo gut, oder noch beſſer, als die Fremden können, iſt den auswärtigen Freunden, und Bewundern der Schweiz lange nicht hinreichend. Dieſe wünſchen auch den lebenden Geiſt der Regierungen, den man aus den todten Buchſtaben der Grundgeſetze, und aus den Beſchreibungen der Verfaſſungen faſt niemals errathen kann, den gegenwärtigen Zuſtand der Bevölkerung, des Handels, der Fabriken, der Sitten und

Wissenschaften in den verschiedenen Cantonen kennen zu lernen, und welcher Schweizerische Schriftsteller möchte, und dürfte es wagen, über alle diese wichtige Puncte mit einer solchen Freymüthigkeit zu schreiben, womit Ausländer sich darüber äußern können? Der eben genannte Verfasser declamirt in seiner Reise bloß gegen den Aberglauben des Mittelalters, gegen die Gewaltthätigkeiten, welche die Ritter der verflossenen Jahrhunderte ausübten, höchstens gegen die nachtheiligen Folgen, welche die Fabriken auf die Sitten des Landmanns gehabt haben; und schon diese Declamationen wurden in der Schweiz für Ausbrüche einer unerhörten Freymüthigkeit angesehen, von welcher man fürchtete, daß sie dem Verfasser gefährlich werden könne. Wenn ich Genf ausnehme; so ist fast die ganze übrige Schweiz von ihrer moralischen und politischen Seite allein von Ausländern auf eine freymüthige, und lehrreiche Art beschrieben worden. Gesetzt auch, daß Fremde einzelne Stücke nicht so richtig fassen, oder so tief ergründen, als die Einheimischen; so haben sie wiederum vor den Schweizern dieses voraus, daß sie, die sie in andern Verfassungen le-

ben, auf vieles merken, was einem Eingebohrnen gar nicht auffällt, daß ſie unbefangener, als Eingebohrne, beobachten, und auch beſſer, als Eingebohrne zu unterſcheiden wiſſen, was Nicht-Schweizern intereſſant, oder nichtintereſſant iſt. — Man mache alſo nicht mehr auf ein Recht der Unverletzlichkeit Anſpruch, und unterwerfe ſich dem Schickſal, welchem ſich alle übrige Länder haben unterwerfen müſſen. Wie wenige gute Länder- und Reiſebeſchreibungen würden wir haben, wenn man bloß Einheimiſchen das Recht, oder die Fähigkeit zugeſtehen wollte, ihr Vaterland zu ſchildern! Die beſten Reiſebeſchreibungen in allen Sprachen rühren faſt ohne Ausnahme von Ausländern her, die ſich in den beſchriebenen Ländern mehr, oder weniger lange aufgehalten haben.

Um den gegenwärtigen Zuſtand der Fabriken in Zürch, und die gegenwärtige, oder vor Kurzem veränderte Verfaſſung in Genf recht einleuchtend zu machen, war es nöthig, eine kurze Schilderung des ehemaligen Zuſtandes der erſten, und der Revolutionen der andern Republik vorauszuſchicken. Die Züge zu dieſen Gemählden konnte ich nur aus gedruckten Schrif-

ten entlehnen. Allein auch der feindseligste Tadler wird mir nicht ohne Ungerechtigkeit vorwerfen können, daß ich selbst da, wo ich gedruckten Werken folgen mußte, bloß abgeschrieben habe. Vielmehr dienten mir meine eigenen Beobachtungen und Erkundigungen über die gegenwärtige Lage von Zürch und Genf als ein Leitfaden in Beurtheilung des Vergangenen. Die übrigen historischen Nachrichten über die von mir bereisten Staaten Helvetiens sind fast alle aus solchen Quellen geschöpft, die gewiß nur einem kleinen Theile selbst der Eingebohrnen offen stehen.

Bey keiner meiner bisherigen Schriften habe ich mich so sehr, als bey den gegenwärtigen Briefen bemüht, meiner Schreibart den höchsten Grad von grammatikalischer Richtigkeit zu geben, die ich zu erreichen im Stande bin. Um auch das Meinige dazu beyzutragen, daß unsere Sprache eine gewisse Gleichförmigkeit, und unsere Grammatik die nöthige Festigkeit erhalte, habe ich mich, so viel als möglich, den Aussprüchen unsers großen Sprachforschers Adelung unterworfen; und ich wünschte, daß alle unsere guten Schrift-

steller ein Gleiches thun möchten. Ich habe zum Beyspiel nicht so wohl um des allgemeinen Gebrauchs willen, der noch immer in vielen Stücken verwerflich ist, als aus schuldiger Achtung gegen unsern verdienstvollen Sprachlehrer meine bisherige Art die Endsylbe schaft zu schreiben aufgegeben. Ungeachtet diese Endsylbe, in welche so viele von unsern Substantiven ausgehen, unleugbar von schaffen herkommt; so schreibe ich doch nicht mehr Knechtschafft, Wissenschafft, u. s. w. sondern Knechtschaft, und Wissenschaft, weil Herr Adelung das letztere gebilligt hat, und keine Wahrscheinlichkeit ist, daß das Publicum die richtigere Art zu schreiben wieder annehmen werde. Hingegen schreibe ich nicht Geschäft, und Beschäftigung, sondern Geschäfft, Beschäfftigung, weil die letztern Wörter unmittelbar von schaffen abgeleitet sind, und nicht die Endsylbe schaft enthalten. Es hat mir leid gethan, daß ich das e nicht für einen so nothwendigen Biegungslaut des Genitivs, und Dativs der Hauptwörter der ersten, zweyten, und sechsten Declination halten konnte, als wofür Herr Adelung es hält.

Meine Ohren finden einen unerträglichen Uebellaut, oder wenigstens etwas unangenehm Schleppendes darin, wenn man des Baumes, Oheimes, Abendes ſtatt des Baums, Oheims, Abends, oder in dem ſechszehnten Jahrhunderte ſtatt in dem ſechszehnten Jahrhundert declinirt. Das e, welches Herr Adelung für einen charakteriſtiſchen Biegungslaut erklärt, ſcheint mir bloß ein e euphonicum, oder Wohllautsbuchſtabe zu ſeyn. Aus eben dem Grunde alſo, aus welchem man es andern Wörtern, beſonders einſylbigen Wörtern anhängt, muß man damit auch dem Dativ von einſylbigen, und vielleicht noch von einer kleinen Zahl von mehrſylbigen Subſtantivis eine gewiſſe Rundung geben, und im Hauſe, im Grunde, in dieſem Kleide, nicht im Haus, Grund, Kleid ſagen. Nicht weniger hart, als die von Herrn Adelung empfohlenen Arten, die Wörter verſchiedener Declinationen abzuändern, ſcheint mir diejenige, die er für die Franzöſiſchen Wörter auf ier, und eur vorſchreibt. Er will, daß man im Nominativo Plur. Officier, Grenadier, Friſeur, Acteur, nicht Officiere, Grenadiere, Friſeurs, Acteurs, ſagen

und ſchreiben ſoll. Ich declinire auf die letzte Art, weil der Wohlklang ſowohl, als der Gebrauch es verlangen, und bey der Adelungſchen Weiſe ſehr leicht Mißverſtändniſſe entſtehen können. Endlich ſtimme ich Herrn Adelung zwar vollkommen darin bey, daß, wenn mehrere Adjectiva vor einem Subſtantiv hergehen, der Regel nach nur das eine die vollſtändigen Geſchlechts- oder Biegungszeichen erhalten müſſe; allein es gibt doch Fälle, wo der Wohllaut eine Ausnahme verlangt. Mein Ohr leidet es nicht, zu ſagen: je größer die Zahl lebhafter unerfüllten Wünſche wird; ſondern ich muß wider die gewöhnliche Regel unerfüllter für unerfüllten ſetzen. — Von andern Abweichungen, die ich mir von Herrn Adelung erlaubt habe, werde ich vielleicht an einem andern Orte reden.

Unter den öffentlichen Beurtheilern meiner erſten Briefe blieb mir vor der zweyten Auflage Herr Küttner, der Verfaſſer der Briefe eines Sachſen aus der Schweiz, unbekannt. Der Inhalt des erſten Bandes ſeiner Briefe ſtimmte ſo wenig mit meiner Art zu denken und zu empfinden überein, daß ich mich um

die folgenden nicht bekümmerte, bis eine vortreffliche Stelle aus dem zweyten Bande, die ich irgendwo angeführt las, mich von neuem aufmerksam darauf machte, und mich nun auch Herrn Küttners Urtheil über meine Reisebeschreibung im dritten Bande 285 u. f. S. finden ließ. Die wichtigsten unter den Unrichtigkeiten, die Herr Küttner rügt, sind schon in der zweyten Auflage verbessert worden. Andere Stellen aber tadelt Herr Küttner ohne Grund. Wenn das Urnerloch zum Beyspiel auch nicht ganz vier bis fünfhundert Schritt von der Teufelsbrücke entfernt seyn sollte; so ist die Entfernung doch vielmal größer, als Herr Küttner sie angiebt, nämlich zehn Schritt; und meine Schätzung ist der Wahrheit viel näher, als die meines Beurtheilers. Auch begreife ich nicht, wie Herr Küttner die Sanenthäler, oder das Thal, in welchem das Leuker-Bad liegt, in Ansehung der Höhe mit dem Urseren-Thal vergleichen konnte. Es giebt in der Schweiz allerdings noch höhere, und selbst bewohnte höhere Thäler, als das Urseren-Thal; allein kein Thal von gleicher Höhe, das so fruchtbar und so bevölkert wäre, als dieses.

Wenn ich die Lage der Städte Lauſanne und Genf nicht ſo bewundernswürdig ſchön fand, als Herr Küttner, und andere Reiſende; ſo läugnete ich gar nicht, daß nicht in den umliegenden Gegenden herrliche Landſchaften und Ausſichten ſeyen, ſondern ich redete ganz allein von den Proſpecten, welche man in dieſen Städten ſelbſt, oder von ihren öffentlichen Promenaden hat. Eben ſo wenig läugnete ich die Schönheit des Pays de Vaud, indem ich den Weg von Lauſanne nach Genf weit unter meiner Erwartung fand. Herr Küttner kennt die Sprache, den Ton der Geſellſchaften, und die Sitten in Lauſanne, wo er ſich lange aufhielt, gewiß viel beſſer, als ich dieſe Dinge in einigen Tagen durch eigene Beobachtung kennen zu lernen im Stande war. Nichts deſto weniger kann ich die Zeugniſſe meiner Freunde und Bekannten, die ich in und außer Lauſanne über dieſe Stadt gefragt habe, nicht ſo unbedingt gegen die Bemerkungen des Herrn Küttner verwerfen. So hatte ich und habe auch nachher in Bern manche Familien kennen gelernt, die entweder ihre Söhne, oder Töchter nach Lauſanne geſchickt hatten, oder noch ſchi-

cken wollten: welches Herr Küttner für äuſſerſt ſelten ausgeben will.

Mein Urtheil über das Recht, oder Unrecht der ſtreitenden Parteyen in Genf brauche ich nach dem, was nachher geſchehen iſt, und nach dem, was meine Leſer in den gegenwärtigen Briefen finden werden, nicht weiter zu rechtfertigen. Wenn ich eitel wäre, ſo würde ich Herrn Küttner einen groſſen Schweizeriſchen Staatsmann nennen, von welchem er ohne Bedenken geſtehen würde, daß er Genf beſſer kenne, als wir beide, und der meinem Artikel über Genf die Ehre erwies, ihn für das beſte zu erklären, was bis dahin über die Streitigkeiten in Genf geſchrieben worden. Hätte Herr Küttner Genf, und die Wirkungen, welche ein beſtändiges Schauſpiel in einer ſolchen Stadt haben muß, und nachher auch wirklich hervorgebracht hat, genauer unterſucht; ſo würde er das Theater nicht für einen ſo unſchuldigen Zeitvertreib gehalten haben, als es ihm in dem Urtheil über meine Briefe ſchien.

Zu den neueſten Reiſebeſchreibungen von Helvetien gehört die Voyage dans les XIII.

Cantons par M. Robert, Geographe ordinaire du Roi, die 1789. in zwey Bänden in Paris erſchienen iſt. Ich habe nach der Lectür dieſes Werks auch nicht ein einziges Wort in meinen Briefen, die ſchon abgeſchrieben, und durchgeſehen waren, geändert. Wem daran gelegen iſt, mein Urtheil über die Arbeit des Franzöſiſchen Geographen zu leſen, kann ſie in dem 49. Stück der Gött. Anzeigen von dieſem Jahre finden. Ich weiß nicht, ob die neue Ausgabe von Coxens Reiſen ſchon erſchienen iſt. Mir iſt ſie wenigſtens nicht zu Geſichte gekommen. Göttingen im April 1790.

Druckfehler im dritten Theile.

S. 7 L. 15 ſtatt Ueberſchauung lies: Ueberſpannung
24 : 6 ſt. hier abgeſtiegen l. hinabgeſtiegen
28 : 25 die Einrichtung des Waiſenhauſes ſetze hinzu: zu Schaffhauſen
42 : 20 ſt. Handel den höchſten Grad l. Handel faſt den höchſten Grad
155 : 4 ſt. Caland: Berges l. Calanda: Berges
202 : 7 ſt. nicht mehr l. nicht weit mehr.

Im vierten Theile.

S. 22 L. 25 ſtatt nur ein lies: nur noch ein
25 : 20 ſt. Lehrern der ſetze hinzu: Hiſtorie
66 : 6 ſt. wenige l. ewige
101 : 6 ſt. bisherigen Sitten l. bisherige Sitte

Erſter Brief.

Mörspurg, am 13. Jun. 1788.

Wertheſter Freund,

Hier ſitze ich zwar in dem beſten Gaſthofe der biſchöflichen Reſidenz, allein in ein ſo kleines Zimmer eingeſchloſſen, daß kaum drey Perſonen ſich neben einander bewegen können: umrauſcht von einem heulenden Sturme, und von den Schlägen von Regengüſſen, die an unſere Fenſter getrieben werden; und voll von ängſtlichen Befürchtungen, daß nach der anhaltenden Dürre, die wir bisher gehabt, das ſchlechte Wetter fortdauern, und uns vielleicht mehrere Tage an der Ueberfahrt über den See hindern könne. Es geſchehe aber, was da wolle; ſo werden wir uns immer in der Geſellſchaft unſerer theuren Reiſegefährten zu tröſten wiſſen *). Wenn man das ſeltene Glück hatte, auf einer Reiſe von mehr, als zweyhundert Meilen, gar keinen Unfall zu erfahren; ſo verliert man faſt das Recht, ſich über die Zögerung von einem, oder einigen Tagen zu beklagen.

Es kann ſeyn, daß eine gewiſſe Sättigung, die aus dem friſchen, und vielleicht zu ſchnellen Genuſſe

*) Herr und Frau Hofräthin Spittler, die mit uns die Reiſe nach Wien, Salzburg und München gemacht hatten, begleiteten uns auch in die Schweiz.

der herrlichsten Gegenden, und Aussichten in Franken, Oesterreich, und Salzburg entstanden seyn mag, mich gestern, und heute schwieriger, und unempfänglicher gemacht hat, als ich vormals war. Sonst ist meinem Gefühle nach die ganze Strecke zwischen Augsburg, und Mörspurg viel weniger interessant, als der Theil von Ober-Schwaben, durch den ich mich im Jahre 1782 dem Boden-See näherte. Freylich sind die Straßen zwischen den zuerst genannten Städten fast durchgehends gemacht; allein diese gemachten Straßen sind meistens so rauh, und mit so vielen und großen Steinen überstreut, daß man unaufhörlich zerstoßen, und hin und her geworfen wird. Uebrigens sind die Dörfer und Flecken lange nicht so schön, und neu gebaut, die Felder nicht so fruchtbar, und gut bearbeitet, die Wiesen nicht so üppig, und beblümt, die Berge nicht so hoch, und romantisch, und die Gegenden, und Aussichten nicht so mannigfaltig, und ausgedehnt, als zwischen Tübingen und Stein am Rhein. Eine von den wenigen herrlichen Landschaften, die man auf dem Wege von Augsburg nach Mörspurg antrifft, ist diejenige, die den reizenden Grund einschließt, in welchen man nicht weit hinter Memmingen hinabfährt. Dieser Grund wird von der mäandrischen Iller durchströmt, von mahlerischen Hügeln, und waldigen Bergen umgeben, und von dem Truchsessischen Schlosse Zeyl beherrscht, das auf einer steilen, und gegen das Thal abgeschnittenen Anhöhe erbaut ist. Die Weinhügel bey Ravensburg waren die ersten, die wir seit unse-

rer Abreiſe von Wien wiederſahen. Von dieſer Stadt an wird die Natur ſichtbar milder; und je näher man gegen den Boden-See kommt, deſto ähnlicher wird das Schwäbiſche Ufer dem Thurgäuiſchen, und deſto mehr verändert ſich das Land in einen unermeßlichen Garten. Auf einem der letzten Hügel, die ſich nach dem Boden-See hinabſenken, wurden wir von einem heftigen Ungewitter überfallen, das ſich ſchon einige Stunden drohend zuſammengezogen hatte. Der Sturm, auf deſſen Fittigen es daherfuhr, ſchien unſern Wagen umwerfen, und die Wälder von beladenen Fruchtbäumen, die ihn aufhielten, aus der Erde reißen zu wollen. Der Boden-See bot uns nicht, wie das erſtemal, da wir ihn von dem Hohen-Twieler Felſen erblickten, ſein ruhiges, und von dem Schimmer des Sonnenlichts erheitertes Antlitz dar; ſondern er zeigte uns einen wilden, vom Orkan zerriſſenen, und mit einem ſchrecklichen Dunkel überſchatteten Abgrund, in welchen man kaum hineinzuſchauen wagte, aus Furcht, irgend einen hülfloſen Kahn, oder gar unglückliche Schiffbrüchige wahrzunehmen. Undurchdringliches Gewölk bedeckte die fernen Alpen, ſo wie das nähere Thurgäuiſche Ufer; und zog auch vor dem größten Abſchnitt des Sees einen Vorhang her, den weder die Gewalt des Sturmwindes durchbrechen, noch der Glanz des Blitzes erhellen konnte. Jetzo erkannten wir es recht, wie viel darauf ankomme, in welchem Lichte, und unter welchen Umſtänden man merkwürdige Gegenden, und Natur-Scenen betrachte. Ein vorüberfliegendes Ungewit-

ter, oder Regen-Gewölke zerstört auf eine Zeitlang das größte Meisterstück der Schöpfung, und flößt dem Beobachter Grauen, und Entsetzen ein, wo er vorher das höchste Entzücken empfunden hatte.

Constanz, am 14. Jun. 1788.

Unser Reise-Glück ist noch immer nicht ermüdet, sondern kehrt mit beispielloser Treue, und Standhaftigkeit in eben den Augenblicken zurück, in welchen wir gewiß fürchteten, daß es uns verlassen würde. Gestern Abend sahen unsere Schiffer noch allerley Zeichen am Himmel, die ihrer Auslegung nach nicht viel Gutes für den kommenden Tag verkündigten. Heute früh hingegen weckten sie uns mit frohem Ungestüm aus dem nicht halb vollendeten Schlaf; und nun sahen wir zu unserm größten Erstaunen, daß der junge Morgen uns so freundlich, als jemals, entgegen lachte. Der Sturm hatte schon einige Stunden geschwiegen: Nebel, und Regen-Gewölke waren entflohen, und der bläuliche Himmel ließ eine glückliche Schiffahrt hoffen. Die Besorgniß, daß wir uns durch Zögern dem Brande der Sonne um desto länger aussetzen würden, und vielleicht auch eine geheime Furcht, daß unser gestriger Feind sich plötzlich aus einem verborgenen Schlupfwinkel wieder aufmachen möchte, beschleunigte unsere Abreise, und raubte uns das Vergnügen, das von Kennern so sehr gerühmte Conchylien-Cabinet des Fürst-Bischofs zu sehen, das ein Herr vom Hofe uns zu zeigen sich gütigst erboten hatte. Wir zahlten für ein Schiff, das

uns, und unſern Wagen zuerſt an die Inſel Meinau, und von da nach Conſtanz brachte, außer dem Trinkgelde einen Kaiſer-Ducaten.

Nachdem wir im Schiffe unſere Plätze eingenommen, und die Ruderer ihre einförmige, und eben deßwegen beſänftigende Arbeit angefangen hatten; feierten wir in ſtiller Andacht und Bewunderung das frühe Dankopfer mit, welches die durch den geſtrigen Regen erfriſchte Natur dem Geber alles Guten darzubringen ſchien. Die ganze Fläche des Boden-Sees, ſo weit das Auge reichen konnte, ſammt allen ſeinen Buſen, und ſegenreichen Geſtaden, lag im Glanze der Morgenſonne vor uns ausgebreitet; nur blieben die hohen Appenzeller-Gebirge beſtändig in einen dünnen Wolkenſchleier gehüllt, wodurch ſie zwar dem Auge nicht ganz entzogen, aber doch verkleinert, und verdunkelt wurden. Noch mehr aber verloren wir dadurch, daß die Sonne ſich nach unſerer Landung an der Inſel Meinau unter Wolken verbarg. Durch dieſe Verfinſterung wurde nicht nur der Geſichtskreis, den man ſonſt von dem Balcon des Schloſſes beherrſcht, ſehr zuſammengezogen; ſondern die Inſel ſelbſt, und die nahen und fernen Ufer verloren durch das einförmige Dunkel, was ſie bedeckte, einen ihrer größten Reize: den Zauber des Spiels von Schatten und Licht, und der abwechſelnden Erleuchtungen von Weinbergen und Saaten, von Wieſen und Wäldern, von Hügeln und Thälern. Wenn aber gleich die zweyte Anſicht der Inſel weniger Vergnügen gewährte; ſo wurde doch dieſer Verluſt durch ſüße Er-

innerungen reichlich ersetzt. Mit unruhiger Begierde suchte ich eine jede Stelle wieder auf, an welcher meine Frau, und ich, vor sechs Jahren so unvergeßliche Freuden genossen hatten; und da ich diese alle wiederfand, so schien ich mir nun gewiß in dem Vorhofe des gelobten Landes zu seyn, in welchem ich zum erstenmale in die großen Geheimnisse der Natur war eingeweiht worden, das ich so oft wiederzusehen gewünscht, und fast eben so oft wiederzusehen verzweifelt hatte. Nicht lange nach unserer Abfahrt von Meinau verwölkte sich die Sonne wieder; und es schien fast, als wenn sie uns das Glück, dieß Eyland nochmals in seiner ganzen Schönheit zu erblicken, beneidet hätte.

Wenn die Stadt Constanz sich in eben dem Verhältnisse, wie der große Gasthof in dieser Stadt verschönert hat; so muß man sie kaum wieder erkennen können. Noch im Jahre 1782 hatten die Zimmer und Möbeln im Adler das Ansehen, als wenn sie seit der Kirchenversammlung nicht wären erneuert worden; allein jetzo ist alles so reinlich und neu, wie in den besten Gasthöfen Teutschlands. Auch sagt man uns, daß seit mehrern Jahren viel mehr Reisende nach Constanz kommen, als vormals. Diese Reisende sind nicht immer Ausländer aus fernen Gegenden, sondern großentheils Schweizer aus den benachbarten Städten, die entweder, wie jetzo gewöhnlich geschieht, gleich nach der Hochzeit mit ihren jungen Frauen eine kleine Lustreise machen, oder die sich auch in größere Gesellschaften vereinigen, um gemeinschaft-

lich mit ihren Freunden, und Freundinnen an den herrlichen Ufern des Boden-Sees die ſchöne Jahrszeit, und die ſchöne Natur zu genießen.

Uns allen iſt in dem ruhigen Conſtanz, und in unſern heitern, und ſaubern Zimmern unbeſchreiblich wohl. Wir haben uns vorgenommen, heute keinen Menſchen zu beſuchen, und keine Merkwürdigkeiten zu ſehen. Der Wirbel von Zerſtreuungen, Geſellſchaften, und intereſſanten Schauſpielen der Kunſt, und der Natur, in welchem wir ſeit dem Anfange Mays in Wien, Salzburg, und München herumgetrieben worden ſind, macht uns nach gerade ſolche Ergötzungen, Geſellſchaften, und Merkwürdigkeiten mehr fürchten, als wünſchen; und die daher entſtehende Ueberſchauung und Unruhe erweckt in uns das heißeſte Verlangen nach einigen ruhigen Tagen, oder Stunden, in welchen wir unbekannt und unbeobachtet uns ſelbſt leben können.

Am 15. Jun. Abends.

Wir kommen ſo eben von der Inſel Reichenau zurück, und werden morgen nach Schaffhauſen abreiſen. Ich nütze daher noch einige freye Augenblicke, um Ihnen die angenehmen Eindrücke mitzutheilen, welche Conſtanz diesmahl in mir hervorgebracht hat. Nachdem wir uns geſtern von den Beſchwerden der letzten Tagereiſen vollkommen erholt hatten; ſo machten mein Freund Spittler und ich einen Spaziergang außer der Stadt nach dem ſogenannten Paradieſe zu. Alle Straßen ſchienen mir auffallend lebhaf-

ter, als vormals. Viele Häuser waren, oder wurden neu gebaut; und die meisten übrigen schienen vor kurzem ausgebessert zu seyn. Unter den Personen, denen wir begegneten, redeten eben so viele Französisch, als Teutsch. Wenn aber auch die Sprache die Fremdlinge nicht verrathen hätte; so würde man sie doch an Kleidung und Gang haben erkennen können. Seit der Niederlassung der Genfer hat man den Spatziergang vor der Stadt mit vielen neuen Bäumen bepflanzt, die aber an manchen Stellen in zu dichten Haufen, und fast noch näher, als an dem Wege zwischen Schwezingen, und Mannheim gesetzt zu seyn scheinen. Wir fanden auf dieser Promenade nur wenige Personen, und zwar lauter Genfer und Genferinnen; und außer diesen einen kleinen muntern Teutschen Knaben, der es schon wußte, daß man ehemals in dieser Gegend den Johann Huß verbrannt habe, und dabey unmaaßgeblich äußerte, daß man ihn jetzo nicht mehr verbrennen würde, wenn er auch die Mönche, und den Pabst zu demüthigen suchte. Das Ende der Promenade ist zugleich die Gränze von Teutschland: und wenn man also auf dem Rande der letzten Brücke steht; so kann man mit einem Schritt über Germaniens Gränzen wegschreiten, und sich der Gewalt ihres weit gebietenden Beherrschers entziehen, der von seiner Kaiser-Stadt aus seinen mächtigen Arm über so viele Reiche und Länder hinstreckt.

Außerhalb der Brücke gehört noch ein schmaler an dem Ufer des Rheins fortlaufender Streifen, auf welchem sich die Einwohner des sogenannten Paradie-

ſes angebauet haben, der Stadt zu; allein der groſse Weg, auf welchen die Brücke hinführt, iſt ſchon der äuſserſte Saum des Thurgäus. Es erregt in der That, wie mein Freund Spittler bemerkte, ganz eigene Gefühle, wenn man auf der Gränze zweener ſo mächtigen und berühmten Staaten ſteht, als Teutſchland, und die Schweiz ſind; und kaum wird irgend ein Teutſcher Patriot, ſo ſehr er auch Schweizer-Freund ſeyn mag, auf dieſer Gränze den herrlichen Garten des Thurgäus mit Aufmerkſamkeit, und Bewunderung betrachtet haben, ohne es zu bedauern, daſs dieſe ſchöne Provinz von dem mütterlichen Teutſchland abgeriſſen worden. Es gibt in unſerm Vaterlande gewiſs mehrere Gegenden, die noch fruchtbarer, und beſſer angebaut ſind, als das Thurgäu; allein keine Gegend in Teutſchland hat ſo ſehr das Anſehen eines Edens, als das Thurgäu, weil keine einzige ſo ſtark mit Obſtbäumen bepflanzt iſt, und ſich ſo terraſſenmäſsig von flachen Ufern zu ſanft anſteigenden Hügeln uud Bergen erhebt, deren Scheitel meiſtens mit einem Kranze von Wäldern umwunden iſt. Wegen der amphitheatraliſchen Erhebung des Thurgäus deckt kein Gegenſtand den andern, und alle Reichthümer der Natur werden dem lüſternen Auge wie zur Schau vorgelegt. Vielleich ſtellt man ſich das Thurgäu auch deſswegen ſo leicht unter dem Bilde eines Gartens vor, weil die lieblichen, und fruchtbaren Vorgründe, und Hügel mit einer Kette von nicht fernen Bergen, wie mit einer natürlichen Mauer eingefaſst, und dadurch die Gränzen der ganzen Landſchaft, wie eines groſsen

Parcs, gleichsam abgezeichnet sind. Hinter den Thurgäuer Bergen streckte der Alpstein, einer der erhabensten Spitzen der Appenzeller Gebirge, seine von der Abendsonne geröthete Felsenstirn empor.

Auf dem Rückwege nach der Stadt folgten wir einem starken Zuge von Menschen, die einem nahen Getümmel und einer lauten Kriegs-Musik zueilten. Unsere Vorgänger brachten uns zu der frohen Scene eines Burgerfestes, das auf einem freyen Platze innerhalb des Walls gegeben wurde. Wir fanden mehrere Zelte aufgeschlagen, und neben diesen lange Tische errichtet, die mit großen Weinflaschen, und mit kalten Speisen besetzt waren. Um diese saß, und bewegte sich ein Theil der jungen Bürgerschaft von Constanz, die der Bischoff mit fürstlicher Gastfreyheit bewirthen ließ, um ihr seine Zufriedenheit mit der Ordnung, und dem Geschmack zu bezeugen, womit sie die Wahl seines würdigen Coadjutors gefeiert hatte. Teutsche und Genfer saßen brüderlich unter einander gemischt. Die Genfer sangen eben so herzlich, als die eingebornen Constanzer, teutsche Lieder, und hatten auch wenigstens eben so herzlich getrunken, als diese. Ungeachtet viele mit bloßen Säbeln umherliefen; so entstand doch nicht die geringste Streitigkeit, oder Gewaltthätigkeit. Ueber einen der Genfer aber, die man an ihrer neuen für die Feier der Coadjutor-Wahl verfertigten Uniform leicht erkennen konnte, wurde förmliches Kriegsrecht gehalten. Der Schuldig, der seinem Vorgesetzten nicht die gehörige Ehrerbietung bewiesen hatte, wurde als ein Gefangener

von einer Wache von vier Mann mit gezogenen Säbeln herbeygeführt. Man hielt dem Delinquenten ſein Verbrechen mit richterlichem Ernſte vor, ſprach alsdann nach Krieger-Art das Urtheil über ihn aus, während welcher Handlung der Delinquent von Zeit zu Zeit kühne Entrechats machte, und ſperrte ihn darauf eine kurze Zeit in einen Thurm ein. Man mußte aber die Zeit der Gefangenſchaft abkürzen, weil der Schuldige von dem zunehmenden Rauſche überwältiget wurde. Die Genferinnen näherten und miſchten ſich mehr, als die Teutſchen Frauen unter die trinkenden Sänger, weil ſie mehr, als dieſe, zu fürchten ſchienen, daß ihre Ehehälften ſich in dem Taumel ihrer Freude vergeſſen möchten.

Indem wir vom Wall nach unſerm Gaſthofe gingen, ſahen wir das ausgehauene Bildniß von Johann Huß mit der Jahrszahl ſeines Todes über der Thür eines kleinen Hauſes, in welchem dieſer unglückliche Mann gewohnt haben ſoll. Man kann kaum begreifen, wie dieſes Bildniß dem Hauſe als ein Ehrendenkmahl einverleibt, oder wie es unverſehrt erhalten werden konnte, da der blinde Eifer der Rechtgläubigen ſich an Huſſens Statüe mit ſo thätlicher Rache bewieſen hat. Der heitere und kühle Abend reizte mich zuletzt zu einem Spatziergange an den Hafen, von welchem ich durch die Leitung eines glücklichen Ohngefährs an den neuen Damm kam, den man über einen Arm des ausfließenden Sees, oder Rheins geführt und nach der Waſſerſeite hin mit einer Mauer verſehen hat. Auch dieſer Damm wird

als Spatziergang gebraucht, und man hat von demselben an hellen Abenden, wie der gestrige war, eine freye Aussicht über den ganzen See bis nach Lindau hin.

Heute Morgen war Herr Professor Hauser, den ich gestern auf meinem letzten Spatziergange angetroffen hatte, so gütig, uns schon um 7 Uhr abzuholen, um den Thurm an der Domkirche zu besteigen. Wenn Jemand bey neblichtem, oder regnichtem Wetter nach Constanz käme, und dann an einem schönen Morgen oder Abend von der Gallerie des Thurms auf einmahl die Stadt, den See, den Rhein, die Inseln Meinau und Reichenau, die Thurgäuischen und Schwäbischen Ufer an beiden Seiten des Sees hinauf, und am Rhein hinunter, und endlich die zahllose Menge von Städtchen und Flecken, von Clöstern und Schlössern, die an diesen Ufern oder auf den benachbarten Hügeln und Bergen erbaut sind, auf einmahl überschaute; so müßte ein solcher sich in eine andere Erde versetzt glauben. Wir fanden nicht viele Gegenstände, die wir nicht schon auf unserer gestrigen Fahrt, oder auf den gestrigen Spatziergängen mehr in der Nähe gesehen hätten; allein ich rathe es doch einem jeden, wenn er auch mit uns in gleichem Falle ist, den Thurm des Doms in Constanz zu besteigen, weil man von der Höhe desselben die ganze Gegend gleichsam in eine Charte bringen, und ihre verschiedenen Theile in ein harmonisches Landschafts-Stück zusammenordnen kann.

Den übrigen Morgen brachten wir mit Beſuchen in den Werkſtätten und Niederlagen von Genferiſchen Künſtlern und Kaufleuten zu, und bey dieſen Beſuchen habe ich folgende Nachrichten erfahren, die Sie, wie ich hoffe, mit dem gegenwärtigen Zuſtande der neuen Colonie hinlänglich bekannt machen werden.

Die Genferiſche Colonie war bey der letzten Zählung 513 Perſonen ſtark, welche Zahl, wie man mir verſicherte, ſich ſeit dieſer Zeit eher vermehrt, als vermindert hat. Der größte Theil dieſer Coloniſten beſteht aus Fabricanten von Uhren, und Brelocken, und deren Gehülfen und Arbeitern. Alle diejenigen, mit welchen ich geſprochen habe, ſchienen mit ihrer Lage ſehr zufrieden zu ſeyn, wiewohl mehrere wünſchten, daß man ihnen noch größere Freyheiten möchte zugeſtanden haben, und daß ſich noch mehrere reiche Landsleute, beſonders Banquiers, zur Erweiterung des Handels in Conſtanz angeſetzt haben möchten. Die Colonie unterhält eine beſtändige Verbindung mit der Mutterſtadt, indem wöchentlich ein fahrender Bote nach Genf abgeht, und von da zurückkommt. Nichtsdeſtoweniger verſicherten mir alle, die ich auf dieſen Punct brachte, daß ſie noch nie mit Sehnſucht, oder mit dem Wunſche der Rückkehr an ihre Vaterſtadt zurückgedacht hätten, indem es ihnen unerträglich ſeyn würde, verhöhnt, oder doch unbemerkt unter den Augen ihrer triumphirenden, und ſtolzen Feinde umherzugehen. Meiner Meynung nach hat der Kaiſerliche Hof alles gethan, was in ſeiner Macht war, um den neuen Ankömmlingen ihren Aufenthalt in Conſtanz

angenehm zu machen. Man ertheilte den Uhren-Fabricanten die Erlaubniß, gegen 10 vom Hundert in einem Zeitraume von zwanzig Jahren jährlich zweytausend selbstverfertigte Uhren in die Inner-Oesterreichischen Länder einzuführen: welche Zahl man aber seit dem Anfange des Türken-Krieges lange nicht abgesetzt hat. Die Regierung räumte ferner der Uhren-Fabrik das Closter der aufgehobenen Franciscaner gegen eine jährliche geringe Miethe von 50 Fl., und dem Unternehmer einer Cattundruckerey das Closter der ehemaligen Dominicaner gegen die jährliche Erlegung von 25 Fl. ein. Sie empfahl endlich dem Commendanten der Stadt die neue Colonie auf das kräftigste, und dieser nahm sich der Fremdlinge mit einem Eifer an, der den Teutschen Einwohnern bisweilen parteyisch schien, und eine Zeitlang nicht wenig zur Erbitterung der Gemüther gegen die zu sehr begünstigten Colonisten beytrug.

Nicht lange nach der Ankunft der Genfer verdoppelten sich fast die Preise, und Miethen der Häuser, die noch jetzo wenigstens um die Hälfte höher sind, als vormals, ungeachtet man viele neue Häuser gebaut, und noch mehrere ausgebessert hat. Diese steigenden Preise, und Miethen der Häuser mußten, scheint es, die Genfer den wohlhabenden Häuser-Besitzern, so wie der vermehrte Absatz von Arbeiten und Lebensmitteln den ärmern Einwohnern empfehlen; allein es geschah gerade das Gegentheil. Diese feindseligen Gesinnungen der Constanzer gegen die Genfer machen es begreiflich, warum nach der Aufhebung des

Edicts von Nantes die umherirrenden Franzoſen von ſo vielen Fürſten, und Städten abgewieſen wurden. Die reichen Einwohner von Conſtanz konnten es den Fremdlingen nicht verzeihen, daß manche derſelben noch reicher, als ſie ſelbſt, und eben deßwegen im Stande waren, einen größern Aufwand zu beſtreiten, und mehrere Menſchen ſich verbindlich zu machen. Noch mehr aber ſchmerzte es ſie, daß die neuen Ankömmlinge ihnen die Herrſchaft aus den Händen riſſen, die ſie ſeit undenklichen Zeiten über ihre ärmern Mitbürger, und verſchuldeten Clienten ausgeübt hatten. Wenn ein Reicher in Conſtanz einem geringen Handwerksmanne Geld vorgeſtreckt hatte; ſo hielt er ſich mehr für den Herrn, als für den Gläubiger ſeines Schuldners, und verlangte von dieſem knechtiſche Ergebenheit, oder Unterwürfigkeit. Fügte ſich der Schuldner nicht in alle Launen, und Zumuthungen ſeines Patrons; ſo ſetzte ihn dieſer durch die unzeitige Aufkündigung, oder Beytreibung der vorgeſtreckten Gelder in die größte Verlegenheit, und drängte ihm oft entweder ſein Häuschen, oder ſein Rebland ab. Dieſe Herriſche Gewalt hörte bald nach der Ankunft der Genfer auf, weil der fleißige Handwerksmann, oder Gärtner Gelegenheit erhielt, mehr Arbeiten und Waaren, als bisher, und auch theurer abzuſetzen, oder auch Geld von andern, als von reichen Conſtanzern zu entlehnen. Die letztern ſetzten Himmel und Erde in Bewegung, um die Genfer zu verdrängen, oder ihnen wenigſtens ihren neuen Aufenthalt zu verbittern. Sie begegneten den Fremdlingen nicht nur grob, und

verkauften ihnen alles, was sie brauchten, um unmäßige Preise; sondern sie wandten sich auch zu gleicher Zeit an den Hof, und suchten den Pöbel wider sie aufzuwiegeln. Dem Hofe schilderten sie die Genfer als ein armseliges und unruhiges Gesindel, das sich wahrscheinlich eben so bald wieder verlaufen werde, als es sich gesammelt habe; und dieser Schilderung glaubten sie dadurch einen Nachdruck zu geben, daß sie sich statt der Genfer eine Besatzung ausbaten, wodurch sie voraussahen, daß die Miethe der Häuser sehr vertheuert werden würde. Allein der Hof durchschaute die Absichten der Constanzer, und wies den gethanen Vorschlag mit der verdienten Verachtung ab. Die wohlhabenderen Familien flößten ihren Söhnen und Anverwandten, mit welchen die Clöster, und beide Collegiatstifter angefüllt, oder besetzt waren, ihre feindseligen Gesinnungen ein; und diese trugen das Gift der Zwietracht unter der Maske des Religions-Eifers in den Familien der übrigen Bürger umher. Man erdichtete nahe und große Gefahren, welche die alleinseligmachende Religion von der Gegenwart unteutscher Ketzer zu befürchten habe; und machte es den Eltern zum Verbrechen, daß sie ihre Kinder in die Werkstätten der Genfer schickten, um mit leichten Arbeiten ein geringes Tagelohn zu verdienen. Die Einblasungen der geschäfftigen Geistlichkeit brachten anfangs desto größere Wirkungen hervor, da die Verschiedenheit der Sprachen, die daher nothwendig entstehenden Mißverständnisse, die erklärte Gunst der Regierung gegen die Fremdlinge, und die wirkliche oder scheinbare Ver-

achtung der Genfer gegen die weniger thätigen und kunſtreichen Teutſchen auch ohne alle Aufhetzung eine gewiſſe Entfernung der Gemüther veranlaſſen mußten, bis man ſich gegenſeitig genauer kennen, und ſeine eigenen Vortheile beſſer verſtehen lernte. Es entſpannen ſich in den erſten Jahren mehrere blutige Streitigkeiten, unter welchen eine beynahe in einen allgemeinen Aufſtand der Bewohner des Paradieſes, oder der Gärtner von Conſtanz gegen die Genfer ausgeartet wäre, wenn nicht die Obrigkeit, und andere vernünftige, und unparteyiſche Männer ſich mit gleicher Entſchloſſenheit, und Klugheit ins Mittel geſchlagen hätten. Von dieſer Zeit an näherten ſich die Genfer den Conſtanzern mehr, als ſie bisher gethan hatten, und ſuchten ihnen bey allen Gelegenheiten, beſonders bey der Feier der Coadjutors-Wahl, und den darauf folgenden Schmäuſen ihre mitbürgerlichen Geſinnungen zu erkennen zu geben; und die gemeinen Bürger in Conſtanz fingen an, einzuſehen, daß ſie den Genfern ihren beſſern Zuſtand zu verdanken hätten, und daß ſie weder ihre Arbeiten, noch Häuſer, weder ihre Gartengewächſe, noch Fiſche, ſo theuer, als in den letzten Jahren würden verkaufen, und vermiethen können, wenn die Genfer durch Mißhandlungen gezwungen werden ſollten, wieder abzuziehen. Weil die vornehmeren Familien in Conſtanz ſich noch immer von den Genfern entfernt halten; ſo haben dieſe ein geräumiges Gartenhaus außer der Stadt gekauft, wo ſie täglich zuſammenkommen, um ſich mit einander zu unter-

halten, oder durch unschuldige Spiele die Zeit zu verkürzen.

Gleich nachdem wir heute zu Mittage gegessen hatten, setzten wir uns in ein kleines Schiff, um nach Reichenau zu fahren. Wir stießen diesmal aus dem Hafen von Constanz ab, und ruderten unter der Rheinbrücke durch, ohne bey dem Ausflusse des Rheins aus dem See, oder unter der Brücke auch nur einen Schein von Gefahr zu finden. Das Wetter hätte nicht günstiger seyn können, wenn es weniger heiß gewesen wäre; allein auf der Insel trafen wir keine der Personen an, an die wir uns wenden wollten. Selbst der Aufseher der Closter-Bibliothek war verreist, und sein Stellvertreter wußte nicht einmal, oder wollte es nicht wissen, wo das Verzeichniß der Handschriften liege. Auch gab man vor, die Schlüssel zum Gewölbe nicht zu haben, in welchem die Heiligthümer, und Schätze der Kirche aufbewahrt werden. Die Rückfahrt in der kühlen, aber sanften Abendluft belohnte uns für die Hitze, die wir den Nachmittag ausgestanden hatten. Anfangs blendete die sinkende Sonne, wie das Antlitz einer Gottheit, indem sie feurige Ströme von Licht über den glatten Spiegel des Flusses ausgoß. Als sie aber in den Schooß des Rheins hinabzusteigen, und ihre Scheibe auf dem Wasser zu liegen, oder aus demselben hervorzuragen schien; da milderte sich der verwundende Glanz ihrer Strahlen in einen himmlischen Schimmer, der in unabsehlicher Ferne über die leichtbewegte Fläche des Flusses hinzitterte. Nicht weniger schön waren nachher die langen Streifen der

Abendröthe, die durch alle Schattirungen in ein bläuliches, nur noch kaum gefärbtes Licht wegſchmolz, und uns aus dem Rhein wie vom Himmel entgegenglänzte. Der Rhein ſteht von ſeinem Ausfluſſe aus dem Boden-See an bis über Reichenau hinaus wegen ſeiner Breite, und ſeiner ſanften kaum bemerkbaren Bewegung eher einem See, als einem Fluſſe ähnlich; allein es war doch in der That eine ſehr uneigentliche Anwendung dieſes Worts, wenn man den breiten und langſamen Strom, und beſonders die Hälfte, welche Reichenau vom feſten Lande trennt, den kleinen Boden-See nannte, indem der Rhein nirgends in ſeinem Laufe aufgehalten wird, ſondern vielmehr die ſchöne Inſel, wie ſeine erſtgeliebte Braut, mit beiden Armen umſchließt. Wegen der Seichtigkeit, und Trägheit des Stroms wächſt gegen Conſtanz hin, und beſonders dem Paradieſe gegenüber häufiges Schilf, von welchem ein moraſtartiger Geruch aufſteigt, dergleichen man ſonſt nur an dem Schilf von ſtehenden Waſſern wahrnimmt.

Grüßen Sie alle unſere Freunde. Von Zürch ſchreibe ich Ihnen wieder, wo ich Briefe zu finden hoffe. Ich bin, u. ſ. w.

Zweyter Brief.

Schaffhausen, am 16. Jul. 1788.

Theuerster Freund,

Wir sind heute unserm ersten Vorsatze gemäß genau in der Mitte des Julius in der ersten Schweizerischen Stadt angelangt, so wie wir bisher eine jede Stadt pünctlich an eben dem Tage erreichten, an welchem wir sie zu erreichen uns schon in Göttingen vorgenommen hatten. Höchst reizend ist die Fahrt auf der ersten Station von Constanz aus an den Ufern des Rheins, und durch die fruchtbarsten mit Obstbäumen besetzten Gefilde; desto langweiliger aber sind die beiden übrigen Stationen, und besonders die letzte Station zwischen Singen und Constanz wegen der fast ununterbrochenen, und doch nicht schützenden Wälder, von welchen man eingeschlossen ist, und wegen des ewigen Hinab- und Hinauffahrens von Hügeln, die fast alle Aussicht hindern. Unglücklicherweise erhielten wir heute in Singen beynahe eben so schlechte Pferde, als das erstemal, und wir fingen mehrmahl an zu zweifeln, ob sie uns nach Schaffhausen bringen würden. Auf einem kleinen Spaziergange, den wir gegen den Hohen-Twieler Felsen hin machten, hörten wir, daß der bedaurenswürdige junge Mann, der schon im Jahre 1782 eine Zeitlang in einem finstern unterirdischen Kerker, auf der Festung saß, noch immer lebe, und eben so oft, und furchtbar tobe, wie

vormals. Wenn nicht die Hoffnung, die letzte, und oft einzige Freundin von Hülflosen, auch diesen Unglücklichen bisweilen in seiner schrecklichen Behausung besuchte, und ihn durch ihre stärkenden Verheißungen gegen Verzweiflung schützte; so müßte der von der übrigen Welt verlassene Gefangene längst aufgerieben worden seyn.

Wir waren heute noch nicht fünf Minuten aus dem Wagen gestiegen, als wir bey dem ersten Blick auf die Straße unsern Freund Lavater nebst seinem Sohn, und einigen Herren aus Schaffhausen vorübergehen sahen. Wir konnten uns nicht enthalten, unsern Zürcherischen Freund herauf zu rufen, von welchem wir zur Vermehrung unserer Freude hörten, daß seine verehrungswürdige Gattinn sich besser, als seit langer Zeit befinde, und gleichfalls hier sey. Wenn dies unerwartete Wiedersehn vorbedeutend wäre; so würden wir hoffen dürfen, daß unser Aufenthalt in der Schweiz sehr glücklich seyn werde.

Unsere späte Ankunft in Schaffhausen, und die große Hitze des Tages hinderten uns, vor fünf Uhr nach Laufen, dem Schlosse über dem Rheinfall zu fahren. Auf diesem Wege sahen wir Proben von Fruchtbarkeit des gegenwärtigen Jahrs, dergleichen uns auf unserer ganzen bisherigen Reise noch nicht vorgekommen waren. Alle Obstbäume in den Gärten und Wiesen, waren nicht bloß gestützt, und mit einigen Stäben gestützt; sondern hatten meistens sechs, acht, zwölf, ja einige sogar achtzehn bis vier und zwanzig Stützen unter sich, und doch waren mehrere durch die

Last ihrer Früchte niedergedrückt worden. — An einer der engsten Stelle des Weges trafen wir eine alte Frau an, die eine nicht sehr zahlreiche Heerde von Gänsen vor sich hertrieb. Weil diese Frau das Ansehen einer Reisenden hatte; so fragten wir sie, woher sie komme, und wohin sie wolle? Sie komme, antwortete sie, aus Schwaben, wo sie die Gänse aufgekauft habe, die sie weiter ins Zürcher Gebiet treiben wolle, wie sie alle Jahre zu thun pflege, weil die Gänse in der Schweiz viel seltener, und auch kleiner, als in Schwaben seyen. Ich weiß nicht, ob die Zürcherischen Oekonomen von diesem Gänsehandel schon etwas erfahren haben. — Die Gegend um das Schloß Laufen, und alles, was ich von dem Rande des hohen, und steilen Rhein-Ufers entdecken konnte, war mir so bekannt, als wenn ich es erst vor einigen Wochen gesehen hätte. Allein als ich auf die Gallerie kam, die an den Rheinfall und zum Theil in denselben hineingebaut ist, da war mir das, was ich hörte und sah, fast eben so neu, als wenn ich es noch nie gehört, und gesehen hätte. Der Fall des Rheins schien mir höher, und breiter, die Kraft und Geschwindigkeit der herabstürzenden Wellen viel grösser, und die ganze Wassermasse ungleich reicher, als im Jahre 1782, ungeachtet der Rhein jetzo im Jul. beträchtlich niedriger, als vor sechs Jahren im Junius war. Die Neuheit dieses Schauspiels, das ich vormals mit so großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, würde mich befremdet haben, wenn ich sie nicht gewissermaßen erwartet hätte, indem ich bald nach

der ersten Betrachtung des Rheinfalls fand, daß man die Eindrücke, die diese hinreißende Natur-Erscheinung hervorbringt, fast gar nicht mit der Einbildungskraft festhalten, und eben deßwegen auch nicht eine Zeitlang nachher auf eine der Empfindung sich nähernde Art erneuern kann. Der Anblick des Rheinfalls fesselte auch dießmal meine Sinne und Seele, und verschlang meine ganze Aufmerksamkeit so sehr, daß ich unter den Mit-Bewunderern nicht einmal einen meiner edlen Bernischen Freunde, den Herrn Baron von Kirchberger wieder erkannte, ungeachtet er mir, und ich ihm einigemal auf der engen Gallerie auswich. So mächtig aber auch der Rheinfall mich gestern erschütterte; so konnte ich mich doch von dieser erhabenen Scene nicht genug durchdringen lassen, weil der Zuschauer zu viele, die Zeit der Beobachtung zu kurz, und die Beobachtung selbst nicht ungestört genug war. Einer der Bedienten, die unsere Gesellschaft begleiteten, fragte: ob dann der entsetzliche Sturz von Wasser immer fortdaure? eine Frage, die mir in dem Munde des Fragenden sehr treffend schien, da es wider alle gemeine Erfahrung ist, daß eine solche Gewalt, dergleichen der fallende Rhein bey Laufen äußert, lange anhalte, und weil ein jeder, der nicht daran denkt, daß er den Fall eines großen Flusses vor sich hat, bey dem Anblick der herabschießenden Gewässer glauben muß, daß der Vorrath sich bald erschöpfen werde. Unser Führer, ein Bedienter aus dem Schlosse, machte uns auf eine Stelle an der rechten Seite der Gal-

rie aufmerksam, wo er vor nicht gar langer Zeit einer Frauensperson das Leben gerettet hatte. Diese Frauensperson war, ich weiß nicht, in welcher Absicht, auf die Bohlen gegangen, womit das Pfahlwerk in dem vorbeystürzenden Rhein belegt ist. Indem sie hier die Arbeit, weßwegen sie hier abgestiegen war, verrichten wollte, glitschte sie auf dem schlüpfrigen Holze aus, und fiel in den scheuslichen Abgrund hinab, der sich unter der Gallerie öffnet. Unser Begleiter war so glücklich, die Fallende bey dem Fuße zu erhaschen; allein er hatte nicht Kraft genug, sie aus den wilden Fluthen, die sie mit heftigen, und in jedem Augenblicke wiederholten Stößen an sich zogen, herauszureißen. Hier schwebte also die Unglückliche fast eine Viertelstunde in dem ungeheuren Rachen des Verderbens, von den brausenden Wellen, wie von Henkern gepeitscht, und in jedem Augenblick in Gefahr, in die gräßliche Tiefe hinabgeschleudert zu werden. Die Kräfte ihres Erretters waren beynahe erschöpft, als sein beständiges, und immer lauteres Schreyen endlich mehrere Helfer herbey brachte, die das fast entseelte Mädchen aus der augenscheinlichsten Todesgefahr befreyten.

Wir hatten kaum die letzte der Stuffen, die man an dem steilen Abhange ausgegraben, und mit kleinen Querhölzern befestigt hat, wieder erstiegen, als wir einen Kahn mit zween Ruderern herüber kommen sahen, deren Absicht es war, uns an das entgegengesetzte Gestade überzusetzen. Mein Freund Spittler und ich entschlossen uns gleich mit unserm

Bedienten die Fahrt zu wagen, und die Herren von Stockar und Müller waren so gütig, uns zu begleiten. Unsere Sitze waren bald fertig, und wir stießen frohen Muths vom Lande ab. Das kleine Schiff schwankte gleich in den ersten Augenblicken, da wir das Ufer verlassen hatten, sehr heftig; allein das Schwanken beunruhigte uns noch nicht, da wir glaubten, daß es von dem letzten Stoß herrühre, den der Kahn durch das gegen das Ufer gestemmte Ruder erhalten hätte. Je weiter wir aber fuhren; desto mehr nahm das Schwanken zu, und wurde zuletzt so stark, daß alle, die im Schiffe waren, erblaßten, und selbst einer der Schiffer das Gleichgewicht zu verlieren in Gefahr war. Da wir nun bald mit dem linken, bald mit dem rechten Rande des Kahns beynahe die unruhigen Wellen des tiefen und reißenden Flusses berührten; so riefen wir unsern erschrockenen Führern zu, daß sie uns so bald, als möglich, ans Land setzen möchten. Diese suchten uns durch die Vorstellung zu trösten, daß nichts zu fürchten sey, wenn wir uns nur ruhig verhielten, welches aber fast unmöglich war, indem wir uns unwillkührlich, je nachdem das Schiff sich rechts, oder links überneigte, auf die entgegengesetzte Seite legten, und dadurch allerdings die Bewegung des Kahns vermehrten. Unser Rufen, und das Gegenschreyen der Schiffer dauerte mehrere Minuten fort, bis diese endlich, wiewol ungerne nachgaben, weil sie fürchteten, daß sie durch das Umkehren ihre Schiffer-Ehre einbüßen möchten. Wir erreichten zwar glücklich das Ufer wieder,

allein weit unterhalb des Platzes, wo wir eingestiegen waren. Unsere Begleiter aus Schaffhausen versicherten, daß sie schon mehrere hundertmal über den Rhein gefahren wären; aber noch nie ein so gefahrvolles Schwanken, als diesmal empfunden hätten. Dies Schwanken entstand meiner Meynung nach hauptsächlich daher, daß wir nicht gleichförmig in die beiden Hälften des Kahns vertheilt waren. Die größte Gefahr, in der wir gewesen waren, hatten wir Fremdlinge gar nicht geahndet, indem es häufig geschieht, daß ein Kahn umschlägt, wenn man an einer Stelle zu landen sucht, wo das Ufer steil, und der Rhein tief, und reißend ist. Wenn Sie also jemals in die Schweiz kommen; so nehmen Sie sich ja in Acht, daß Sie sich nicht in zu großer Gesellschaft den leichten und schmalen Kähnen anvertrauen, womit man den Rhein gleich unter seinem Fall zu befahren pflegt. Wir hatten uns durch unsere Rheinfahrt so sehr verspätet, daß wir nur noch mit genauer Noth in die Stadt kamen, die von der Seite der Rheinbrücke gegen die Nacht geschlossen wird.

Zürch, am 18. Jul.

Hier sitze ich wieder in eben dem Zimmer, in welchem ich vor sechs Jahren wohnte, und aus welchem mich die Aussicht so oft entzückt hat. Das Gewimmel der Menschen vor dem Schwerdt, und auf den beyden Brücken, die schöne Limmat, der noch schönere See mit seinen mahlerischen Ufern, der Wasserthurm, das Rathhaus, und alle übrige Gebäude

in der Nachbarschaft finde ich eben so wieder, wie ich sie vormahls gesehen habe; allein die größte Zierde dieser Aussicht ist schon dahin. Die Schweizerhacken, auf welchen das Auge zuletzt ruht, sind ihrer Schneedecken durch die Hitze des Sommers beraubt, und stehen öde und leer da, umgeben mit schwarzen Wolken, wodurch die Glarner und Appenzeller Gebirge ganz unsichtbar werden.

Um das Vergnügen zu haben, mit unserm Freunde Lavater nach Zürch zu reisen, blieben wir gestern bis nach Mittage in Schaffhausen. Schon am frühen Morgen machten wir einige Besuche bey dem Herrn von Imthurm, Lavater's Gastfreunde, dem Herrn von Stockar, der die gestrigen Gefahren mit uns theilte, und zuletzt bey dem Herrn Professor Jetzler, dessen große Verdienste Sie aus einem Aufsatze in dem ersten Bande unsers historischen Magazins kennen. Wir fanden diesen verehrungswürdigen Patrioten in dem beynahe vollendeten Waisenhause, das ein dauerndes Denkmahl seiner erhabenen, und uneigennützigen Vaterlandsliebe bleiben wird. Es war diesem edeln Bürger nicht genug, sein ganzes Vermögen zur Errichtung des neuen Waisenhauses herzugeben. Er widmete zu eben dieser Absicht den größten Theil seiner Zeit, alle seine Kräfte, und seine vorzüglichen Kenntnisse in der Baukunst. Herr Jetzler beschäfftigte sich, da wir in das Waisenhaus eintraten, unter den übrigen Arbeitern, von welchen wir ihn an seiner einfachen Kleidung kaum hätten unterscheiden können. Das Gebäude ist bau-

erhaft und edel, und wird wahrſcheinlich, wenn es ganz fertig iſt, mit unſern meiſten Teutſchen Waiſenhäuſern verglichen, prächtig genannt werden können. Jeder Theil deſſelben iſt nach einem ſo reifen, und ſo oft wiederholten Nachdenken entworfen, und ausgeführt worden, daß es flüchtigen Beobachtern nicht einmal einfallen kann, das Werk eines Meiſters nach einem ſchnellen Blick richten zu wollen. Die Zimmer an der Erde ſind an der einen Seite für die Knaben, und an der andern Seite für die Mädchen beſtimmt; und dieſe Zimmer ſchienen uns anfangs wegen ihrer Unaufgeräumtheit, und wegen der Werkzeuge, womit ſie angefüllt waren, nicht groß genug. Im erſten Stock werden die Aufſeher und Lehrer wohnen: auch wird darin ein Saal zur Verſammlung der Waiſenherren eingerichtet werden. Die Beſtimmung der Zimmer des zweyten Stocks war noch nicht gewiß entſchieden. Der freye Platz hinter dem Waiſenhauſe hat zwar keinen großen Umfang; allein er iſt doch groß genug, um den Kindern zu den nöthigen Bewegungen, und Leibesübungen dienen zu können. Ein Theil dieſes Platzes iſt dem Rhein durch Eindämmen abgewonnen, und eben deßwegen iſt der ganze Platz mit einer dicken und ſichern Mauer umzogen worden. Die Einrichtung des Waiſenhauſes wird ſich von den Teutſchen auf eben die Art, wie die meiſten übrigen Schweizeriſchen Waiſenhäuſer unterſcheiden. In unſern Teutſchen Waiſenhäuſern erzieht man verlaſſene Kinder aus den niedrigſten Volksclaſſen, die nach vollendeter Erziehung entweder den

Kriegsstand, oder irgend ein Handwerk ergreifen, oder auch Bediente werden. In der Schweiz hingegen nimmt man in die öffentlichen Waisenhäuser nur Kinder aus bürgerlichen, oft angesehenen Familien auf, unter welche sich manche viel zu gut dünken, als daß sie gemeine Soldaten, oder Handwerker werden sollten. Die Schweizerischen Waisenhäuser sind daher im Ganzen viel prächtiger gebaut, als die Teutschen. Die Kleidung, Wohnung, und Nahrung der Kinder ist in den erstern viel besser, als in den letztern; und besonders ist der Unterricht sorgfältiger und mannigfaltiger, als er zu seyn brauchte, wenn man bloß künftige Soldaten, oder Handwerker bilden wollte. Wenn unsere Teutschen Waisenhäuser manchmal darin fehlen, daß sie den Kindern nicht die nöthige Pflege, und den nöthigen Unterricht geben; so fehlen die Schweizerischen eben so oft darin, daß sie die Kinder zu gut halten, als daß sie nachher mit der Nahrung, und den Arbeiten gemeiner Handwerker zufrieden seyn könnten. Man darf es Herrn Jetzler zutrauen, daß er dies Gebrechen der Schweizerischen Waisenhäuser vermeiden werde.

So bald wir unsere Besuche geendigt hatten, setzten wir uns in einen offenen Wagen, um den Rheinfall noch einmahl ungestört, und mit Muße zu sehen. Schon von dem Gartenhause, das am Ende des Schloßgartens über den Wasserfall erbaut ist, bemerkte ich, daß er sich uns diesmahl ganz anders, als an dem letzten Abend zeigen werde. Wir eilten daher voll ungeduldiger Erwartung auf die Gallerie, wo

der einzige rechte Standpunct für die Beobachtung des Rheinfalls ist, da man aus dem Gartenhause die umliegende Gegend, und, wenn ich so reden darf, die Decorationen des Rheinfalls am besten überschauen kann. Schon vor der Oeffnung der Thür, wodurch der Eingang auf die Gallerie verschlossen wird, fühlte ich beym ersten Blick, daß ich, der ich den Rheinfall jetzo zum drittenmahl sah, ihn dennoch zum erstenmahl in seiner wahren Gestalt, und in seiner ganzen Herrlichkeit sehen würde. Der Rheinfall ist ein so außerordentliches Schauspiel, daß, wenn man ihn bey der bloßen Erleuchtung des Tageslicht sieht, man sich unmöglich vorstellen kann, daß er durch den Glanz der Sonne noch um so vieles verherrlicht werden könne. Auch ich glaubte daher, daß ich mit den Strahlen der Sonne weiter nichts, als etwa den Anblick eines Regenbogens verloren hätte. Allein durch den vollen Glanz der Morgensonne wurde nicht nur die ganze Scene gehoben, und den Augen genähert, sondern es offenbarten sich nun auch viele erstaunenswürdige Erscheinungen, die ich vorher gar nicht geahndet hatte. Nun erst konnte ich recht bemerken, mit welcher unaussprechlichen Kraft die schäumenden Fluthen von dem Rande des Felsen-Betts, vorzüglich aber zunächst am Ufer herabgeschleudert wurden: wie sie mit schmetterndem Donner gleich auf den ersten Absätzen in emporsteigende, und gegen einander kämpfende Strudel und Wirbel zusammenstürzten: wie sie sich mit gereizter Wuth aus diesen Strudeln losrissen, und oft mit einem ungeheuern Sprunge in die gräß-

liche Tiefe hinabwarfen, um nicht von ihren Gegnern ereilt zu werden: wie sie aber dennoch bisweilen von den nachjagenden Wogen erreicht, und in den Abgrund hineingedrückt wurden. Als wir das erstemahl auf die Gallerie traten, kehrten wir vermöge einer unwillkührlichen Bewegung gleich wieder um, weil der Rhein in jedem Augenblicke zu wachsen, und mit einem solchen unaufhaltsamen Ungestüm auf uns einzudringen schien, daß wir fürchteten: er möchte alle Hindernisse und Schranken, welche Natur und Kunst ihm entgegengesetzt haben, niederreißen, und uns samt den Trümmern der zitternden Gallerie in seinen unergründlichen Schlund hinunterwälzen. Schon beym ersten Falle der Gewässer auf den schiefliegenden Abhang stiegen unaufhörlich Staubwolken und Wassersäulen empor, deren Gestalten und Bewegungen eben so unendlich, als die der Wellen waren, von welchen sie ausgeworfen wurden. Diese Nebelwolken hoben sich dem Scheine nach wenigstens eben so hoch über den Rand des Wasserfalls empor, als das obere Bett des Rheins über die untere Wasserfläche erhaben ist. Eben diese Wolken bildeten eine magische Wand zwischen dem Auge des Zuschauers, und zwischen dem gegenüber liegenden Ufer. Wenn ein Windstoß die Wolken theilte; so zeigten sich plötzlich die Gebüsche und Bäume des andern Gestades, die aber gleich wieder wie von Meeresfluthen verschlungen wurden, wenn ein entgegengesetzter Stoß die Nebel wieder zusammendrängte. Jeder Wirbel, jede Wolke wurde gleichsam die Quelle, oder Geburtsstätte von aufsliegenden Staub-

wolken, die ſich aber am dichteſten und furchtbarſten aus dem kochenden Abgrunde, in welchen alles zuſammenſtürzt, wie aus der Mündung eines feuerſpeienden Berges emporwälzten. Der ganze Luftraum über dem weiten Becken des wiedergeſammelten Rheins war mit einem ſich immer erneuernden Wolkenmeere angefüllt, deſſen Wellen und Ströme bald geſchwinder, und bald langſamer gegen dem Buſen zufloſſen, der von dem Schaffhäuſer Ufer gebildet wird. In dieſem Wolkenmeere wurde jedes Waſſerſtäubchen von den Strahlen der Sonne durchdrungen: und ungeachtet man keine ausgemahlte, und ſcharf abgeſchnittene Farben entdeckte; ſo war doch durch das Ganze ein gewiſſer roſenfarbner Schimmer verbreitet, der dieſem Schauſpiele einen überirdiſchen Reiz verlieh. Vor unſern Füßen tanzten zween ſchöne Regenbogen ihren entzückenden Zaubertanz, und ſehr oft prangten die ſtäubenden Waſſergüſſe, und die dünnen Waſſerſtrahlen, die durch den Druck und Gegendruck der Fluthen herausgepreßt, und über die untere Waſſermaſſe hingeſprützt wurden, mit den herrlichſten Farben der Morgenröthe: eine Erſcheinung, die ich ſonſt niemahls bey Waſſerfällen wahrgenommen habe. Eine der ſchönſten Verzierungen des Waſſerfalls war der Schatten, den das überhängende Geſträuch des hohen Felſenufers in den nahen Waſſerfall warf. Dieſer Schatten blieb gleichſam beſtändig in der Luft hängen, indem er auf den Spitzen der Schaumbüſchel ſchwebte, womit die ſtets verſchwindenden und wieder emporwallenden Strudel und Wellen gekränzt ſind. — Wenn man an dem

von der Morgensonne erleuchteten Wasserfall auch so lange verweilt, bis der erste erschütternde, und fast betäubende Eindruck nachläßt, und bis man jeden einzelnen Theil, jede große, oder reizende Erscheinung abgesondert betrachtet hat; so wird man doch immer wieder von neuem an dies außerordentliche Schauspiel hinangezogen. Dann aber ist es nicht der bloße Anblick mehr, der einen fesselt; sondern man wird vielmehr durch die Betrachtungen festgehalten, die durch das, was man gesehen hat, und noch sieht, veranlaßt werden. Wer sollte auch nicht bey dem unausgesetzten Sturze des Rheins, wo eine Welle stets die andere vor sich herpeitscht, an die Unerschöpflichkeit der Natur denken, die nicht bloß die Urne des Rheins, nicht bloß die Urnen aller übrigen Flüsse füllte, sondern die auch in jeden Tropfen, so wie in jedes Staubtheilchen unversiegliche Quellen des Segens, und des Genusses ausgoß? — Jede vorüberschießende Welle, die sich in dem untern Becken des Rheins mit ihren Vorgängerinnen vereinigt, reißt dem Zuschauer einen Theil von seinem Leben ab, und wird ein warnender, oder schreckender Zeitmesser, der ihn erinnert, wie schnell die gegenwärtigen Augenblicke dahin fliegen, und sich unwiederbringlich in den Abgrund der Zeiten verlieren, der so viele Jahrtausende verschlungen hat. — Welche Menschengeschlechter erlebten den Fall der Felsmassen, die fast gewiß auf den beiden hervortretenden Ecken der obern Felsbank, und auf der hohen Wölbung in der Mitte des Abhanges standen? Wie viele Zeugungen werden verschwinden, bevor der angefressene

Fels an dem untern Rande des Abhanges, oder bevor das steile Felsenufer niedergeworfen wird, das sich dem Rhein, da, wo er am gewaltigsten tobt, mit unerschütterlicher Festigkeit entgegenstemmt? Diese oder ähnliche Betrachtungen müssen nothwendig in einem jeden gefühlvollen, und nachdenkenden Beobachter aufsteigen; und solche Betrachtungen dauern, und arbeiten noch lange in der Seele fort, nachdem man den Wasserfall verlassen hat. Voll von dem, was wir gesehen hatten, setzten wir uns gleich nach unserer Rückkunft zu Tische, und Sie können also leicht denken, wie groß unser Erstaunen, und Unwille war, als wir von dem Cronen-Wirth hörten, daß schon manche Reisende sich darüber gewundert hätten, wie man so viel Aufhebens vom Rheinfall machen könne. Einige, die sich recht weise dünkten, hatten am Rheinfall weiter nichts bemerkt, als daß das Wasser schwer sey. Die Namen solcher Spötter, oder Entweiher der Majestät der Natur sollten mit großen Buchstaben auf eine schwarze Tafel geschrieben, und zur verdienten Verachtung aller Reisenden in dem Speisesaale der Crone aufgehängt werden.

Der Weg von Schaffhausen nach Zürch über Winterthur hatte für uns in Rücksicht der Landschaften nicht viel Merkwürdiges, so wie die zuletzt genannte Stadt, ihre Spatziergänge, und umliegenden Gegenden uns nicht vorzüglich schön schienen. Der vortheilhafteste Standpunct auf der erstern Hälfte des Weges ist auf dem Schlosse Andelfingen, wo jetzo der Herr Landvogt Meiß wohnt, den ich schon bey mei-

ner ersten Reise kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Aus den Fenstern dieses Schlosses beherrscht man ein weit ausgebreitetes Thal, das von einem kleinen Flusse belebt wird, das aber nicht sehr bevölkert, und angebaut ist, wenn anders nicht die häufigen Hügel und Wälder die Wohnungen der Menschen und ihre Arbeiten verstecken. Einer der merkwürdigsten Männer in Winterthur ist ist der große Kenner und Mahler von Insecten, Herr Schellenburg, der so gütig war, uns viele von seinen meisterhaften Arbeiten zu zeigen. Die Straßen zwischen Schafhausen, und Zürch waren äußerst schlecht; doch läßt der Canton einen neuen und schönern Weg bauen, der bald fertig seyn wird. Wenn man die Schweiz überhaupt, oder den Canton Zürch nach den Dörfern beurtheilen wollte, die man zwischen Schafhausen und Winterthur, und zwischen dieser Stadt und Zürch sieht; so würde man, wie ich auch schon von mehrern Reisenden gehört habe, keine sehr günstige Meynung von dem Zustande des Landmanns, und von der Fruchtbarkeit, und dem Anbau des Landes fassen können. Die Häuser in den Dörfern, und Flecken sind fast alle von Holz gebaut, und entweder mit Schindeln, oder mit Stroh gedeckt. Sie haben nicht bloß ein schmutziges, sondern sehr oft ein verfallenes Ansehen, welches uns um desto mehr auffiel, da wir aus den Gegenden von Teutschland kamen, in welchen unstreitig die schönsten Dörfer sind. Das Geschirr und Ackergeräth schien meistens eben so sehr, als die Ausbesserung der Häuser vernachlässiget zu werden; und die Kinder, die uns

anbettelten, hatten eine ungesunde Farbe, und waren mit zerrissenen, und unreinlichen Lumpen behangen. Man gestand in Zürch selbst ein, daß die Gegend, durch welche wir gekommen wären, eine der unfruchtbarsten, und am wenigsten glücklichen sey; allein man überzeugte uns bald, daß man von diesem Theile nicht auf das Ganze schließen könne.

Am 25. Jul.

Hier, mein Werthester, habe ich im Schooße der Freundschaft die lange verlorne Ruhe gefunden, nach welcher ich mich so lebhaft sehnte, und deren ich so sehr bedurfte. Zürch ist die erste unter den Städten, wo wir uns einige Zeit aufgehalten haben, in welcher nicht gleich jeder Tag ausgetheilt, und jede Stunde besetzt war. Hier genoß ich seit langer Zeit zum erstenmal das Vergnügen wieder, mich an jedem Morgen Meister von dem bevorstehenden Tage zu fühlen, und an jedem Abend mich ohne den beunruhigenden Gedanken zu Bette zu legen, daß ich vielleicht zu spät für eine abgeredete Partie erwachen werde. Hier konnte ich ganz nach meinem Wohlgefallen lesen, spatzieren gehen, Freunde und lehrreiche Sammlungen, oder nützliche Anstalten besuchen. Wenn ich auch nicht schon das meiste, was man Fremden zu zeigen pflegt, gesehen hätte; so würde ich dennoch manches Merkwürdige mit Vorsatz übergangen haben, um nur einmal ausruhen zu können. Das regnichte Wetter, das wir einige Tage her hatten, vereitelte uns zwar eine, und die andere Landpartie; allein zugleich be-

günſtigte es meine Abſicht, entweder in ungeſtörter Einſamkeit, oder in der Geſellſchaft von Freunden, in welcher ich keine Art von Zwang empfand, mich von der bisher geführten unſteten Lebensart zu erholen.

Wir waren ſo glücklich, alle unſere übrigen vertrauten Freunde, und Freundinnen in erwünſchtem Wohlſeyn anzutreffen; nur vermißten wir mit inniger Wehmuth in dieſem Kreiſe theurer Perſonen den unſterblichen Geßner, und den unvergeßlichen Chorherrn Schinz, einen der redlichſten Männer, und der gelehrteſten Aerzte, die Zürch ſeit langer Zeit beſeſſen hat. Dem Dichter und Mahler Geßner werden ſeine Freunde ein Ehren-Denkmahl auf dem Schützen-Platze nicht weit von dem neuen Pavillon errichten, den man erſt ſeit einigen Jahren erbaut hat. Die Landſchaftsſtücke dieſes großen Idyllen-Dichters, und Idyllen-Mahlers werden ſo ſehr geſchätzt, daß man ſie mit zwanzig und mehrern Louisd'or bezahlt. Er hat nur fünf, oder ſechs Gemählde, und unter dieſen ein unvollendetes nachgelaſſen, die aber, wie billig, die Familie als ein unveräußerliches Heiligthum aufbewahren wird.

Den größten Theil unſerer Zeit brachten wir in dem Schinziſchen, und Lavateriſchen Hauſe zu. Neue Verbindungen ſuchten wir nicht; doch freuten wir uns ſehr über die günſtigen Gelegenheiten, die uns mit den beiden Herren Zunftmeiſtern Irminger und Heidegger bekannt machten. Dieſer, ein würdiger Sohn des großen Bürgermeiſters Heideg-

ger, beſitzt auſſer einer Sammlung von Gemählden und Kupferſtichen einen groſſen Schatz von trefflichen, beſonders von ſeltenen Büchern, und unter dieſen mehrere, von welchen die gröſten Bücherkenner nicht einmal wuſten, oder zweyfelten, ob ſie vorhanden ſeyen. Herr Irminger wird als ein rechtſchaffener, einſichtsvoller, und thätiger Mann allgemein verehrt, und dieſe Verehrung verdient er um deſto mehr, da er ſich ſelbſt gebildet hat. Nach dieſem Urtheil werden Sie ſich gewiß wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß Herr Irminger ein Becker ſey. Allein er läßt, wie mehrere andere Männer von ähnlichen Verdienſten, die angeerbte Beſchäfftigung von ſeinen Leuten treiben, wie unſere Teutſchen Edelleute ihre Güter von ihren Leibeigenen, oder Knechten bauen laſſen.

So heiter auch bey unſerm jetzigen Aufenthalte in Zürch das Wetter meiſtens war; ſo hatten wir doch auch nicht ein einzigesmal aus den Fenſtern unſers Gaſthofes eine ſolche Ausſicht auf die von der Abend- oder Morgenſonne erleuchteten Berge, dergleichen uns im Jahre 1782 gleich am erſten Abend, und Morgen unſerer Ankunft gewährt wurde. Wenn die Sonne in dieſen Tagen auch noch ſo lange, und lebhaft ſchien; ſo blieben die Berge am Ende des Horizonts doch immer mit Nebel bedeckt. Dieſer faſt unbewegliche Wolkenſchleier wurde ſelbſt an dem ſchönen Nachmittage, an welchem wir mit Lavater auf dem See nach Küßnacht fuhren, nur auf einige Augenblicke von den Spitzen oder Seiten der beſchneyten

Glarner und Appenzeller Gebirge weggezogen, die aber in kleinen und abgeriſſenen Bruchſtücken betrachtet, keinen mächtigen Eindruck machten. Die Schweizer-Hacken, und auch der entferntere, zwiſchen dem Hacken und dem Albis herüberblickende Rigiberg waren mit ſchwarzem Gewölk, wie mit einem Trauermantel umhangen, und man konnte an den erſtern weder Alpen, noch Sennhütten, weder Wälder noch Felswände unterſcheiden.

Zu den angenehmſten, und lehrreichſten Stunden, die ich diesmal in Zürch zugebracht habe, rechne ich diejenigen, die mir beym Leſen, und Wiederleſen der Abhandlung des Herrn Rathsherrn Hirzel über den Einfluß der Fabriken auf Feldbau, und Sitten, im dritten Bande des Höpfneriſchen Magazins verfloſſen ſind. Dieſer treffliche Aufſatz enthält viel mehr wichtige Nachrichten über den gegenwärtigen und vormaligen Zuſtand des Cantons Zürch, als man bey einem langen Aufenthalt durch eigene auch noch ſo ſorgfältige Erkundigungen und Beobachtungen erfahren kann. Wenn man ihn lieſt, ſo iſt man nicht bloß in der Geſellſchaft ſeines verehrungswürdigen Verfaſſers, ſondern man hört auch zugleich die Reſultate der genauſten Unterſuchungen von manchen andern aufgeklärten Patrioten, deren Einſichten und Arbeiten Herr Hirzel benutzt hat. Man lernt die Stadt, und vorzüglich die Landſchaft von Zürch nicht bloß kennen, wie ſie jetzo ſind, ſondern auch wie ſie vormals waren, und wie ſie das, was ſie jetzo ſind, allmählig wurden: und man ſieht gleichſam den Feld-

bau, und Handel, die Viehzucht, Gewerbe, und Bevölkerung von einem Menschenalter zum andern wachsen. Wenn in diesem Aufsatze die wichtige Frage von dem Einflusse der Fabriken auf den Feldbau und die Sitten, die jetzo alle Gelehrte und Staatsmänner in der Schweiz theilt, oder wenigstens beschäfftigt, nicht ganz befriedigend beantwortet seyn sollte; so enthält er wenigstens alle Data, die zur Auflösung dieser Frage erfordert werden, insoferne sie auflöslich ist. Da ich voraussetzen darf, daß Ihnen der dritte Theil des schätzbaren Hopfnerischen Magazins noch vors erste nicht zu Gesicht kommen werde; so will ich, wenn mir anders so viel Zeit übrig bleibt, zu Ihrer, und meiner eigenen Unterhaltung die wichtigsten Nachrichten aus der Hirzelschen Schrift kurz ausziehen, und diese mit den Angaben und Anmerkungen begleiten, die ich von andern wackern Männern erhalten habe, oder die dadurch in mir veranlaßt worden sind.

Die segensvollen Wirkungen der Reformation zeigten sich sehr bald noch in eben dem Jahrhunderte, in welchem man das Joch der Priesterherrschaft, und des Aberglaubens abgeworfen, in welchem man eine Menge von Feiertagen, und die damit verbundenen Ausschweifungen und Müßiggang abgeschafft, den Unterricht der Jugend und des Volks vermehrt, und verbessert, und eben dadurch die Sitten gereinigt, vorzüglich aber Nüchternheit, Mäßigkeit, und Fleiß empfohlen, und verbreitet hatte. Der erwachende Geist der Industrie wandte sich zuerst auf die Ver-

vollkommnung der Viehzucht, und des Ackerbaus hin, die beide von der Bürgerschaft mit großem Eifer getrieben wurden. Fast alle Haushaltungen hielten eine, oder mehrere Kühe, und es wurden im sechszehnten Jahrhundert verschiedene Gesetze gegeben, in welchen man die Zahl von Kühen bestimmte, die eine jede, oder mehrere in einem Hause beysammenwohnende Familien auf die Gemeinweiden treiben dürften. Alle reiche, und wohlhabende Hausväter legten einen großen Theil ihres Vermögens an gutgelegene Grundstücke und Landgüter, die bey der geringen Bevölkerung, dem nicht beträchtlichen Vorrath an baarem Gelde, und dem niedrigen Tagelohn eben so vortheilhaft erstanden, als benutzt werden konnten. Fabriken und Handel waren so unbedeutend, daß der Kaufzoll im Jahre 1531 nur 237 Pfund, und der Fabrikzoll gar nur 35 Pfund einbrachte. Zwar stieg der letztere bis 1611 auf 763 Pfund, und der erstere auf 815 Pfund. Allein wenn man diese kleinen Summen mit denen vergleicht, welche diese Zölle jetzo eintragen; so ergiebt sich bald, daß die wachsenden Fabriken, und Handel nur einen geringen Antheil an der außerordentlichen Vermehrung der Volksmenge hatten, die im Jahre 1610 fast noch einmal so groß, als im Jahre 1529 war. Im letztern Jahre nährte der Canton Zürch nur 76229, und im erstern hingegen 143990 Menschen. Wenn Waser, aus dessen Tabellen diese Zahlen genommen worden sind, richtig gerechnet hat; so muß man nothwendig über die heil-

ſamen Einflüſſe erſtaunen, welche die Einfalt und Unſchuld der Sitten im erſten Jahrhundert nach der Reformation auf die Bevölkerung im Zürcheriſchen Gebiet gehabt haben. Im ganzen ſechszehnten Jahrhundert waren Handel und Manufacturen im Steigen, aber doch von keiner großen Erheblichkeit. Landbau und Viehzucht wurden zwar verbeſſert, allein nirgends waren die weitläuftigen, und wenig benutzten Allmenten getheilt: Brach- und Stoppelweiden waren noch durchgehends üblich, und eben ſo allgemein galt das ſogenannte Zelgen-Recht, oder die ſchädliche Verbindlichkeit, jeden Acker das dritte Jahr brach liegen zu laſſen. Die Kunſt zu düngen und zu wäſſern, und beſonders die Kunſt, Fluren, Wieſen und Weiden mit ganzen Reihen von Obſtbäumen zu beſetzen, waren wenig, oder gar nicht bekannt; und dennoch war die Volksmenge im Jahre 1610 nicht nicht einmal um 40000 Köpfe geringer, als ſie jetzo iſt, da Ackerbau, Viehzucht, Manufacturen und Handel den höchſten Grad erreicht haben, den ſie nur erreichen können. Im Jahre 1785 lebten im Canton Zürch 167564 Seelen. In dem gegenwärtigen Jahre ſchätzt man ſie auf 180000, von welchen 12000 auf die Stadt gerechnet werden. Wenn die jetzigen Einwohner der Stadt und Landſchaft Zürch ſich mit ſo wenigem begnügten, als die Vorfahren vor einigen Jahrhunderten; ſo müßte, ſcheint es, die Bevölkerung wenigſtens noch um die Hälfte ſtärker ſeyn, als ſie wirklich iſt.

In dem vergangenen Jahrhundert herrſchte die

Pest zwischen 1610 und 1634 zweymal, und verminderte die Bevölkerung fast um ein Drittel. Diese stieg zwar wieder von 1634 bis 1678 von 87621 auf 139146; allein die große Theurung in dem Anfange des letzten Decenniums des siebenzehnten Jahrhunderts nahm ein Siebentel der ganzen Volksmenge weg, und machte sie bis auf 119442 herabfallen; so daß der Canton Zürch in einem ganzen Jahrhundert nicht allein gar nichts gewann, sondern durch unvermeidliche Landplagen über 20000 Menschen verlor. Dieser großen Unglücksfälle ungeachtet blühte der Handel, noch mehr aber die Fabriken mit jedem Jahrzehend immer mehr und mehr auf; und der Fabrikzoll brachte im Jahre 1691 eine Summe von 3449₈ und der Kaufhauszoll 5313 Pfunde ein. Der Feldbau vervollkommnete sich in diesem Zeitraume allerdings auch; aber, wie es scheint, nicht in dem Verhältnisse, in welchem Handel und Gewerbe zunahmen. Im Anfange des letzten Jahrhunderts fingen schon mehrere Besitzer an, ihre Güter in den fruchtbaren Feldern, die nahe an der Stadt liegen, einzuzäunen; allein diese Einzäunungen, oder Einschläge wurden auf die Klagen der Mezgerzunft, oder auch solcher Gemeinden, die das Recht der Brach- und Stoppelweide hatten, zu wiederholten malen verboten, oder eingeschränkt; und nur in theuern Jahren erlaubte man es den Gütern-Besitzern, im Stihlfelde ihre Fluren und Wiesen ganz nach ihrem Belieben zu nutzen. Im Jahre 1692 bewog endlich die große Theurung die Regierung, das Recht der Brach-

und Stoppelweide im Sihlfelde ganz aufzuheben, und den Güter-Besitzern zu erlauben, daß sie sich von diesem beschwerlichen Rechte durch die Erlegung eines mäßigen Zinses, oder eines geringen Capitals loskaufen könnten. Herr Hirzel bemerkt sehr richtig, daß die große Theurung am Ende des letzten Jahrhunderts seinem Vaterlande einen ähnlichen dauernden Nutzen, wie die Theurung in den Jahren 1771 und 1772 verschafft habe. Diese letzte Theurung kostete dem Canton Zürch zwanzigtausend Menschen; allein sie veranlaßte, oder vermehrte den Cartoffelbau, und vorzüglich die Vertheilung der Allmenten; wodurch die Bevölkerung und der Wohlstand vieler Gemeinden auf eine auffallende Art gewonnen hat.

So sehr sich aber Handel und Gewerbe während des letzten Jahrhunderts in Vergleichung mit den ältern Zeiten vermehrten; so gering waren sie, wenn man sie mit den Fabriken und dem Handel des gegenwärtigen Jahrzehends zusammenhält. Den eigentlichen Flor der Industrie, und des Handels, kann man erst von dem Ende des letzten, und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts anrechnen, um welche Zeit Flüchtlinge aus Frankreich, und aus den Italiänischen Vogteyen, die ihr Vaterland um der Religion willen hatten verlassen müssen, den Zürchern nicht bloß ihre Reichthümer, sondern auch ihre Betriebsamkeit und Künste zubrachten, und sie besonders in der Kunst, Seide und Baumwolle zu spinnen, und zu weben, unterrichteten. Die Bevölkerung wuchs zwischen 1700 und 1762 von 119442 auf 172220 an;

der Fabrikzoll verdreyfachte, und der Kaufhaus-Zoll verdoppelte sich, indem jener schon im Jahre 1751. 82773, und dieser 6213 Pfunde einbrachte. In der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aber hob keine andere Arbeit den Wohlstand und die Bevölkerung der Landschaft von Zürch so mächtig, als die Einführung der Musselin-Fabriken, die in den ersten Jahren des sechsten Decenniums geschah. Den Gewinn an Menschen, den diese Fabriken hervorbrachten, kann man im Allgemeinen nicht genau bestimmen, da die Hungersnoth in den siebenziger Jahren im Zürcher-Gebiet, wie anderswo, eine große Sterblichkeit verursachte; allein die Wichtigkeit dieser neuen Fabriken kann man aus dem plötzlichen Steigen der Zölle schließen, das auf die Verbreitung derselben folgte. Der Fabrikzoll brachte im Jahre 1771, wo die Bevölkerung sich schon um 14000 Köpfe vermindert hatte, 114455, und der Kaufhaus-Zoll 7599 Pfund ein. Der erstere betrug ferner im Jahre 1775. 127822, im Jahre 1785. 156983, und 1786. 159117; und der andere in eben diesen Jahren 10248, 14221, und 14185 Pfund. Mit Recht also begünstigte die Obrigkeit von jeher den Handel in der Stadt, und die Fabrikarbeiten auf dem Lande, da der eine, und die andern die öffentlichen Einkünfte so außerordentlich vermehrt haben.

Die Wichtigkeit der Fabriken überhaupt im Canton Zürch läßt sich aus folgenden Datis abnehmen. Diejenigen, welche die Zahl der Fabrikarbeiter am mäßigsten schätzen, geben sie mit Herrn Hirzel we-

nigſtens auf 50000 an, und ein ſachkundiger Staatsmann verſicherte mir, daß man ihrer wenigſtens 60000 annehmen könne. In manchen Gemeinden und Aemtern macht die Zahl von Familien, die gar keine Güter haben, kleine Gärten ausgenommen, ein Drittel, oder gar die Hälfte aller Haushaltungen aus. Wenn man auch nur rechnet, daß ein jeder Fabrikarbeiter wöchentlich einen Gulden verdient; ſo flieſſen doch wöchentlich 50 bis 60000 Gulden baares Geld aus der Stadt auf das Land, und welch eine ungeheure Summe alſo wird jährlich durch alle, auch die kleinſten, und entfernteſten Gliedern des Staatscörpers vertheilt! Bey dem ſichern Erwerb und den mäßigen Abgaben, die er entrichtet, hat der Landmann nicht nöthig, das ihm verſagte Recht zu bedauern, für eigene Rechnung zu handeln, und fabriciren zu laſſen. Nach ſtrengem Rechte iſt ihm nicht einmal erlaubt, für andere, als Zürcher Fabricanten zu arbeiten. Die Kaufleute in der Stadt ſollen auch ſchon mehrmal darauf gedrungen haben, daß man ſelbſt die an den äußerſten Gränzen des Cantons wohnenden Bauern hindern möchte, für auswärtige Unternehmer zu arbeiten; allein die Obrigkeit hat, wie es heißt, auf dieſes Anſuchen geantwortet: daß ſie, ſo viel in ihrer Macht ſey, das Arbeiten für Fremde, oder Nachbaren hindern wolle, wenn die Kaufmannſchaft ſich anheiſchig mache, den an der Gränze wohnenden Fabrikarbeitern zu allen Zeiten genugſame Arbeit zu verſchaffen. — Die Einwohner der Stadt- und Landſchaft Zürch brauchen nach den geringſten Angaben

jährlich für anderthalb, wie andere ſagen, für zwo Millionen ausländiſcher Waaren, unter welchen manche ganz unentbehrliche Bedürfniſſe ſind; und zur Aufbringung dieſer Summe tragen alle einheimiſche Naturproducte, die man auswärts abſetzt, nicht viel mehr, als den zehnten Theil bey. Der wichtigſte Artikel der Ausfuhr iſt der Wein, von welchem man jährlich für 120 bis 200000 Fl. verkauft: welche Ausfuhr einem jeden wenig beträchtlich ſcheinen muß, wenn er hört, daß im Zürcher Gebiet funfzehn tauſend Morgen, oder Jucharte, jede zu 30000 Quadratſchuhen gerechnet, mit Reben bepflanzt ſind. Außer dem Wein überläßt man den Nachbaren noch etwas getrocknetes Obſt, und Kirſchwaſſer; allein das Geld, was dafür gelöſ't wird, kommt eben ſo wenig in Betrachtung, als die Intereſſen von Capitalien, die man auswärts belegt hat. Bey weitem alſo der gröſte Theil der Summen, womit man die Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens aus nahen und fernen Landen herbeyzieht, wird durch den Fleiß von Kaufleuten, Fabricanten, und Fabrikarbeitern gewonnen.

Die vermehrte Induſtrie von Fabricanten, und Fabrikarbeitern hat unläugbar für den gröſten Theil des Landes, und beſonders für die Oerter an beiden Ufern des Zürcher-Sees die geſegnetſten Folgen gehabt. Der erhöhte und ſichere Erwerb, den die Verbindung der Fabrikarbeiten mit den Arbeiten des Feldbaus darbot, beſchleunigte und vervielfältigte die Ehen, und vermehrte dadurch die Theilung und den Werth

der Güter, so wie die Erweiterung, und Verschönerung von Häusern und Dörfern. Wegen der Aussichten, welche dem Landmanne seine und seiner Kinder Arbeitsamkeit eröffnete, setzte er der Fruchtbarkeit seiner Ehe keine frühe oder ängstliche Gränzen mehr. Vormals scheuten sich Väter und Söhne, größere, und noch mehr, mäßige Güter zu theilen, weil man besorgte, daß jedes einzelne Stück seinen Mann nicht ernähren möchte. Diese Furcht verschwand gänzlich nach der Verbreitung der Fabriken und Fabrikarbeitern; und nun theilen die Söhne immer von neuem die vielleicht schon mehrmal zerstückelten Erbtheile ihrer Väter, weil man überzeugt ist, daß auch ein kleiner Acker hinreiche, seinen fleißigen Besitzer mit Weib und Kind zu ernähren. Wegen diesen stets fortschreitenden Theilungen werden die großen Güter, und ganze Ochsenzüge, oder Ochsengänge mit jedem Jahre seltener, und das Land wird immer mehr und mehr gartenmäßig und mit der Hacke gebaut. Man rechnet, daß im ganzen Canton Zürch 4000 Pferde, und 10000 Zugochsen vorhanden seyen, welche Zahlen Sie sehr klein finden werden, wenn Sie bedenken, daß der Flächeninhalt des in hohem Grade angebauten Cantons $42\frac{1}{2}$ geographische Meilen beträgt.

Mit der Zahl der Ehen und Menschen stieg ganz natürlich in gleichem Verhältnisse die Zahl der Häuser, und der Umfang von Dörfern und Flecken. Wo noch vor einem Menschenalter eine, oder einzelne abgelegene, und zerstreute Wohnungen standen, da erblickt man jetzo ansehnliche Dörfer, und kleine

armselige Dörfer sind zu weitläuftigen, und städtischen Flecken angewachsen. Selbst die kahlen und kalten Rücken von Bergen, die sonst nur von Heerden besucht wurden, und die verödeten Plätze an dem Rande ausgehauener Wälder sind und werden je länger je mehr mit neuen Wohnungen glücklicher Menschen bedeckt. In solchen Oertern aber, wo vermöge eines alten Gewohnheits-Rechts die Zahl von Häusern, oder Feuerstellen unwiederruflich bestimmt ist, in solchen Oertern wurde man entweder gezwungen, die Obrigkeit anzuflehen, daß sie die Erbauung neuer Häuser erlauben möchte, oder man erhöhte und erweiterte die bisherigen Wohnungen, so viel man konnte, um desto mehr Familien aufnehmen zu können. In solchen Dörfern und Häusern wohnt nicht etwa in jeder Stube eine, sondern drey und mehrere Haushaltungen beysammen, welches Zusammenwohnen freylich den Sitten nicht günstig ist. Alle Dörfer und Flecken, in welchen sich viele Fabrikarbeiter aufhalten, unterscheiden sich von den übrigen durch die Neuheit, Schönheit und Dauerhaftigkeit der Häuser. An statt daß die Väter oder Großväter in hölzernen, und schmutzigen Strohhütten lebten, wohnen die fabricirenden Bauern in steinernen Häusern, die mit Ziegeln gedeckt sind. Fleißige und sparsame Arbeiter suchen eine Ehre in der Schönheit, Reinlichkeit und Heiterkeit ihrer Wohnungen, so wie in der Erweiterung und dem vollkommenen Anbau ihrer Grundstücke. Die Menge der Concurrenten und die verbesserte Cultur hat den Werth von Aeckern und Wiesen an

einigen Orten um das doppelte, und an andern um das dreyfache erhöht. Diejenigen, die keine Luſt, oder Gelegenheit haben, ihre liegenden Gründe zu erweitern, wenden das von Fabrikarbeiten erſparte Geld auf die Verbeſſerung ihres Viehſtandes, und der kleinen Güter, die ſie einmal beſitzen. Man kauft die ſchönſten und milchreichſten Kühe, die man nur haben kann, und ſucht ſie durch das ausgeſuchteſte Futter, und die beſte Pflege in reinlichen Ställen zu veredeln, oder wenigſtens in ihrer urſprünglichen Güte zu erhalten. Man begnügt ſich nicht mit der Vermehrung des Düngers, der aus der Stallfütterung entſteht, nicht mit der genauen Sparung des flüſſigen Düngers zur Begieſſung der Wieſen; ſondern man kauft Miſt und Stroh aus der Stadt, oder aus ferneren Gegenden, wo man dergleichen zu verkaufen hat, ſammelt oder ſucht Aſche und befruchtende Erdarten, legt in ſumpfigen Gründen Strohwieſen an, und verwendet alle dieſe Arten des Düngers auf Aecker, Gärten und Wieſen, welche letztere man mit dem beſten Kleeſaamen beſät, mit den trefflichſten Obſtbäumen bepflanzt, und hin und wieder eben ſo kunſtreich, als im Bernischen bewäſſert. Nicht weniger allgemein, als die Stallfütterung, iſt das Säen des Klees in Roggen- und Gerſtenfelder, und die Benutzung deſſelben auf Brachfeldern. Durch dieſen vermehrten Kleebau hat ſich der Viehſtand in den meiſten Gegenden des Cantons außerordentlich verbeſſert; vorzüglich aber hat ſich die Gegend jenſeits des Albis-Gebirges ſeit ſechzig Jahren durch den Viehhan-

del nach Italien empor gehoben. Dieser Viehhandel nach Italien, gegen welchen die Schweizerischen Patrioten mit mancherley Gründen eifern, nimmt mit jedem Jahre zu. Im Jahre 1786 wurden in Bellenz an großem und kleinem Hornvieh, das aus Zürch, Bündten, Uri, Schweiz, und Unterwalden auf den großen Markt nach Lauis getrieben wurde, 11829 Stück verzollt, da nur noch wenige Jahre vorher nicht viel über 3000 Stück über den Gotthart gebracht worden waren.

Ohne Widerrede also haben die Fabrikarbeiten in den meisten Gegenden des Zürcher-Gebiets neben der Bevölkerung die Verschönerung und Erweiterung der Dörfer, die Verbesserung des Viehstandes, und den Anbau des Landes befördert, und an vielen Stellen den dürren steinigen Boden in das fruchtbarste und lockerste Erdreich verwandelt. Die schnellsteigenden Fabriken, und die in gleichem Verhältniß wachsende Volksmenge, verursachten einen unmäßigen Verbrauch des Holzes, und eine daher entstehende Theurung, die dadurch noch vermehrt wurde, daß man aus Mangel von Aufsicht und Kenntniß die Wälder nicht forstmäßig behandelte. Gerade diese Theurung des Holzes aber wurde die Ursache einer bessern Forstordnung, und trieb auch die Einwohner an, nach andern brennbaren Materialien, nach Torf und Steinkohlen zu suchen. Die ersten, die im Anfange dieses Jahrhunderts Torf und Steinkohlen gruben und brauchten, wurden Gegenstände eines allgemeinen Spotts und Eckels. Man wies mit Fingern auf diese Wohlthä-

ter ihres Vaterlandes, und verstopfte die Nase, wenn man vor ihren Häusern vorüberging. Jetzo hingegen ist man allgemein überzeugt, daß das Graben des Torfs ein großer Segen für Stadt und Land sey.

Nur bey einem so hohen Wohlstande, als die Industrie in den fabricirenden Gemeinden erzeugt, ist es dem Landmann möglich, sich bald von solchen Unglücksfällen zu erholen, dergleichen im Jahre 1778 das Dorf Küßnacht traf. In dem angezeigten Jahre schwellte ein Wolkenbruch das Waldwasser, das durch Küßnacht fließt, auf einmal so ungeheuer an, daß viele Häuser niedergerissen, vier und sechzig Menschen von den Fluthen weggeschwemmt, und die herrlichen Fluren und Wiesen mit hohem Schutt und Graus überdeckt wurden. Dieser Unfall schlug die fleißigen Einwohner von Küßnacht so wenig nieder, daß man vielmehr nach vier Jahren nicht eine Spur von dem angerichteten Schaden wahrnehmen konnte, da anderswo selbst in Städten mäßige Brandstellen oft manche Jahre lang unaufgeräumt, und unbebaut bleiben. In eben diesem Dorfe sammelte man in einer halben Stunde dreyßigtausend Gulden zu einer Kirchensteuer: eine Summe, die man in großen Städten als ein Beweis von einem außerordentlichen frommen Eifer preisen würde.

Eins der erfreulichsten, und lehrreichsten Beyspiele von den wohlthätigsten Einflüssen der Fabrikarbeiten gieb die Herrschaft Wädenschweil am Zürcher-See, und die Vergleichung dieses Hauptsitzes der Fabrikarbeiten mit der Herrschaft Regensperg her. Die

erſte dieſer beiden Herrſchaften beſitzt an Gütern nicht mehr, als 9156$\frac{1}{4}$ Jucharte, und nährt 7227 Menſchen, unter welchen 1965 Fabrikarbeiter ſind. Die Herrſchaft Regenſperg hingegen enthält 18414 Jucharte, und zählt nicht mehr, als 3980 Seelen, unter welchen ſich nur 176 Fabrikarbeiter finden. Die Herrſchaft Wädenſchweil hat aber nicht bloß auf der Hälfte des Raums faſt zweymal ſo viel Einwohner, als Regenſperg; ſondern ſie zeichnet ſich auch vor allen, oder den meiſten übrigen Gemeinden des Cantons Zürch durch die Schönheit und Größe ihrer Einwohner, durch die Größe und Ergiebigkeit ihrer Kühe, und durch die Trefflichkeit ihres Obſtwachſes aus, der im ganzen Zürcher-Gebiete nicht beſſer iſt. Höchſt intereſſant iſt das Fortſchreiten der Bevölkerung in den beiden genannten Herrſchaften, das Ihnen folgende Tabelle zeigen wird.

Im Jahre					
1467	hatte Wädenſchweil	431	und Regenſperg	599	Seelen.
1529	— —	1526	— —	2890	—
1588	— —	3060	— —	3360	—
1610	— —	4039	— —	4290	—
1634	— —	2829	— —	2840	—
1671	— —	4421	— —	4064	—
1678	— —	4730	— —	4090	—
1700	— —	3997	— —	4280	—
1748	— —	5931	— —	3909	—
1762	— —	6474	— —	5031	—
1771	— —	7675	— —	4057	—
1773	— —	7415	— —	3949	—

Die Widerſacher der Fabriken führen gewöhnlich die Abnahme des Zehnten als einen Beweis von den nachtheiligen Wirkungen der Fabrikarbeiten auf den Feldbau an; allein dieſer Umſtand iſt lange nicht ſo entſcheidend, als wofür ich ihn ſelbſt ehemahls gehalten habe. Im Ganzen genommen iſt es freylich wahr, daß in den fabricirenden Dörfern der Frucht-Zehent abgenommen hat, und noch immer abnimmt; und hieraus konnte man mit Recht ſchließen, daß der Fruchtbau geſunken ſey: im geringſten aber nicht, daß der Anbau des Landes überhaupt ſich verſchlimmert habe. In den fabricirenden Gemeinden verwandelt man manche Fruchtfelder in Wieſen, oder wechſelt die Getraide-Erndten mit Klee-Erndten ab, weil die Wartung von Wieſen weniger Koſten, Mühe, und Zeitverluſt verurſacht, als die Bearbeitung von Getraidefeldern. Dieſe Verwandlung von Aeckern in Wieſen und Kleefelder zieht nicht allein keine Verſchlimmerung der Cultur nach ſich, ſondern iſt vielmehr eine außerordentliche Verbeſſerung derſelben, indem Wieſen, die ſorgfältig gedüngt, mit guten Futterkräutern beſä't, und mit feinen Obſtbäumen bepflanzt ſind, viel mehr eintragen, als die ergiebigſten Kronfelder, weßwegen die erſtern auch meiſtens einen doppelt oder dreyfach höhern Preis haben, als die letztern. Der Fruchtzehent kann alſo immer mehr und mehr fallen, und dennoch die Cultur des Landes immerfort verbeſſert werden. Die Obrigkeit fordert zwar von den in Wieſen verwandelten Ackerfeldern, oder von ſolchen Feldern, auf welchen man mehrere Jah-

re hinter einander Klee zieht, einen bestimmten Zehnten ein; allein dieser Zehent ist so mäßig angesetzt, daß die Regierung allerdings verliert, oder weniger an Früchten, oder baarem Gelde erhält, als sie erhalten würde, wenn die Aecker, wie vormahls, mit Frucht besä't würden. Die Obrigkeit sieht diesen Schaden, und erträgt ihn, wie billig, gerne, weil das Ganze dabey gewinnt, und weil sie aus den Fabrik- und Kaufhaus-Zöllen viel mehr zieht, als sie an dem verminderten Zehnten einbüßt. Die Zürchische Verordnung wegen des Zehnten von neuen Wiesen, und von Kleefeldern können Sie im dritten Bande des Höpfnerischen Magazins nachlesen.

Es gibt in Zürch, wie in der ganzen übrigen Schweiz, ängstliche Patrioten, welche fürchten, daß die sich noch immer erweiternden Fabriken über kurz oder lang dem Staate einen unersetzlichen Schaden bringen werden. Das Leben eines Drittheils unserer Unterthanen, sagen sie, ist immerhin ungewiß, und von mancherley gar nicht zu lenkenden, oder zu vermeidenden Zufällen abhängig, indem es gleichsam in den Händen einer launigen Mode, oder neidischer und glücklicher Nebenbuhler, oder eigenmächtiger Monarchen ist. Wenn die Regenten fortfahren, die Einfuhr unserer Fabrikarbeiten zu verbieten, oder zu erschweren: wenn die Mode unsere Musseline, die dem Klima der meisten Europäischen Länder widersprechen, wegwerfen sollte, oder wenn nahe und ferne Nebenbuhler, durch unser Glück gereizt, es uns allmählich gleich thun, oder gar den Preis abgewinnen; wie will

man den vielen Tausenden, die dadurch auf einmal ihre Arbeit verlieren, Beschäfftigung und Brod verschaffen? — Starke Auswanderungen würden das geringste Uebel seyn, wenn unsere Fabriken dereinst von irgend einer Seite her einen starken Stoß bekommen sollten. Diese Befürchtungen sind nicht so ungegründet, als wofür sie von der Partey der Sichern gehalten werden, aber auch nicht so schreckend und groß, als sie der Gegen-Partey der Aengstlichen scheinen. Es ist wahr, daß der größte, oder doch ein großer Theil der Fabrikarbeiter in jeder Woche alles verzehrt, was sie erworben haben; und wenn also der bisherige Erwerb nur einige Wochen stockt, so muß nothwendig ein drückender Mangel unter einer beträchtlichen Menge arbeitsloser Menschen entstehen. Als daher vor einigen Jahren im Baselischen wegen der Verunglückung und Theurung der Seide die Bandfabriken zum Theil still standen, kamen täglich Hunderte von dürftigen Arbeitern nach der Stadt, die in Gefahr waren, Hungers zu sterben. — Das Verbot der Einfuhr von Musselinen, und andern baumwollenen Waaren in Frankreich ha: wenigstens auf eine Zeitlang manche Fabrik, und Fabrikarbeiter in Unthätigkeit gesetzt. — Noch mehr aber, als solche Verbote, fürchtet man den Wetteifer der Engländer, die es in kurzer Zeit in der Verfertigung von Musselinen außerordentlich weit gebracht, und dem Absatze der Schweizerischen Waaren einen großen Abbruch gethan haben. Alle diese Eräugnisse aber hindern mich nicht, mit Herrn Hirzel kühn zu behaupten, daß die Vorsehung

gewiß künftighin, wie bisher, den Fleiß und die Erfindsamkeit redlicher Arbeiter segnen werde, und daß man sich weder vor dem Eigensinne der Mode, noch vor den Edicten von Königen, noch vor dem Wetteifer von Fremden, sondern vor Trägheit, Weichlichkeit, Aberglauben, Schwelgerey und Prachtliebe, als den einzigen gefährlichen Feinden der Unternehmer und Arbeiter von Fabriken zu fürchten habe. Die mächtigsten Selbstherrscher können es nie dahin bringen, daß gute und wohlfeile Arbeit keine Käufer finde. Die Fabricanten sind zwar nicht im Stande, der Mode Gesetze vorzuschreiben, oder sich ihren Geboten zu widersetzen; allein die Mode kann doch auch nicht hindern, daß aufmerksame Fabricanten den Geschmack der Zeit studieren, und mit diesem ihre Artikel abändern, welches erfahrne Unternehmer schon oft gethan haben, und auch künftig zu thun bereit sind. Gesetzt also, daß die Mode sich wieder von den Musselinen auf seidene, oder halbseidene Zeuge würfe; so würden die Fabricanten, und deren Arbeiter nicht aufhören zu arbeiten, sondern sie würden bloß den Stoff ihrer Waaren verändern. Die Concurrenz endlich von auswärtigen Nebenbuhlern kann zwar die Vortheile der bisherigen Arbeiten vermindern, aber nie aufheben, wenn man anders gute, wohlfeile, und nicht unmodische Waaren zu liefern fortfährt. Fremder Wetteifer erweckt, und befeuert den Fleiß, und die Erfindsamkeit fähiger, und arbeitsamer Menschen viel mehr, als daß er dieselben ersticken sollte. Mit Recht hält man es in der Schweiz für ein großes Glück, daß die meisten

Fabrikarbeiten nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande verfertigt werden, wo nicht nur Wohnungen, und Lebensmittel wohlfeiler, und die Gefahren der Verführung geringer sind, als in volkreichen Städten, sondern wo auch der Anbau kleiner Güter und Gärten die fleißigen Arbeiter in den Zwischenräumen des stockenden städtischen Erwerbs gegen den äußersten Mangel schützt.

Im Canton Zürch sind nur einige Gegenden, wo die Fabrikarbeiten dem Feldbaue offenbar geschadet haben. Dies ist der Fall in Altstätten, und in einigen Theilen des Grüninger-Amts, wo der Ertrag der Ländereyen, und die Zehenten sich schon lange vermindert haben, und noch vermindern. Hievon liegt der Grund, wie Herr Hirzel vortrefflich bemerkt, in der Größe der Dörfer, in dem beträchtlichen Umfange, und der weiten Entfernung der dazu gehörigen Ländereyen, und dann auch in der Größe der Güter, die meistens mit dem Pfluge bearbeitet werden. Weil die Fabrikarbeiten leichter sind, und sich, wenn auch nicht immer reichlicher, wenigstens schneller belohnen, als die Feldarbeiten; so vernachlässigt der Landmann sehr leicht die letztern gegen die erstern, oder läßt seine Felder von andern bestellen. Eine Folge davon ist, daß selbst die nahen Aecker nur mittelmäßig, und die fernen schlecht, oder wohl gar nicht bestellt werden. Die Regierung in Zürch ist schon lange überzeugt, daß große Dörfer dem Fortgange der Fabriken, oder wenn diese sich doch eindringen, dem Feldbaue schaden. Sie sucht daher die großen Dörfer, wie die großen

Güter aus einander zu reißen, und hat ſchon einigemal, wenn Feuersbrünſte weitläuftige Flecken in die Aſche gelegt hatten, die Einwohner genöthigt, daß ſie ſich, ein jeder in der Mitte ſeiner Güter anbauen mußten, wodurch die Cultur der Ländereyen nicht anders, als verbeſſert werden konnte.

Wenn man die Vortheile und Nachtheile der Fabrikarbeiten bloß nach den angeführten Datis beurtheilen wollte; ſo würde man nicht lange anſtehen können, zu entſcheiden, daß die erſtern die letztern weit überwiegen. Allein um die Frage von allen Seiten zu betrachten, iſt es durchaus nöthig, auch auf den Einfluß Rückſicht zu nehmen, den die Fabrikarbeiten auf die Geſundheit und Sitten der Arbeiter haben. Da die Fabrikarbeiter leichtere Arbeiten verrichten, und eine ſitzende Lebensart führen; ſo iſt es natürlich, daß ſie nicht die grobe, und zum Theil unverdauliche Koſt genießen können, womit der ſchwerer, und in freyer Luft arbeitende Landmann ſich nährt. Die meiſten Fabrikarbeiter aber begnügen ſich nicht mit nahrhaften und verdaulichen, aber wohlfeilen und einfachen Speiſen; ſondern es gelüſtet ſie nach den Leckereyen der Städter, mit welchen ſie bekannt zu werden Gelegenheit haben. Caffee mit dem fetteſten Rahm iſt das tägliche Getränk aller Fabrikarbeiter, ſo wie Fleiſch die tägliche Nahrung, und zwar ſehr oft das zarteſte, und theuerſte, was man nur haben kann. Es geſchieht nicht ſelten, daß Fabrikarbeiter ſtundenweit in die Stadt ſchicken, um Kalbfleich in ſolchen Zeiten holen zu laſſen, wo es am ſeltenſten

und theuerſten iſt. Dies Caffeetrinken, und Kalbfleiſcheſſen hat ſich aus den Wohnungen und Werkſtätten der Fabrikarbeiter in die Sennhütten auf den höchſten Alpen verbreitet, wo ſich die Sennen und Hirten ſtatt des Ziegers und der Käſemilch, die vormals faſt ihre einzige Nahrung war, mit dem köſtlichſten Caffee, und dem ausgeſuchteſten Kalbfleiſch, und ſelbſt mit Backwerk laben. Alle Forſcher, die der immer zunehmenden Theurung und Seltenheit der Butter in den verſchiedenen Cantonen nachgeſpürt haben, geben die ſtarke Conſumtion von Kalbfleiſch und fettem Rahm auf dem flachen Lande, wie auf den Alpen, als eine Haupturſache derſelben an. Das Wohlleben der Fabrikarbeiter hat aber nicht bloß die einfachen Aelper, ſondern auch die gemeinen Tagelöhner angeſteckt, deren Dienſte mit ihrer Seltenheit ſteigen mußten. Ein jeder Tagelöhner fordert täglich zwey Maaß Wein, und dieſe Forderungen haben es veranlaßt, daß man in den neuern Zeiten viele Weinberge ſelbſt an ſolchen Plätzen angelegt hat, von welchen man vorher wußte, daß ſie einen ſchlechten Wein hervorbringen würden. Denn wenn man Tagelöhnern auch den wohlfeilſten anderswoher gebrachten und eingekauften Wein geben wollte; ſo würde man ſolche Arbeiter faſt gar nicht halten können, indem ihr Lohn und Unterhalt den Werth ihrer Arbeit überſteigen würde. — Leider offenbart ſich mit der Leckerhaftigkeit der Fabrikarbeiter faſt zu gleicher Zeit eine ähnliche Eitelkeit, und Ergötzungsſucht. Man wendet auf koſtbare Kleider und modiſchen Putz, was man etweder den Wieſen, Feldern, und Gärten

ſchenken, oder für die Zeiten der Noth zurücklegen ſollte; und wenn Leckerhaftigkeit und Prachtliebe noch etwas von dem Gewinn der Woche übrig laſſen, ſo verſchwendet man dieſes an Luſtpartieen, die nicht ſelten in Raufereyen, in Völlerey, und andre grobe Sünden der Sinnlichkeit ausarten. Die leichten Fabrikarbeiten erzeugen in vielen eine ſolche Abneigung gegen alle ſchwerere Arbeiten, daß ſie die Stunden nach dem Feierabend nicht in ihren Feldern, Wieſen und Gärten, ſondern im Müßiggange, und Luſtbarkeiten zubringen. Uebertriebene Leckerhaftigkeit aber, Prachtliebe, und Ergötzungsſucht, ſich noch lange nicht die einzigen und größten Uebel, wodurch die Fabriken den Sitten der Arbeiter ſchaden. Das Zuſammenwohnen von mehrern Familien in denſelbigen Zimmern, und noch mehr das Zuſammenarbeiten in gemeinſchaftlichen Spinnſtuben, Weber- und Drucker-Stuben erleichtert, und vervielfältigt die Gelegenheiten der Verführung unter beiden Geſchlechtern. Bey dieſem engen Zuſammenwohnen und beſtändigen Zuſammenarbeiten ſtecken die Laſter und böſen Beyſpiele einer verdorbenen Perſon leicht alle übrigen an. Die leichtfertigen Reden, Geſänge, und Erzählungen untergraben allmählich die Unſchuld der noch unverdorbenen Hörer, und Hörerinnen, und vergiften ſogar das reine und zarte Herz von unreifen Kindern, die zu den leichtern Arbeiten gebraucht werden: nicht einmal gerechnet, daß der frühe Erwerb von Kindern ſie dem Unterricht ihrer Lehrer, und der Gewalt und Aufſicht ihrer Eltern zu ſchnell entzieht, und ihnen einen Geiſt

von Unabhängigkeit und Zügellosigkeit einflößt. Alle Geistliche klagen daher, daß die Sünden des Fleisches immer mehr und mehr überhand nehmen, und auch in der Stadt hat man es bemerkt, daß die Zahl der unehlichen Geburten mit jedem Jahre größer wird. Wenn üppige oder liederliche Arbeiter ihre mannigfaltigen Bedürfnisse, und bösen Begierden mit dem gewöhnlichen Gewinn ihrer Arbeit nicht befriedigen können; so nehmen sie ihre Zuflucht zu allerley kleinen Betrügereyen, die, wie die Kniffe ungewissenhafter Handwerker, oder die geheimen Vortheile von unredlichen Dienstboten von denen, welche sie ausüben, nicht für unerlaubt gehalten werden. Man behauptet daher in Zürch, wie in andern fabricirenden Cantonen, daß die Schweizerische Redlichkeit zugleich mit der Einfalt und Genügsamkeit der guten alten Zeit vom Lande, und von den Alpen, wie aus den Städten entflohn sey. Die angeführten Laster, verbunden mit der sitzenden Lebensart, und dem beständigen Aufenthalt der Arbeiter in eingeschlossenen und mit schädlichen Dünsten angefüllten Stuben, müssen nothwendig den bisher gesunden und kernhaften Stamm des Landvolks allmählich entkräften, und in den nächsten Zeugungen schwache, krüppelhafte, und zu allerley Krankheiten geneigte Menschen hervorbringen, die eben so unfähig seyn werden, den Degen, als den Pflug zu führen.

So wie der leichte Verdienst der Fabrikarbeiten, und das Beyspiel des Städters in den fabricirenden Landleuten Schwelgerey, und Ueppigkeit erzeugt hat, eben so haben die großen und schnellen Vortheile des

Handels, und die glänzenden Laster groſſer Völker und Städte angefangen, die Sitten und Lebensart der Fabricanten, und Kaufleute, und ihrer Weiber und Töchter zu verkehren. Man wetteifert mit einander in der Schönheit von Häusern und Gärten, von Kleidern und Hausrath. Man hält und besucht groſſe Gesellschaften, Gastmähler, Concerte, und Bälle; und überläßt die Geschäffte theuer bezahlten Bedienten, die nicht immer treu und fleißig, und wenn sie auch beides sind, wenigstens nicht mit einem solchen Eifer für das Beste ihrer Herren sorgen, als womit abeitsame und geschickte Fabricanten und Kaufleute ihr eigenes Interesse in Acht nehmen. Die nächste Folge eines solchen zerstreuten, und von den Berufsarbeiten abgewandten Lebens ist Verminderung des bisherigen Gewinns, worauf gemeiniglich über kurz oder lang Unordnung der Geschäffte zu folgen pflegt. Wenn man diese Zerrüttung seiner Sachen wahrzunehmen anfängt; so sucht man sich durch Glücksspiele, oder gewagte Unternehmungen zu retten, und eilt um desto schneller dem Verderben entgegen, welches man sich durch unüberlegten Aufwand, und unglückliche Nachäffung der Lebensart groſſer Städte und Höfe von weitem her bereitet hatte. In der That ist der Luxus unter den angesehenen Einwohnern von Zürch in den letzten sechs Jahren um viele Grade gestiegen. Die Fortschritte desselben waren so schnell, und merklich, daß mehrere Personen, die Zürch niemals verliessen, aber eine Zeitlang das Bett hüten mußten, einen auffallenden Unterschied unter der Kleidung und

dem Putz fanden, die sie vor ihrer Krankheit gesehen hatten, und nach ihrer Genesung zuerst wieder sahen.

Der große Schade, den die durch die Fabriken erweckte Prachtliebe, Schwelgerey und Ueppigkeit in der Stadt und auf dem Lande angerichtet haben, läßt sich aus mehrern Ursachen mit den großen Vortheilen der Fabriken nicht genau vergleichen, weil man die negativen Größen, aus denen der erstere erwächst, nicht so, wie das durch die Fabriken hervorgebrachte Steigen der Bevölkerung, und des Wohlstandes der Einwohner zusammenrechnen kann. Eine solche Vergleichung ist um desto schwerer, da der Schade gleichsam noch im Werden ist, und sich erst in mehrern Menschenaltern in seiner ganzen Größe offenbaren wird. Sollten die sittenverderbenden Wirkungen der Fabriken eher zunehmen, als abnehmen; so werden es wahrscheinlich die Kinder, und Kindeskinder der jetzt lebenden Geschlechter bedauern, daß ihre Vorfahren den Anbau des Feldes, und die Verfertigung von Leinwand, und andern einfacheren Zeugen gegen die Verarbeitung kostbarer, und künstlicher Waaren verlassen haben. Ich hoffe aber gewiß, daß die sich immer mehr verbreitende Aufklärung, und die daher entstehende Verbesserung der Erziehung, und des Unterrichts der Jugend, und des Volks den drohenden Uebeln steuern werde; und jeder Menschenfreund wird daher die Regierung, und alle Patrioten in Zürch aufmuntern, das glücklich angefangene Werk der höhern Bildung der Jugend, und des Volks aus allen Kräften fortzusetzen. Wenigstens halte ich die verbesserte Erzie-

hung und Unterricht für viel kräftigere Mittel gegen das einreißende Verderben, als alle Aufwands- und Strafgesetze, die so leicht übertreten werden, und deren Uebertretungen so schwer zu entdecken und zu strafen sind. Ich würde mir deßwegen auch nicht viel von den Strafgeldern versprechen, mit welchen Herr Hirzel glaubt, daß man alle leichtfertige Reden und Scherze der Fabrikarbeiter belegen müsse; und noch weniger von dem Singen geistlicher Lieder, oder dem Lesen erbaulicher, oder anderer nützlichen Bücher, ohne die Gegenwart einer Person, die Ehrfurcht, Ernst, und Aufmerksamkeit gebieten, und einflößen könnte.

Nachdem Sie nun die von mir mitgetheilten Nachrichten über die Bevölkerung, die Betriebsamkeit, und den Wohlstand der Einwohner des Cantons Zürch gelesen haben; so werden Sie gewiß mit mir das Loos mäßiger Staaten segnen, die gerade so groß sind, daß die Väter und Freunde des Volks den Zustand ihrer Kinder und Mitbürger vollkommen übersehen, und sich mit dem kleinsten Detail der Haushaltung, und mit den Bedürfnissen und Wünschen fast aller einzelnen Glieder ihrer zahlreichen Familie bekannt machen können. In solchen Staaten, dergleichen der Canton Zürch ist, wird es nicht bloß leicht, sondern es ist auch der Mühe werth, die Gebrechen einzelner Gemeinden, und Dörfer, so wie jedes aufkeimende Gute zu entdecken, dieses mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen, und zu befördern, und jenem hingegen sich zu widersetzen. In großen Mo-

narchieen nehmen die Cabalen und Zerstreuungen des Hofes, die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs-Etats einen großen Theil der Zeit und Aufmerksamkeit weg, von welchem es zu wünschen wäre, daß er auf die Kenntniß der innern Angelegenheiten des Landes verwandt würde. Wichtige und unwichtige Geschäffte häufen sich in den Händen von Ministern, und in den Büreaux der hohen Collegien so sehr, daß es fast nicht möglich ist, den Zustand der kleinern oder entferntern Theile des Staatskörpers gehörig kennen zu lernen, und die Klagen und Wünsche der Unterthanen mit einer Hülfeerweckenden Theilnehmung anzuhören. Auch aus diesem Grunde können Bevölkerung, Industrie und Wohlstand fast niemals in weitläuftigen Staaten so groß, als in den glücklichsten Gegenden der Schweiz seyn, wenn auch nicht die Unterthanen der erstern zur Unterhaltung des Hofes, des Heers, und der Diener des Landes große Summen hergeben müßten, welche die Bewohner der letztern auf die Verbesserung ihrer Güter, und auf die Erziehung ihrer Kinder wenden könnten. Freylich erkaufen die Schweizerischen Freystaaten den höhern Wohlstand ihrer Unterthanen mit der Aufopferung eines andern großen Guts: des Gewichts und Ansehens bey auswärtigen Mächten, und der Sicherheit ihres gegenwärtigen Glücks, dessen sich unbewaffnete Staaten nie erfreuen können.

Die Verfassung von Zürch ist den Buchstaben der Grundgesetze zufolge mehr demokratisch als aristokratisch; allein, der Geist des wirklichen Regiments

ſcheint ſich mehr dem Geiſte gemäßigter Ariſtokratieen zu nähern, wiewohl unter den Häuptern der Regierung kein einziges ſo überwiegend mächtig iſt, daß es ſich das Geringſte, was einer willkührlichen Gewalt ähnlich ſähe, erlauben dürfte, ohne von freymüthigen Mitbürgern zur ſtrengſten Verantwortung gezogen zu werden. So ſehr durch dieſe Verfaſſung die Abſchaffung von Misbräuchen auf dem Lande, und die Einführung nützlicher Anſtalten unter den Unterthanen erleichtert wird; ſo ſehr werden beide durch eben dieſe Verfaſſung in der Stadt ſelbſt, und unter den Theilnehmern der höchſten Gewalt erſchwert. Die Abſchaffung innerer Misbräuche empört alle diejenigen, die bey den bisherigen Mängeln gewannen, oder zu gewinnen glaubten; und neue gemeinnützige Einrichtungen bringen alle diejenigen auf, die es bedauern, nicht die Urheber derſelben geworden zu ſeyn, oder die glauben, daß das Alte ſtets das Beſte ſey. Eben das Gute aber, was ſolche Verfaſſungen, wie die Zürchiſche iſt, auf der einen Seite hindern, befördern ſie auf der andern wieder, durch die Erweckung von aufgeklärten, und thätigen Freunden des Vaterlandes, die mit Hülfe ähnlich geſinnter Männer viele große und wohlthätige Unternehmungen ausführen, zu denen man, wenn ſie einmal glücklich angefangen ſind, leicht die Einwilligung der Regierung erhält, die aber doch, wie die Erfahrung lehrt, auf ihren Befehl niemals, oder viel ſpäter und langſamer würden vollendet worden ſeyn. Zürch zeichnet ſich zu ſeinem unſterblichen Ruhm vor allen, oder den mei-

ſten übrigen Städten der Schweiz durch viele eigenthümliche, und treffliche Anſtalten aus, die lauter einzelne Bürger zu Stiftern und zu Beförderern hatten. Hieher gehört die nie genug zu lobende Töchterſchule, die ich diesmal mit eben dem Vergnügen, und eben der Rührung, wie das erſtemal geſehen habe: eine Schule für Landärzte, und eine Cadetten-Schule, in welcher man Knaben von 12 bis 15 Jahren den Geiſt der Ordnung und Unterordnung einflößen, und zur Entwickelung des Cörpers anhalten will: eine aſcetiſche, und militäriſche Geſellſchaft, wovon die erſte die Bildung von jungen Geiſtlichen, und die andere die Bildung von tüchtigen Officieren zur Abſicht hat: ferner eine Geſellſchaft, deren Zweck dahin geht, fähige Kinder von armen Eltern mit Rath, Unterricht, und Geld zu unterſtützen, und endlich die ökonomiſche Geſellſchaft, die zwar auswärts bekannt, aber lange nicht ſo berühmt iſt, als ſie es zu ſeyn verdient. Dieſe ökonomiſche Geſellſchaft hat ſich bisher nicht blos mit gelehrten Unterſuchungen über die Mängel, und Verbeſſerungen der Landwirthſchaft im Allgemeinen beſchäfftigt, und hat nicht bloß Preiſe auf die beſte Erzielung gewiſſer Producte, oder auf die beſte Beantwortung ökonomiſcher Fragen geſetzt; ſondern ſie hat ſich vielmehr bemüht, durch ihre Mitglieder genaue und vollſtändige Nachrichten von der Bevölkerung, Induſtrie, und den Vorzügen oder Gebrechen aller einzelnen Gemeinden einzuziehen, um deſto kräftigere Maaßregeln zur Beförderung jedes Guten, und zur Abſchaffung, oder Ver-

minderung bisheriger Misbräuche nehmen zu können. Wenn sie vermuthete, daß irgendwo ungenutzte Schätze der Natur, z. B. Torf, oder Steinkohlen verborgen lägen; so sandte sie eins, oder einige von ihren Mitgliedern aus, um den Grund solcher Hoffnungen zu untersuchen; und wenn man fand, was man gehofft hatte; so machte sie die Einwohner auf die nicht erkannten Reichthümer ihres Bezirks aufmerksam. Entdeckte sie hingegen, daß irgend eine Gemeinde durch eigene Schuld noch nicht des Glücks theilhaftig geworden sey, dessen sich die von der Natur nicht besser beschiedenen Nachbaren rühmen konnten; so entbot sie mit obrigkeitlicher Erlaubniß einige der verständigsten Glieder solcher Gemeinden zu sich nach Zürch, besprach sich mit diesen über die Mängel, die man in der Lebensart und dem Feldbau der Gemeinde-Genossen wahrgenommen habe, und theilte ihnen mündlich, und zur Belehrung ihrer Mitbrüder schriftlich, oder auch gedruckt die angemessensten Rathschläge zur Verbesserung ihres Zustandes mit. Ein solches Muster von väterlicher Warnung, und Belehrung ist die Zuschrift der Gesellschaft an die Gemeinde Altstätten bey Zürch, welche sie, wie in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, durch einen Vorgesetzten, und zwar diesmal durch den Landschreiber dieser Obervogtey in der Versammlung der Gemeinde vorlesen, und dann auf ihre Kosten drucken ließ, damit sie einem jeden von der Gemeinde, zur reifern Beherzigung ins Haus gegeben werden möchte. Die Gesell-

ſchaft ſtellt in dieſer Zuſchrift der Gemeinde zuerſt vor, daß ſie bey der Vergleichung ihrer Güter mit denen der Nachbaren ſelbſt einſehen müſſe, daß ihre Landwirthſchaft hinter der von andern Gemeinden weit zurück bleibe. Davon, fährt ſie fort, liege der Grund einzig und allein in dem übertriebenen Laufen derer von Altſtätten in die Stadt, wo der Erwerb in den Fabriken die Stadtgänger freylich in den Stand ſetze, bey leichterer Arbeit leckerhafter zu eſſen und zu trinken, und ſich prächtiger zu kleiden, als den fleiſſigen Feldarbeitern vergönnt ſey; wo aber zugleich Aecker, Wieſen, und Gärten vernachläſſigt, oder von gedungenen Arbeitern ſpät und unſorgfältig beſtellt würden. Wenn daher die Einwohner von Altſtätten ihre eigene Wohlfahrt lieb hätten; ſo ſollten ſie das bisherige Stadtlaufen einſchränken, oder ſollten wenigſtens einen Theil ihres Verdienſtes auf den Ankauf und die Vervielfältigung von gutem Dünger verwenden. Man wundere ſich mit Recht, daß die Gemeinde noch nicht nach dem Beyſpiele anderer Landleute des Cantons die Ausfuhr von Heu und Stroh ernſtlich gehindert, noch keine Kuhgräben eingeführt, die Wieſen noch nicht mit Obſtbäumen bepflanzt und gehörig zu wäſſern angefangen, und beſonders, daß ſie den Cartoffel- und Kleebau nicht mehr befördert habe. Bey dieſer Gelegenheit erklärt ſich die Geſellſchaft über die verſchiedenen Arten, den Klee zu ſäen, und ermuntert zugleich zu einer vortheilhafteren Anpflanzung und ſparſamern Benutzung von Bäumen und Waldungen. — Die Vorſehung erwecke der ökо-

nomischen Gesellschaft in Zürch bald viele Nachfolgerinnen in und außer der Schweiz, und erhalte ihr noch lange alle die patriotischen und einsichtsvollen Mitglieder, auf welche sie stolz zu seyn Ursache hat.

N. S. Am 26. Jul.

Kaum hatte ich gestern, und heute Zeit bis hieher zu schreiben. Jetzo ist es entschieden, daß mein Freund Spittler und ich in Gesellschaft des Herrn Doct. Huhn aus Curland, und des Herrn Doct. Suter aus Zofingen morgen unsere Abreise nach St. Gallen, und von da durch die Schweiz antreten. Der letztere unter diesen beiden edelmüthigen jungen Männern hatte es mir schon in Göttingen versprochen, wenn ich wieder in sein Vaterland käme, mein Begleiter auf einer zweyten Bergreise zu seyn. Wir alle sind innig darüber erfreut, daß Herr Doct. Huhn, den Sie, wenn auch nicht persönlich, wenigstens aus seinen trefflichen Preis- und Probeschriften kennen, früh genug von Wien aus in Zürch angekommen ist, um die Alpen mit uns besteigen können. Die Abschieds-Gedanken und Abschieds-Besuche zerstreuen mich so sehr, daß ich mich nur mit genauer Noth sammeln kann, um noch zwo Anmerkungen herzusetzen, womit ich gerne diesen Brief über Zürch beschließen möchte.

Es ist in der That merkwürdig, daß die Schweiz, die an Meisterstücken der Kunst eher arm, als reich ist, in den letzten Menschenaltern verhältnißmäßig

viel mehr berühmte Künstler, besonders Mahler und Bildhauer hervorgebracht hat, als die meisten großen Reiche, in welchen sich die prächtigsten Sammlungen von alten und neuen Kunstwerken finden. Nicht weniger auffallend ist es, daß sich in Zürch, wo man dergleichen am wenigsten erwarten sollte, mehrere große Mahler durch sich selbst, und fast ohne alle Anweisung gebildet haben. Noch jetzo leben in dieser Stadt mehrere Mahler, deren Arbeiten von Kennern sehr geschätzt werden, und die, wenn ich nicht irre, alle, ausübende Mitglieder von verschiedenen Handwerks-Zünften sind. Der geschickteste unter diesen Künstlern ist ein reicher Metzger, Ludewig Heß, von welchem ich Landschaftsstücke gesehen habe, die in Ansehung der glücklichen Wahl der Gegenstände, der Zeichnung, und Farbengebung mit den Werken der gepriesensten Meister wetteifern können, und von Engländern begierig gesucht werden. Man sollte denken, daß Männer von Genie, denen ihre glückliche Muße gestattet, irgend einer Lieblings-Beschäfftigung, oder Ergötzung nachzuhängen, eher auf ein jedes anderes Fach, als auf die Mahlerey fallen würden. Wenn aber ihre Neigung sie einmal zur Mahlerey hinführt; so ist es natürlich, daß sie in dem Lande, in welchem sie leben, die Landschaftsmahlerey einer jeden andern Art vorziehen.

Aus einer Mortalitäts-Tabelle, die Herr Höpfner im zweyten Bande seines Magazins hat abdrucken lassen, und worin die Anzahl der Gebohrnen und Gestorbenen in den vornehmsten Städten der Teut-

schen Schweiz (Bern ausgenommen) von den Jahren 1784 und 1785 enthalten sind, erhellt zwar, daß mehrere andere Städte gleichfalls mehr verlohren, als gewonnen haben, allein keine so sehr, als Zürch. Im Jahre 1784 wurden in Zürch 399 Kinder, also ungefähr so viel, als gewöhnlich bey uns getauft; hingegen starben 596 Personen, da in Göttingen die Zahl der Gestorbenen nicht leicht über 300 steigt. Im folgenden Jahre starben in Zürch gerade so viel, als 1784; der Gebohrnen waren 418, so daß auch in diesem Jahre 176 mehr starben, als gebohren wurden. Eine schreckliche Sterblichkeit, die man gewiß nicht aus der ungesunden Lage der Stadt ableiten kann!

Beten Sie mit mir, daß uns bey dem Erklimmen der Appenzeller, Bündtner, Urner und Bernischen Hochgebirge kein Unfall begegne! Ich zeichne, wie bisher, das Merkwürdigste auf, was ich erfahre, und beobachte. Abschnitte meines Reise-Journals werden Sie durch den Einschluß meiner Frau erhalten, die für's erste in dem freundschaftlichen Schinzischen Hause bleibt, und gegen die Zeit, wann ich mich Bern zu nähern gedenke, in dieser Stadt eintreffen wird. Zeigen Sie diesen Brief allen unsern Vertrauten, und entschuldigen Sie mich, daß ich nicht einem jeden besonders habe antworten können. Ich bin, u. s. w.

Dritter Brief.

St. Gallen, am 28. Jul. 1788.

Gestern Morgen traten Spittler, und ich in Gesellschaft unserer jungen Freunde unsere Reise nach St. Gallen an. Ungeachtet wir Zürch erst nach acht Uhr verließen; so kamen wir doch noch vor einbrechender Nacht in Büren an der neuen Brücke an, wo das einzige gute Nachtlager zwischen Zürch und St. Gallen ist. Der neuerbaute Gasthof ist sehr geräumig, hat große und luftige Zimmer, und was noch wichtiger ist, reinliche Betten, wiewohl die Sauberkeit von Treppen, und Böden nicht so auffallend, und das Ameublement nicht so schön und reinlich, als in den größern Gasthöfen der Schweiz ist. Wir erhielten sehr gutes Essen, noch bessern Caffee, und eine so billige Rechnung, daß wir fürchteten, der Wirth möchte sich verrechnet haben. Ich zweifle, daß wir diesen Fall noch einmal in der Schweiz erleben werden.

Die Dörfer im innern Thurgäu sind nicht so schön, als ich erwartet hatte; allein die Landschaften sind ihrer Schwestern am Boden-See vollkommen würdig. So mahlerisch das Thurgäu sich vom Boden-See emporhebt, eben so mahlerisch senkt es sich zwischen Winterthur und Büren wenigstens an vielen Stellen gegen den See hinab. Man wird nirgends

durch einförmige Flächen ermüdet, und hat dennoch gewöhnlich sehr weite, und hin und wieder unermeßliche Aussichten. Das sanft abfallende Gelände (ein treffliches Schweizerisches Wort, das ich mir ohne Bedenken zueigne,) ist durchgehends in kleine Thäler, und Hügel zerschnitten, und in diesen Thälern, und auf diesen Hügeln, sind Wiesen und Aecker allenthalben mit regelmäßig gepflanzten Reihen von Obstbäumen besetzt, die in einiger Entfernung das Ansehen von Lustwäldern haben. Die reizenden Hügel, und Gründe neigen sich in großer Entfernung an den Fuß einer Kette von Bergen, die an ihren untern Theilen bebaut, an den höhern mit Laubholz bewachsen, und auf ihren Gipfeln meistens mit Ruinen alter Schlösser bedeckt sind. Eben diese Berge öffnen sich manchmal so tief, daß man glaubt, den Boden-See entdecken zu müssen, der sich hinter ihnen herzieht. Schwerlich gibt es weder in Teutschland, noch in der übrigen Schweiz einen District von gleicher Größe, der so viele und schöne Fernen (Lointains) enthielte, und dem Mahler der schönen Natur so vielen und mannigfaltigen Stoff darböte, als das Thurgäu.

* Die Thur, so wie man sie bey Büren siehet, ist den kleinern Flüssen im südlichen Teutschlande jenseits der Donau ganz ähnlich. Gewöhnlich ist sie so seicht, daß sie weder Schiffe, noch Flöße tragen kann, und dennoch füllt sie nur einen kleinen Theil des weiten Stein-Betts aus, das sie seit Jahrhunderten aus

allerley Geschiebe gepflastert hat. Wenn der Schnee plötzlich auf den Toggenburger Gebirgen schmilzt, oder heftige Regen, und Wolkenbrüche fallen; so tritt sie mit unwiderstehlicher Gewalt aus ihren niedrigen Ufern, überschüttet das Land weit und breit mit unfruchtbarem Kies, und verwüstet selbst solche Fluren, Wiesen, und Gebäude, die man außer den Gränzen ihrer zerstörenden Fluthen glaubte. An den niedrigen und flachen Ufern sieht man nichts, als Binsen, oder binsenartige Gräser, und niedriges Gesträuch, das allein zwischen dem fast nackten Gestein kümmerliche Nahrung findet. Die Geschiebe der Thur bestehen ganz, oder doch größtentheils aus abgerundeten Kalksteinen; wenigstens sind mir gar keine Bruchstücke von Granit, oder Gneis, oder andern Kieselartigen Felsen in die Augen gefallen.

In der sogenannten alten Landschaft, oder dem Fürstlich-St. Gallischen Gebiete ist, nach dem bloßen Anblick zu urtheilen, der Boden weder so fruchtbar, noch so gut angebaut, als in Thurgäu; wiewohl auch im letztern der Obstbau dem eigentlichen Ackerbaue hin und wieder zu schaden scheint. Die Häuser der St. Gallischen Unterthanen sind im Durchschnitt ganz aus Holz gebaut, und auch um vieles kleiner, als die Wohnungen der Thurgäulischen Landleute. In der alten Landschaft sind beide Geschlechter weder groß, noch schlank, oder schön, und ihre Trachten, besonders die der Weiber, sind noch häßlicher, als ihre Bildungen. In beiden Rücksichten stimmen die Unterthanen des Abbts von St. Gallen

mit den Einwohnern mancher Provinzen des südlichen Teutschlandes, am meisten aber mit den Landleuten im Canton Zürch, und in einem Theile des an das Zürchische gränzenden Berner Gebiets überein.

Ohngefähr eine Stunde vor St. Gallen hatten wir eine Erscheinung, die wir durch die Vereinigung aller unsrer Kräfte und Kenntnisse nicht erklären konnten. Wir sahen auf einmal an dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges einen breiten blendend weißen Streifen, wie eine Binde, oder ein Diadem hergezogen. Nach dem ersten Anblick hätte man das, was uns so täuschend entgegen schimmerte, für eine Schichte von frisch gefallenem Schnee halten müssen, wenn nicht der durch den Anblick selbst gleich erregte Gedanke an die Jahrszeit, worin wir gegenwärtig sind, und an die mäßige Höhe des Berges diese Vermuthung unterdrückt hätte. Da wir es unmöglich fanden, daß noch gegen das Ende des Julius auf einem solchen Berge Schnee liegen könne; so hielten wir den weißen Streifen für eine Wand, oder einen Steinbruch in einem weißen Kalkfelsen, wiewohl uns das, was wir nicht erklären konnten, auch für diese Voraussetzung zu weiß schien. Wir wandten uns daher an unsern Kutscher, der eine Zeitlang hinter uns zurückgeblieben war. Dieser löste uns das verwirrende Räthsel bald auf, indem er uns sagte, daß der weiße Streifen eine Bleiche sey: woran niemand gedacht hatte, weil keinem unter uns jemals eine Bleiche in einer solchen Höhe vorgekommen war. — Wenn

man ſich der Stadt St. Gallen nähert, ſo merkt man es an der reichern Bekleidung der Berge, und an dem ſtärkern Graswuchſe in den Wieſen, daß man in eine Gegend komme, wo der Boden beſſer gepflegt wird, und alſo auch mehr einbringt, als in dem Theile der Landſchaft, den man ſo eben zurückgelegt hat.

Am 30. Jul. Morgens um 6 Uhr.

Wir haben den geſtrigen, und die Hälfte des vorgeſtrigen Tages mit Spatziergängen auf die nahgelegenen Berge, mit Beſuchen, und mit dem Beſehen der vornehmſten Merkwürdigkeiten der Stadt zugebracht. Unſer ehemalige Mitbürger, Herr Doctor Zollikofer, und Herr Banquier Girtanner, der jüngere, nahmen uns mit zuvorkommender Gaſtfreundlichkeit auf, und machten uns mit den meiſten Gelehrten ihrer Vaterſtadt bekannt. Wir wollten heute früh zu Fuß nach Heriſau aufbrechen; allein Herr Doctor Zollikofer erbot ſich, uns nebſt ſeinem Schwager, Herrn Schlatter, einem der angeſehenſten Kaufleute, im Wagen zu begleiten; und wir nahmen dies gütige Anerbieten um deſto eher an, da wir an dieſen Herren nicht bloß angenehme Geſellſchafter, ſondern auch kundige Begleiter finden. In einer guten Stunde werden wir abreiſen, und bis dahin ſchreibe ich einen Theil meiner Bemerkungen über St. Gallen nieder.

Die Stadt St. Gallen iſt mehr dauerhaft, als ſchön gebaut. Die Straßen ſind nicht ſo enge, und uneben, als in der Altſtadt Zürch; das Pflaſter iſt

aber in beiden Städten höchſtens mittelmäßig. Man ſchätzt die Bevölkerung von St. Gallen gewöhnlich auf 8000, ſo wie die Unterthanen in Bürglen, und andern der Stadt zugehörigen Herrſchaften auf 4000 Seelen; allein ich glaube, daß die erſte dieſer Zahlen, die von manchen noch um einige Hunderte vermehrt wird, zu groß angegeben ſey, wenn anders das Verzeichniß der Gebohrnen und Verſtorbenen richtig iſt, das im Höpfneriſchen Magazin ſteht. Im Jahre 1784 wurden in St. Gallen 149, und im folgenden 156 Kinder getauft, und in dem erſten von dieſen beiden Jahren ſtarben 203. und in dem andern 189 Perſonen. Wenn man annimmt, daß in St. Gallen verhältnißmäßig ſo viel Kinder gebohren werden, als in Zürch; ſo kann die erſtere Stadt nicht zwey Drittheile der Volksmenge der letztern enthalten. Man gibt in St. Gallen zu, was auch aus den mitgetheilten Datis erhellt, daß jährlich mehr Menſchen ſterben, als gebohren werden: eine merkwürdige Erſcheinung in einer ſo mäßigen Stadt, die einen ſo großen Handel, und wie man denken ſollte, eine dieſem Handel entſprechende Betriebſamkeit beſitzt!

In Anſehung des Handels kann St. Gallen nicht bloß mit Zürch wetteifern, ſondern hat vielleicht der ungünſtigeren Lage ungeachtet, vor dieſer Neben-Buhlerinn einige Vorzüge. Wenigſtens finden ſich unter den funfzig bis ſechzig St. Galliſchen Handlungshäuſern, die Geſchäffte im Großen treiben, viel reichere, als in Zürch, und man nennt unter den St. Galliſchen Kaufleuten einige, die eine Million, und

darüber beſitzen ſollen. Von allen übrigen Seiten aber, beſonders in Anſehung der Verfaſſung, der Lehr- und Erziehungs-Anſtalten, der Gelehrſamkeit, und ihrer Ermunterungen und Hülfsmittel bleibt St. Gallen ſehr weit hinter Zürch zurück.

So wenig eine jede Stadt einen ſolchen Handel führen kann, als St. Gallen; eben ſo wenig können alle Staaten eine gleich gute Verfaſſung haben. Wenn ich alſo an der Verfaſſung von St. Gallen, oder andern Schweizeriſchen Freyſtaaten gewiſſe Mängel tadle; ſo thue ich dieſes nicht deßwegen, weil ich glaube, daß man eine jede mangelhafte Regierungsform plötzlich umändern müſſe, ſondern um aus der Verfaſſung gewiſſe Phänomene zu erklären, die ſich ſonſt gar nicht erklären laſſen. Jedes Regiment hat ſeine eigenthümliche Vorzüge und Gebrechen, und nicht ſelten ſind gewiſſe charakteriſtiſche Vorzüge die Urſache, daß manche von ihnen unzertrennliche Nachtheile ſich entweder gar nicht, oder ſehr ſchwer heben laſſen. Man darf ſich alſo auch nicht wundern, daß eben die Verfaſſung, unter welcher die Handlung in St. Gallen ſo ſehr aufblühte, andern gemeinnützigen Einrichtungen weniger günſtig war.

Die Verfaſſung in St. Gallen iſt nicht nur dem Buchſtaben der Grundgeſetze zufolge, ſondern auch in der That überwiegend demokratiſch, und im eigentlichſten Verſtande ein Zunft-Regiment. Die Bürgerſchaft iſt in ſechs Zünfte abgetheilt, unter welchen eine jede mehrere Handwerke, oder Handtierungen unter ſich begreift. Außer den ſechs Handwerkszünften

gibt es noch eine Gesellschaft, zum Roten- oder Roten-Fest-Stein genannt, zu welcher die seit langer Zeit in der Stadt ansässigen adelichen Geschlechter, und die Kaufleute von guten Häusern gehören. Aus dieser Gesellschaft, welche die vornehmsten und reichsten Bürger enthält, können zwar einige Mitglieder des kleinen Raths durch eine freye Wahl genommen werden; allein sie hat keinen bestimmten gesetzmäßigen Antheil an der Regierung, das heißt, an der Besetzung des kleinen und großen Raths, wie eine jede der sechs Handwerks-Zünfte. Der kleine Rath, der die täglich vorkommenden Regierungs-Geschäffte besorgt, besteht aus vier und zwanzig Mitgliedern: aus drey Bürgermeistern, die von der gesammten Bürgerschaft erwählt werden; aus zwölf Zunftmeistern, von denen eine jede Zunft zween hergibt; und dann aus neun Rathsherren, die der kleine Rath ohne Rücksicht auf Zünfte aus der ganzen Bürgerschaft erkiest. Reiche und arbeitsame Kaufleute, welche diese Wahl trifft, lehnen sie gewöhnlich ab, und bezahlen wegen dieser Weigerung beträchtliche Bußen; wie es heißt, aus dem Grunde, weil sie durch die Arbeiten, welche eine solche Würde mit sich bringt, und durch den Verlust der Zeit, den die Rathsversammlungen verursachen, in ihren Handlungsgeschäfften zu sehr gestört werden. Ungeachtet ich durchgehends denselbigen Grund von der Abgeneigtheit der Kaufleute gegen die öffentlichen Aemter habe anführen hören; so sollte man doch fast vermuthen, daß er mehr Vorwand, als wahre Ursache sey. Denn in allen Freystaaten hin-

dern öffentliche Würden und Geschäffte mehr oder weniger die Berufsarbeiten, und dennoch drängt man sich allenthalben außer St. Gallen zu öffentlichen Ehrenstellen zu. Freylich aber hat St. Gallen keine reiche Vogteyen zu vergeben, die zur Theilnehmung an der Regierung reizen könnten, und überdem macht die Kaufmannschaft einen besondern Cörper aus, der seine eigenen Angelegenheiten nach Gutdünken besorgt, und selbst das ganze Postwesen übernommen hat. Viel unbegreiflicher, als die Enthaltung der reichen Kaufleute von der Rathsherren-Würde, ist mir dieses, daß in einer Stadt, die ein solches Regiment, als St. Gallen hat, adeliche Geschlechter geblieben sind *).

Der große Rath enthält neunzig Mitglieder. Er erwächst daher, daß der kleine Rath noch eilf Genossen aus jeder Zunft an sich zieht. Die großen Räthe werden die Elfer genannt, und werden vom kleinen Rath aus sechs Personen gewählt, welche die Vorgesetzten einer jeden Zunft vorschlagen. Die Zunftmei-

*) Wenn ein Adelicher gleiche Rechte mit seinen nicht edeln Mitbürgern erhalten, und gleich diesen die untern Stufen der Regierung betreten, das heißt, wenn er Elfner, Zunftmeister und Stadtrichter werden will; so muß er sich auf eine gewisse Art seines Adels begeben, und außer seiner Zunft noch eine andere Handwerks-Zunft annehmen. Ohne diesen Uebergang in den Orden der Plebejer können Adeliche nicht anders Antheil an der Regierung erhalten, als wenn sie sogleich zu Rathsherren, oder Stadthaltern, (wozu man gemeiniglich Adeliche zu nehmen pflegt), erwählt werden.

ſter ſelbſt werden von den Zunftgenoſſen aus den Elf en durch heimliches Stimmen, oder durch die ſogenannte Raune erkohren. Wenn man auch annähme, was man niemals annehmen kann, daß die neun Rathsherren von freyer Wahl, und die drey Bürgermeiſter nicht aus den Zünften ausgehoben wären; ſo hätten doch auch in dieſem Fall die Abgeordneten der Zünfte im großen Rath ein ſo entſchiedenes Uebergewicht über die Nicht-Zunftgenöſſiſchen Mitglieder, daß dieſe niemals etwas gegen die erſtern ausrichten, oder wider ihren Willen durchſetzen könnten. Dieſer große Rath nun, der faſt ganz aus Handwerkern beſteht, übt den größten Theil der oberſten Gewalt aus. Er vergibt, oder beſtätigt Aemter, entſcheidet bürgerliche und peinliche Sachen in der letzten Inſtanz, und ordnet die Bürgerſteuer, die nebſt den Zöllen den Hauptzweig der öffentlichen Einkünfte ausmacht. Man kann gar nicht zweyfeln, daß unter den Bürgermeiſtern, Rathsherren, Zunftmeiſtern, und groſſen Räthen in St. Gallen viele rechtſchaffene, verſtändige, und der vaterländiſchen Geſetze kundige Männer ſeyen, allein gemeiner Menſchenverſtand, und gemeine Kenntniſſe reichen in unſern Zeiten nicht mehr hin, einen Staat gut zu regieren. Es werden, wenn auch nicht mehr, als gemeine Fähigkeiten, wenigſtens mehr als gemeine Einſichten, und mehr als gewöhnliche Ausbildung von Kräften erfordert, um alte Mißbräuchen zu erkennen, und mit Muth zu beſtreiten, und beſonders um neue nützliche Anſtalten zu entwer-

fen, oder kräftig zu unterſtützen, und mit Nachdruck auszuführen.

Wenn die Bildung der Jugend, und die Aufklärung des Volks allein von der Zahl der Lehrer von beiden abhinge; ſo würde es in Europa vielleicht keine Stadt von ähnlicher Größe geben, die St. Gallen von dieſer Seite gleichkäme. Mir iſt wenigſtens im Proteſtantiſchen Europa keine Stadt bekannt, die verhältnißmäßig ſo viele in Aemtern ſtehende geiſtliche Perſonen enthielte, als St. Gallen. Nach einem gedruckten Verzeichniſſe, das ich vor mir habe, beſoldet St. Gallen 27 Prediger, unter welchen nur drey aus der Zahl der Profeſſoren und Schullehrer genommen ſind. Die Schule iſt mit einem Rector, und acht Unter-Lehrern beſetzt, und außer dieſen ſind ſeit 1712 zwölf Profeſſoren angeſtellt, unter welchen junge Geiſtliche ihre Studien vollenden können.

Die Stiftungen der Vorfahren für Kirchen und Schulen mögen ſo reichlich geweſen ſeyn, als ſie immer wollen; ſo iſt es doch unmöglich, daß daraus eine ſo große Anzahl von Jugend- und Volkslehrern hinlänglich belohnt werden könnte. Unter den Predigern hat vielleicht einer oder der andere, der ſo glücklich iſt, ſich durch ſeine Predigten einen vorzüglichen Beyfall zu verſchaffen, ein reichliches Auskommen; allein die übrigen, und ſo auch die Lehrer der Jugend erhalten für alle ihre Arbeiten kaum oder nicht einmal ſo viel, als ſie nöthig haben, um mit ihren Familien nothdürftig beſtehen zu können. Natürliche Folgen der kärglichen Belohnungen gelehrter Verdienſte und Arbei-

ten sind diese: daß dadurch der Geist der Gelehrten niedergeschlagen, und die Kinder wohlhabender Familien von dem gelehrten Stande um destomehr abgeschreckt werden, da in einer gewerbvollen und handelnden Stadt Gelehrsamkeit eben so wenig Ansehen, als Reichthum, oder Wohlstand bringt. Eine andere schädliche Wirkung der drückenden Lage von Gelehrten ist die Unfähigkeit der letztern, die Hülfsmittel anzuschaffen, die man braucht, um in seinem Fache, und mit seinen Zeitgenossen vorwärts zu gehen. Kein Wunder also, wenn der Buchhandel, und die Buchdruckereyen in St. Gallen so unbedeutend, als in kleinen Land- und Municipal-Städten, und viel weniger beträchtlich, als selbst in Winterthur sind. Die Stadt- und Closter-Bibliothek enthalten viele seltene Handschriften, manche große und seltene Werke, und viele alte Bücher; allein in beiden mangeln die unentbehrlichsten neuern Schriften in den Hauptzweigen der Litteratur. So interessant sie also Bücherkennern, und Alterthums- oder Geschichtforschern in manchen Rücksichten seyn mögen; so unbefriedigend sind sie für den Gelehrten, der sich mit allen wichtigen Schriften seines Fachs bekannt machen will.

Die Klagen der Lehrer der Jugend über die Unzulänglichkeit ihrer Besoldungen wurden vor einigen Jahren so laut und dringend, daß sie auf einmal in der Regierung sowohl, als in der Bürgerschaft einen allgemeinen und lebhaften Eifer hervorbrachten, den Zustand derselben zu verbessern. Der Sammlungen, die man in dieser Absicht bey der Bürgerschaft anstell-

te, brachten 18900 Gulden ein, unter welchen 300 fl. von den Vorſtehern der Franzöſiſchen Gemeinde eingeliefert wurden. Ueberdem verſprach das Kaufmänniſche Directorium auf zehn Jahre jährlich 1000 fl. und die Obrigkeit eben ſo lange jährlich 1100 fl. zur Vermehrung des Schulfonds herzuſchießen. Bey aller dieſer bewundernswürdigen Freygebigkeit der Regierung, und der reichen Bürgerſchaft in St. Gallen, wodurch die Beſoldungen aller Schullehrer jährlich um 100 fl. ſind vermehrt worden, wird es doch noch lange dauern, bis die letztern Urſache haben, mit ihrem Zuſtande zufrieden zu ſeyn.

Einſichtsvolle Männer haben ſchon mehrmal darauf angetragen, die Zahl der Predigten, und der Prediger zu vermindern, um das Schickſal der letztern verbeſſern zu können. Dieſe Vorſchläge fanden aber bisher kein Gehör. Man läßt noch immer an jedem Tage der Woche, und am Sonntage faſt in jeder Stunde des Tages predigen, ohne zu bedenken, daß durch dieſe häufigen Predigten nicht ſowohl Frömmigkeit und Tugend, ſondern vielmehr eine der gehofften ganz entgegengeſetzte Wirkung, Geringſchätzung des geiſtlichen Standes, und des öffentlichen Unterrichts in der Religion hervorgebracht wird. Ich habe nirgends ſo viele luſtige Erzählungen über lächerliche, oder unbeſuchte Predigten, als in St. Gallen gehört.

St. Gallen, am 30. Jul.

An ſtatt in Heriſau zu bleiben, kehrten wir geſtern mit unſern St. Galliſchen Freunden wieder nach

St. Gallen zurück, wo wir nicht nur ein beſſeres Nachtlager, als in Heriſau erwarten konnten, ſondern auch noch Gelegenheit hatten, mehrere merkwürdige Dinge zu ſehen. Unſere Träger ſind geſtern von Heriſau nach Gaiß gegangen. Wir werden dieſen Morgen folgen, ſo bald ſich die mit dicken Dünſten angefüllte Luft aufheitern wird. Bis dahin fahre ich fort, Ihnen meine Bemerkungen über St. Gallen mitzutheilen, von denen Sie den Reſt aus Gaiß, oder gar aus dem Pfeffers-Baade erhalten werden.

Bey der großen Menge von reichen, oder wohlhabenden Kaufleuten, die in St. Gallen wohnen, iſt es nicht anders möglich, als daß in dieſer Stadt ein gewiſſer Aufwand herrſche. Dieſer Aufwand zeigt ſich nicht ſowohl in modiſchen und koſtbaren Kleidern und Putz, wiewohl wir über die Trachten und den Putz der angeſehenen Frauenzimmer aus Mangel hinlänglicher Erfahrung nicht entſcheidend urtheilen können; noch weniger in neuen und geſchmackvollen Möblen, ſondern in Gärten, Gartenhäuſern, und Equipagen, die aber, wie ich vermuthe, aus derſelbigen Urſache vielmehr koſtbar, als ſchön ſind. Faſt alle reichere Einwohner haben eine Zeitlang in Frankreich, Italien, und Teutſchland gelebt, oder wenigſtens Reiſen in dieſe Länder gemacht, und haben eben deßwegen Gelegenheit gehabt, neue und ſchöne Muſter aller Art kennen zu lernen; allein ſie finden in ihrer Vaterſtadt keine Arbeiter, die ihrem Geſchmack genugthun, und ihre Entwürfe ausführen können; und fremde Arbeiten und Arbeiter darf man nicht kommen

laſſen, ausgenommen, wenn die letztern ſich bequemen wollen, als Geſellen bey einheimiſchen Meiſtern zu arbeiten, welches man geſchickten Fremdlingen nicht einmal zumuthen kann. Aus Mangel alſo von geſchickten Arbeitern muß man die neuen Häuſer, wie die alte bauen, und nach der Weiſe der Vorfahren auszieren, oder möbliren laſſen. Die Zimmer ſind groß, aber nach dem Verhältniſſe ihrer Größe nicht hoch, und hell genug. Oefen, Canapees, Stühle, Commoden, Schränke und Tiſche ſind noch viel ſeltener, als in Zürch, nach neuen und gefälligen Zeichnungen, oder aus ſchönen auswärtigen Hölzern gearbeitet; und ein Teutſcher kann daher dem Zunftzwange, und dem Zunftregiment, auch aus dem Grunde nicht gewogen ſeyn, weil er die reichern Einwohner mancher Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten beraubt, auf welche ſie wegen ihres großen durch Fleiß und Kenntniſſe erworbenen Vermögens die gerechteſten Anſprüche haben.

Ueber die Sitten in St. Gallen, kann ich nach eigenen Beobachtungen nicht urtheilen. In der übrigen Schweiz behauptet man, daß manche St. Galler, die ſich lange in Italien und im ſüdlichen Frankreich aufhielten, ausländiſche Laſter und deren Folgen in ihrer Vaterſtadt zurückgebracht haben. Auch ſoll die eheliche Treue in St. Gallen nicht ſo allgemein, und der Umgang der Jugend von beiderley Geſchlecht viel freyer, als in andern Schweizeriſchen Handelsſtädten ſeyn. Im Winter werden häufige Bälle, und wenn Wetter und Wege es erlauben, Schlittenfahr-

ten nach Rorschach, oder andern umliegenden Orten angestellt, wo solche Lustpartieen, an welchen bloß junge Leute Theil nehmen, meistens mit späten nächtlichen Tänzen geschlossen werden, ohne daß jemals, wie man in St. Gallen versichert, eine jungfräuliche Unschuld dabey gelitten hätte. Nicht weniger lobenswürdig, als die Züchtigkeit der jungen St. Gallischen Schönen ist die Sparsamkeit, und Genügsamkeit der reichen St. Gallischen Kaufleute, und übrigen Einwohner in der Einrichtung eines Clubbs, der alle Tage gehalten wird, wo man Zeitungen, und politische Journale lesen, oder spielen, oder sich auch unterreden kann, und wovon die gemeinschaftlichen Unkosten halbjährlich nicht höher, als auf einen Louisd'or für jedes Mitglied steigen.

Die Lage von St. Gallen wird auch schwerlich ein warmer Patriot vorzüglich schön finden. St. Gallen ist von zwoen Seiten so nahe von Bergen eingeschlossen, daß die Stadt beynahe den ganzen Raum zwischen denselben ausfüllt. An den Füßen, oder Abhängen, oder auf den Rücken dieser Berge sind die Land- oder Gartenhäuser der St. Galler zerstreut; meistens aber dienen sie zu Weiden, oder Wiesen, die frisch und grünend sind, weil sie gut gewässert und gedüngt werden. Auf beiden Bergen, vorzüglich auf dem an der rechten Hand, der, wenn ich recht gehört habe, der Rudengügi heißt, hat man eine treffliche Aussicht auf die Ufer des Boden-Sees, und in das Appenzeller-Land, dessen Alpen mit Sennhütten, und andern Wohnungen dicht besetzt sind. Aus den

Landhäusern im Thal hat man gewöhnlich einen beschränkten Gesichtskreis, oder wenn dieser auch offener und ausgebreiteter ist, so wird er meistens durch die Bleichen verdorben, die nach beiden Seiten der Stadt weit fortlaufen. Diese Bleichen erwecken zwar beym ersten Anblick angenehme Bilder von Betriebsamkeit, und Wohlstand, allein sie ermüden sehr bald durch ihre Einförmigkeit, und beleidigen sogar das Auge durch ihre blendende Weiße, die im Sonnenschein kaum auszuhalten ist. Auffallend war es uns, daß man das Wasser zum Begießen der Leinwand zum Theil aus kleinen oder engen Gruben schöpft, die kein reines Wasser zu enthalten scheinen.

Leben Sie wohl. Die Barometer steigen. Die Berge entwölken sich, und Wetterkenner versprechen uns, daß der feine Nebel, der noch fällt, bald aufhören werde.

Vierter Brief.

Gaiß, am 30. Jul.

Liebster Freund,

Wie eitel sind die Hoffnungen und Verheißungen der Menschen! Wir verließen St. Gallen heute nach acht Uhr, in der gewissen Erwartung, daß der Nebelregen, der uns einige hundert Schritte von der

Stadt einholte, bald aufhören, und uns den heitern Himmel zeigen werde. Allein leider! wurden die Wolken immer dichter, und niedriger, der Regen immer ſtärker, und dieſer Regen dauerte fort, bis wir nach Gaiß kamen. Ungeachtet Gaiß von St. Gallen nur drey ſtarke Stunden entfernt iſt; ſo hat uns doch dieſer erſte Gang ſehr ermüdet, weil die Fußſteige beſonders durch die Wieſen ſehr ſchlüpfrig, und wir gezwungen waren, uns bey dem ſchwülen Wetter in unſere Mäntel zu hüllen, um nicht ganz durchgenäßt zu werden. Bey unſerer Ankunft in Gaiß machten wir einen ſo ſeltſamen Aufzug, daß wir die Aufmerkſamkeit der an den Anblick von Fremden gewohnten Einwohner vorzüglich rege machten. Unter dieſen rief uns ein Landmann, der uns nur von hinten ſah, und auch gerne von vorne ſehen wollte, mit einer mächtigen Stimme nach, als wenn er uns etwas ſehr wichtiges zu ſagen hätte. Auf dieſen Zuruf wendete wir uns alle um, und da wir durch dieſe Bewegung die Neugierde des Appenzellers befriedigt hatten, ſo ſagte er uns ganz gelaſſen, daß wir nur weiter gehen könnten. Wir bleiben heute und morgen hier, ſowohl um einige benachbarte Berge zu beſteigen, als um die Alpen und niedrigen Gründe etwas abtrocknen zu laſſen, die nach einem heftigen Regen den Weg über den hohen Camor nach Sennwald äußerſt beſchwerlich, und ſelbſt gefährlich machen. Ich habe Ihnen noch ſo vieles über St. Gallen und Heriſau zu ſagen, daß ich nothwendig einen gewaltigen Sprung in meiner Erzählung machen müßte, wenn ich

nicht heute und morgen das Verſäumte nachholen könnte.

Ungeachtet St. Gallen weder an einem ſchiffbaren Fluſſe, noch an einem See liegt, und ungeachtet es bis vor wenigen Jahren nicht einmal durch gemachte Wege zugänglich war; ſo war doch dieſe Stadt ſchon ſeit vielen Jahrhunderten zuerſt wegen des reichen Stifts, und dann nach dem Verfall von Conſtanz durch die Fabriken und Capitaliſten, die aus dieſer Stadt nach St. Gallen zogen, der Hauptmarkt, wohin alle umliegende Gegenden ihren Ueberfluß brachten, und wo ſie wiederum das ihnen abgehende einkauften. Schwaben ſendet noch immer nach St. Gallen den größten Theil des Getraides, und das Thurgäu den größten Theil ſeines Flachſes, Obſts und Moſts, welche das Toggenburger- und Appenzeller-Land, und auch die alte Landſchaft brauchen. Dieſe Zufuhr aus Schwaben, und dem Thurgäu iſt ſo beträchtlich, daß an jedem Donnerstage von Rorſchach, oder wie es gewöhnlich ausgeſprochen wird, Roſchach, hundert vierſpännige Wägen, und im Herbſte zur Marktzeit täglich wohl viermal ſo viel nach St. Gallen kommen. Das Rheinthal führt der Stadt St. Gallen Obſt, und vorzüglich Wein zu, der von St. Gallen aus in alle umliegende Gegenden verſandt wird. Die alte Landſchaft liefert Getraide, Obſt, und Flachs, und das Toggenburger- und Appenzeller-Land die Producte ihrer Heerden, und ihrer Betriebſamkeit: denn vorzüglich aus St. Gallen holen die Toggenburger und Appenzeller, die

Unterthanen des Abbts, und ſelbſt viele Schwaben die Baumwolle, und den Flachs, den ſie ſpinnen, das Garn, das ſie weben, und die Leinwand, die ſie bleichen, oder durch ihre Weiber und Töchter ſticken laſſen. Man ſchätzt die Zahl der Spinner, und Spinnerinnen, der Weber und Stickerinnen, die aus der Stadt St. Gallen das ganze Jahr durch ihre Arbeit erhalten, auf 80 bis 100000, und die Zahl der Stickerinnen allein, die von St. Galliſchen Kaufleuten und Fabrikanten beſchäfftigt werden, auf 30 bis 40000. In St. Gallen ſelbſt wird mehr geſtickt, als geſponnen, und mehr geſponnen, als gewoben, weil die Keller zum Weben ſich nicht ſo leicht in der Stadt, als auf dem Lande einrichten laſſen.

Schon dieſe Angaben ſind hinreichend, Ihnen von der Größe der St. Galliſchen Handlung einen Begriff zu geben. Weil man aber die Richtigkeit der angegebenen runden Zahlen bezweifeln könnte; ſo will ich Ihnen andere Data anführen, für deren Zuverläſſigkeit ich mich verbürgen kann.

Im verfloſſenen Jahre wurden allein auf den acht St. Galliſchen Bleichen gebleicht:

	Stück
Von guter, oder ſogenannter Conſtanzer Leinwand, jedes Stück zu 56 Pariſer Stab gerechnet — — —	3814
Von gefärbter Leinwand, oder ſogenannter Farbwaare — — — —	3536
Von Muſſelinen, Baſins und Cambrais	3163

	Stücke
Von gröberer, oder sogenannter stäter Leinwand, oder Futtertuch — —	21448
Von andern baumwollenen Tüchern —	18993

Von dem dritten und vierten Artickel hält das Stück nur 40 Pariser Stab.

In diesem Verzeichnisse sind alle die baumwollenen Tücher nicht mitgerechnet, welche die Indienne-Fabriken, deren fünf bis sechs in St. Gallen sind, haben bleichen lassen; noch weniger alle die Stücke, die für St. Gallische Rechnung auf zwölf bis vierzehn Bleichen in der Nachbarschaft gebleicht worden sind.

Um Sie in den Stand zu setzen, nicht bloß über die Größe des Handels der ganzen Stadt, sondern auch über den Vertrieb einzelner Häuser zu urtheilen, will ich noch eine Tabelle von der Leinwand und den baumwollenen Tüchern beyfügen, welche ein einziges Haus, das überdem in Rouen eine große Fabrik angelegt hat, bloß auf den St. Gallischen Bleichen hat bleichen lassen.

	Stücke
An sogenannter Constanzer Leinwand —	543
An gefärbter Waare — — —	21
An Musselinen Cambrai's, und Parchent	3255
An gröbern baumwollenen Tüchern —	592
Noch — — — — —	881

Eben dies Handlungshaus kaufte noch viele hundert Stücke, die schon gebleicht waren, und ließ endlich viele hundert Stücke in Herisau, Roschach, und andern Orten bleichen.

Aus den angeführten Tabellen erhellt, daß die eigentliche Leinwand, die für St. Gallische Kaufleute verarbeitet wird, nicht den zehnten Theil der baumwollenen Zeuge ausmacht, die jetzo für Rechnung eben dieser Kaufleute verfertigt werden. Die ersten Musselin-Fabriken wurden im Jahr 1753 errichtet, und von St. Gallen aus pflanzte sich dieser wichtige Zweig der Industrie allmählich in die übrige Schweiz fort. Man fürchtet auch in St. Gallen viel weniger die Verbote der Einfuhr großer Fürsten, als die Concurrenz der Engländer, von welchen man gesteht, daß sie es in kurzer Zeit in der Fabricirung von Musselinen unglaublich weit gebracht haben.

Um den Musselin-Handel im Großen zu treiben, muß man nothwendig sehr große Fonds in Händen haben, indem es wenigstens zwey, auch drittehalb, oder drey Jahre dauert, bevor der Kaufmann seine Gelder aus der verkauften Waare zurück erhält. Die Baumwolle, oder das baumwollene Garn muß in großen Vorräthen mit baarem Gelde eingekauft, und Spinner, Weber, Stickerinnen, und Vorkäufer, oder Unterhändler müssen wöchentlich, oder bey der Lieferung baar bezahlt werden. Wenn der Weber, oder Vorkäufer seine Arbeit, oder Waare gebracht hat; so muß man sie bleichen, sticken, stampfen, und wenn sie in der Walke gelitten haben, von geschickten Arbeiterinnen mit der Nadel so ausbessern lassen, als wenn die Löcher vom Weber selbst wären ausgebessert worden. Die Stickerinnen allein behalten Stücke oft viele Monate, bisweilen anderthalb

bis zwey Jahre im Hause, wenn sie entweder viele Arbeit haben, oder nicht fleißig sind, oder auch krank werden. Wenn endlich die Musseline ganz fertig sind, so muß der Kaufmann Bestellungen, oder Käufer abwarten, und kann nur alsdann auf einen starken Absatz rechnen, wenn er langen Credit zu geben im Stande ist.

Es ist selbst für einen Nichtkenner äußerst interessant, eine Niederlage von Musselinen und andern baumwollenen Zeugen, besonders aber das Musterbuch eines großen Kaufmanns zu sehen, worin alle die Zeichnungen enthalten sind, nach welchen man Musseline hat wirken, und sticken lassen, oder noch wirken und sticken läßt. Ein solches Buch kann man nicht durchblättern, ohne über die Fruchtbarkeit des Genies der Zeichner, oder Erfinder, und zugleich über die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit des Geschmacks zu erstaunen, die in derselbigen Zeit in verschiedenen Ländern herrscht. In Frankreich und Teutschland verlangt man jetzt keine andere Musseline, als die mit kleinen oder mäßigen Blumen durchwirkt und gestikt sind. In Pohlen und Rußland trägt man am liebsten Musseline mit großen Blumen, die oft mit bunten Farben, oder gar mit Goldfäden gestickt sind. Die Preise von ganzen Musselin-Stücken, die in der Nachbarschaft von St. Gallen gewoben und gestickt sind, steigen von einem bis 12 neuen französischen Louisdor. Viel theurer sind die feinsten Indischen Musseline, die man in der Schweiz sticken läßt. Denn so fein auch die Toggenburger und Ap-

penzeller spinnen; so können sie doch die Indischen Spinner nicht einmal in großen Entfernungen erreichen, wovon man in St. Gallen den Grund darin sucht, daß die feinste Baumwolle nie nach Europa gebracht werde: ein Factum, das mir sehr zweifelhaft scheint. Der feinste Flachs kann von der künstlichsten Hand nie so zart, als die feinste Baumwolle gesponnen werden. Aus einem Pfunde des besten Flachses kann man höchstens 80 bis 90 Schneller spinnen, jeden Schneller zu 1000 Fäden gerechnet, von welchen wiederum jeder 4 Schuh oder 48 Zoll lang ist. Aus einem Pfunde der besten Baumwolle hingegen kann man 140 bis 150 Schneller herausbringen. Man zeigte uns Garn, wovon sechszig Schneller ein Pfund wogen, und schon dies Garn schien uns so fein, daß wir es fast für unmöglich hielten, daß ein Faden noch feiner gesponnen werden könne. Ein guter Weber kann täglich von 30 oder 48 Creuzern bis zu einem Gulden, oder 1 Gulden 12 Creuzern, verdienen; ein Spinner, oder Spinnerin aber erwirbt bey dem größten Fleiße täglich nicht mehr, als 10, 12, höchstens 15 Creuzer.

Ungeachtet die fürstliche Abbtey in dem Umfange der Stadt eingeschlossen, und von der Stadt nur durch eine Mauer abgesondert ist; so ist doch die Verbindung zwischen den Mitgliedern des Stifts, und den Bewohnern der Stadt so geringe, daß man in der Stadt über die Unterthanen des Fürst-Bischofs, über sein Verhältniß gegen die Conventualen, und über seine Einkünfte fast eben so wenig unterrichtet

ist, als wenn die Abbtey mitten in Schwaben läge. Die Zahl der Unterthanen der alten Landschaft schätzen einige auf 40000, und eben so hoch die Einwohner der Grafschaft Toggenburg; andere geben die Summe von beiden um zehntausend höher an, und glauben, daß der Abbt von St. Gallen wenigstens 24000 bewaffnete Männer stellen könne. Selbst die Bevölkerung des Closters wird auf eine verschiedene Art angegeben. Man schätzt sie gewöhnlich auf sechszig Ordens-Geistliche. Einer genauern Nachricht zufolge soll die Abbtey 68 Priester, sieben fratres professos, und zwanzig fratres conversos enthalten. Ueber die Einkünfte des Stifts weiß man in St. Gallen weiter nichts, als daß sie nach der Verschiedenheit der Jahre sehr verschieden seyen, indem sie meistens aus Zehnten und Sterbefällen, und aus dem Ertrage der eigenthümlichen Clostergüter in der alten Landschaft, in Schwaben und Elsaß erwüchsen; zu welchen man aber noch den wichtigen Zoll in Roschach rechnen muß, der seit der Erbauung guter Wege jährlich 8000 Rthlr. eintragen soll. Das Closter hebt den Zehnten nicht bloß in der Landschaft, sondern auch im obern Rheinthal; und bey Sterbefällen der Angehörigen des Closters, oder dem Verkauf von Gütern fordert es 5, 10 bis 15 p. c. je nachdem man reiche oder arme Leute, oder auch solche vor sich hat, die man begünstigen, oder nicht begünstigen will. Dieser großen Einkünfte ungeachtet ist das Stift verschuldet, und die Schulden des Stifts sind die Ursache, oder der Vorwand der Streitigkeiten zwischen

dem Fürsten und Convente, die so weit gehen, daß das letztere auf die Absetzung des regierenden Fürsten, des Sohns eines noch lebenden Landmanns angetragen hat. Der regierende Abbt hat freylich in und außer dem Closter viel gebaut, allein keine Prachtgebäude, oder Lustschlösser, sondern Wege und Magazine, die schon längst hätten erbaut seyn sollen. So kostbar diese Unternehmungen auch gewesen seyn mögen; so hätten sie doch ein Stift, wie das St. Gallische, bey einer guten Verwaltung nicht in beschwerliche Schulden stürzen können. Der Fürst selbst lebt der Sage nach nicht einmal so prächtig, als ein Teutscher Prälat vom zweyten Range. Er hat weder eine zahlreiche Dienerschaft, noch einen glänzenden Hof, noch auch prächtige Equipagen und Möblen. Vielmehr begnügt er sich mit einem einzigen Zug Pferde, speist, selbst wann vornehme Fremde da sind, auf Zinn, und so einfach, daß die zu große Einfalt von Geschirr und Speisen mehrere Teutsche Fürsten äußerst befremdete. Wenn man bedenkt, daß der Abbt von St. Gallen ohngefähr eben so viele Unterthanen, als der Fürst-Bischoff von Fulda hat, und und dann die Hofhaltung dieser beiden Fürsten mit einander vergleicht; so kann man nicht umhin, darüber zu erstaunen, daß Nachlässigkeit, oder Mangel von guten Finanz-Einrichtungen so große Unterschiede hervorbringen kann.

Gaiß, am 18. Jul.

Jetzo habe ich von Appenzell Außer-Rhoden genug in der Nähe oder Ferne gesehen, um Ihnen die

Eindrücke mitzutheilen, die ein Land auf mich gemacht hat, das weder Adel, noch Städte, weder bequeme Wege, noch schiffbare Flüsse und Seen, weder Bergwerke, noch Ackerbau, und Obstwachs besitzt, (eine kleine an das Rheinthal gränzende Strecke ausgenommen,) das nicht alleine Zünfte hat, sondern auch fast alle Handwerke von Fremdlingen ausüben läßt, und das nichts destoweniger zu den betriebsamsten und volkreichsten Ländern in ganz Europa gehört, und alle Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens im größten Ueberfluß von den Nachbaren erhält, oder leicht erhalten kann.

In der flachen Schweiz ist keine Stadt, und in der gebirgigen kein Staat, dem nicht von den übrigen gewisse gehässige Vorwürfe gemacht würden. Allein Appenzell, und zwar besonders Appenzell Außer-Rhoden hat das einzige Glück, daß die übrigen Schweizer es für das gelobte Land in Helvetien halten, auf welches alle, als auf den Wohnsitz der Freyheit, des Friedens, des Ueberflusses, und zugleich der alten Einfalt, und Unschuld mit Wohlgefallen hinblicken, und auf welches sie mit einem frohen Stolze hinweisen, wenn sie besonders Fremden die gesegneten Wirkungen einer unbeschränkten Freyheit darthun wollen. Und eben so sind die Appenzeller die Lieblinge der ganzen übrigen Schweiz, die allenthalben bewundert, aber nicht beneidet, und von den vaterländischen Schriftstellern wetteifernd, als das freyste, glücklichste und geistreichste Hirtenvolk gepriesen werden.

Wenn Ausländer von den Appenzellern nicht so günstig urtheilen, als gewöhnlich geschieht; so nimmt man sich ihrer mit eben so großer, und fast noch gröſserer Wärme, als seiner eigenen Mitbürger an.

In der That zweifle ich auch, ob es in ganz Europa ein anderes Land gebe, wo man auf den ersten Blick die süßesten Phantasieen einer schwärmerischen Jugend, und die reizenden Ideale einer glücklichen Unschaldswelt in einem solchen Grade realisirt findet, als in Appenzell Außer-Rhoden. Das ganze Appenzeller-Land, so weit es sich zur reformirten Religion bekennt, ist eine zauberische Verkettung von kleinen Hügeln und Thälern, die nirgends durch stundenlange Waldungen verfinstert, oder durch schroffe, und unersteigliche Felsen verödet, oder durch verpestende Sümpfe verunstaltet werden. Allenthalben ist Leben und Weben, ohne städtisches Gedränge, oder betäubendes Getümmel. Von allen Höhen und aus allen Gründen tönt dem Wanderer das Gemurmel der Bäche, das Geblök der Heerden, das Rufen der Hirten, und besonders das Geklingel der großen Schellen entgegen, womit Stiere, Kühe, und Kälber behängt sind. Dieser Arkadischen Musik hörte ich gestern Abend gegen Untergang der Sonne in einiger Entfernung von Gaiß eine Stunde zu, und dies Gewühl arkadischer Töne weckte aus der Tiefe meines Herzens, und meiner Einbildungskraft Wünsche und Bilder auf, die schon lange, sehr lange geschlummert hatten, und von welchen ich nie geglaubt hätte, daß sie bis zu einem solchen Grade jugendlicher Begei-

ſterung wieder belebt werden könnten. Im Appenzeller-Lande wird das Auge des Reiſenden anfangs nicht weniger, als ſein Ohr getäuſcht. Wohin man blickt, ſieht man Haufen von friedlichen und beſcheidenen Hütten, ſo kunſtlos und reinlich, wie man ſich in frohen Träumen die Wohnungen glücklicher Schäfer denkt, unter welchen man ſein Leben zubringen möchte. Wenn man Heriſau ausnimmt, ſo ſind die Hütten der Appenzeller nicht nach ſtädtiſcher Art in dichte Reihen zuſammengedrängt, ſondern über Thal und Hügel zerſtreut; und eben dieſe Zerſtreutheit, verbunden mit ihrer Einfachheit, (denn ſie ſind ganz aus Holz erbaut,) begünſtigt die Täuſchung, daß man in dem Arkadien der Dichter wandle. Jede Hütte liegt in der Mitte der Beſitzungen ihres Bewohners, der alſo ſein kleines Gebiet beſtändig überſehen, und in jedem müßigen Augenblick bearbeiten und verbeſſern kann. Wenn man nahe an den Hütten der Appenzeller vorbeygeht; ſo hört man das Geräuſch des Weberſtuhls, der dem Appenzeller Garten, Ackerfeld und Weinberg iſt, und ihm alles verſchafft, was die fruchtbarſten Länder ſüßes und ſchönes hervorbringen. Viele Hütten haben Wäldchen hinter ſich, die nicht nur ihre mahleriſche Lage verſchönern, ſondern auch das Holz liefern, was der Beſitzer zur Feurung, und zur Ausbeſſerung ſeiner Wohnung braucht. In ganz Appenzel iſt kein ungetheiltes Gut, keine gemeine Wälder, oder Alpen und Weiden. Wenn auch gewiſſe Alpen mehrern Eigenthümern gehören, ſo kann doch jeder Mitbeſitzer ſeinen Antheil verkau-

ſen, oder verpachten, wie er will. Männer endlich, Weiber, und Kinder ſind, wenn ſie ſich auch nicht durch vorzügliche Schönheit und hohen Wuchs auszeichnen, reinlich und gut gekleidet, und haben einen Ausdruck von Munterkeit und Zuverſicht, wie ihn nur glückliche und freye Menſchen haben können, die ſtets von dem Gefühl durchdrungen ſind, daß ſie keine andere Geſetze und Obrigkeiten haben, als die ſie ſelbſt gegeben, und gewählt haben.

Schade, daß die meiſten angenehmen Eindrücke, die man beym Eintritt in das Appenzeller-Land erhält, bey genauerer und fortgeſetzter Unterſuchung verſchwinden, oder wenigſtens ſehr geſchwächt werden! In Appenzell grünen, und blühen alle Hügel und Gründe eben ſo wenig, als anderswo. Im Thale bey Gaiß zwiſchen dem Sommers- und Gäbris-Berg iſt eine lange ſumpfige Wieſe, die mit ſchlechten Gräſern überwachſen iſt, und wie es ſcheint, durch Abzapfen, und Beſäen mit guten Futterkräutern leicht verbeſſert werden könnte. Auch am Gäbris-Berge fanden wir lange Strecken, wo nichts, als Haidekraut, und Haidegeſträuch wuchs. So mahleriſch die kleinen Wäldchen nahe an den Wohnungen der Appenzeller anfangs ſcheinen; ſo bemerkt man doch bald, daß ſie alle aus Tannen und Fichten beſtehen. Das Appenzeller-Land liegt ſchon zu hoch, als daß es mächtiges und ſchönes Laubholz tragen könnte, und noch weniger würden an den meiſten Orten Obſtbäume gedeihen: doch zweifle ich nicht, daß die Kirſchbäume, die den Berniſchen Oberländern ſo

nützlich sind, auch im Appenzeller-Lande fortkommen würden. Wenn nicht alle Berge, und Gründe mit zahllosen Hütten übersäet wären; so würde das Appenzeller-Land ohne Laubwälder und Obstbäume, ohne Weinberge, Gärten, und Fluren ein äußerst einförmiges, und nacktes Land seyn. Die Wiesen und Weiden der Appenzeller werden allerdings gedüngt, allein der Anbau von Futterkräutern ist dem Anscheine nach nicht so allgemein, als er seyn könnte: und es würde unstreitig vortheilhafter seyn, wenn man, anstatt die Kühe in eingeschlossenen Bezirken nahe an den Häusern weiden zu lassen, diese Weiden mit den besten Kleearten besäete, und das Vieh beständig im Stall futterte.

Auch die netten Hütten der Appenzeller, die mich auf dem Wege nach Herisau so sehr erfreuten, gefielen mir in der Folge viel weniger, nachdem ich in einige hineingegangen, und mit dem Innern ihrer Einrichtung bekannter geworden war. Die meisten Häuser der Appenzeller werden zur Ersparung der Kosten, und des Raums so klein gebaut, daß es auch bey der größten Sorgfalt unmöglich ist, die unangenehmen Folgen des engen Beysammenwohnens zu verhüten. Wenn die Hausthüre nicht offen ist; so ist die Diele so dunkel, daß man die nächsten Gegenstände kaum erkennen, und zugleich so enge, daß man in einiger Gesellschaft sich kaum bewegen kann. Aus einem ähnlichen Grunde, aus welchem man die Häuser so klein, als möglich baut, macht man die Stuben sehr niedrig, damit sie desto wärmer seyn, und

bleiben mögen; und dieſe Stuben ſind daher gewöhnlich mit ſo widrigen Ausdünſtungen von Menſchen, von Garn, und andern Dingen angefüllt, daß man nicht frey darin athmen kann. Noch viel trüber und ungeſunder ſind die Webkeller, deren jedes Haus wenigſtens einen, und oft zween hat, und deren Fenſter faſt den Erdboden außer dem Hauſe berühren. In dieſe Keller ſteigt man gemeiniglich durch kleine Oeffnungen, und auf ſchmalen Leitern hinab; und wenn man an dieſe kerkerartigen Höhlen in der Erde nicht gewohnt iſt; ſo würde man es für eine zu harte Strafe halten, wenn man Züchtlinge in ſolchen kalten und feuchten Löcher das ganze Jahr durch arbeiten ließe. Man behauptet hier allgemein, ich weiß nicht, ob mit Recht, daß baumwollenes Garn ſich nicht anders, als an feuchten Oertern gut weben laſſe. Nicht ſelten iſt der Abtritt in der Nachbarſchaft der Keller-Oeffnung angelegt; denn ich bemerkte beym Hinauf- und Hinabſteigen einen heftigen Uebelgeruch, womit die übrige Hütte mehr, oder weniger durchdrungen war. — Die Kleinheit der Appenzellerhütten mit ihren kleinen, runden, in Bley eingefaßten Fenſter-Scheiben fiel mir nirgends mehr, als in Heriſau auf, wohin ich mit den größten Erwartungen kam. Nach den Schilderungen aller, und beſonders Schweizeriſcher Schriftſteller glaubte ich an Heriſau einen Flecken zu finden, dergleichen man außer Holland und England in keinem andern Europäiſchen Lande ſehen könne; und zu meiner größten Verwunderung fand ich einen Ort, der einige

ſtädtiſche Häuſer ausgenommen von keiner Seite mit den vielen ſchönen Flecken verglichen werden kann, die Oeſterreich, Baiern, die Pfalz, Wirtemberg, die Sächſiſchen Länder, und vorzüglich Bremen und Hollſtein aufzuweiſen haben. Das größte Haus in Heriſau iſt, wie manche alte Gebäude in den großen Teutſchen Reichsſtädten, und wie die Landhäuſer in der Franzöſiſchen Schweiz nach Art von Ritterſchlöſſern gebaut, und an den Ecken mit Thürmen verſehen, durch welche man vermuthlich an Ausſicht und Zahl von Fenſtern gewinnen will. Dieſe Bauart gefällt den Appenzellern ſo ſehr, daß ſie in den übrigen Gemeinden von den reichern Erbauern neuer Häuſer häufig nachgeahmt wird. In den geräumigen hölzernen Häuſern wohlhabender Appenzeller ſind Diele, Küche, und Gemächer nach einem größern Maaßſtabe gebaut, und in dieſen Häuſern herrſcht eine Reinlichkeit, die kaum in England und Holland größer ſeyn kann. Vorzüglich aber ſcheint es, als wenn die Kühe, und das Küchengeſchirr der Stolz des Hauſes, und der Hauptſitz der höchſten Reinlichkeit ſey; denn beide fand ich viel ſauberer und glänzender, als die Wohnſtuben und Schlafzimmer ſammt den Möblen, die in dieſen enthalten waren. Wenn dieſe großen hölzernen Häuſer nicht vor langer Zeit und mit alter Feſtigkeit gebaut ſind; ſo haben ſie eine ſolche Beweglichkeit, daß ſie von jedem ſtarken Tritt, oder Gange in allen ihren Theilen erſchüttert werden, und ſind zugleich ſo wiedertönend, daß man jedes laute Reden und Lachen durch alle Zimmer hö-

ren kann. In dem Gasthofe zum Ochsen, wo außer uns noch viele andere Molkengäste wohnen, würden wir diese Nacht schwerlich lange haben schlafen können, wenn uns nicht die gestrige Ermüdung in eine tiefe Ruhe versenkt hätte.

Die Lobeserhebungen der Schönheit, Stärke, und Größe der Appenzeller sind noch weit mehr übertrieben, als die Lobsprüche, die man dem Lande, oder den Wohnungen zu ertheilen pflegt. Unter vielen hundert Appenzellern, die mir diese Tage her vorgekommen sind, habe ich nur wenige große, und keinen einzigen so schön gebildeten Mann gesehen, dergleichen sich unter unsern Teutschen Regimentern so häufig finden. Man bemerkt es auch hier, daß das frühe und anhaltende Sitzen und Arbeiten in den feuchten Webekellern die Bildung, Stärke und Gesundheit der Arbeiter verdorben hat, und daß der gebrechlichen, und verstümmelten Menschen jetzo viel mehrere sind, und werden, als in vorigen Zeiten. Die Appenzeller suchen aber noch immer eine Ehre darin, für Kraftvolle Männer gehalten zu werden, und manche treiben auch noch die Leibesübungen, die Stärke und Gewandtheit geben können. Man rühmte uns einen Schmid als einen außerordentlich starken Mann, den wir deßwegen mit einem großen Gefolge von neugierigen und müßigen Männern und Buben besuchten. Das Hauptkunststück dieses Mannes bestand darin, daß er eine Centnerschwere eiserne Kugel von der Erde hob, daß er diese durch Handgriffe, deren freylich nur ein starker Mann fähig ist, bis an

die Schulter, dann von einer Schulter auf die andere brachte, und endlich einige Schritte weit von sich wegwarf. Viel schöner, und seltener, als dies Probstück von Stärke, war der Arm dieses Appenzellers, an welchem, wenn er gebogen und die Finger zusammengedrückt waren, der Muskel über dem innern Armgelenke fast so dick hervortrat, als mein Arm unmittelbar über der Hand ist. Die Appenzeller lachten triumphirend bey jeder Anstrengung des starken Schmides, und versicherten, daß der Landweibel noch viel stärker sey. Sie hatten dies kaum gesagt, als der gepriesene Mann durch einen glücklichen Zufall von seinen Amtsverrichtungen zu Hause kam. Der Weibel war groß und breitschulterig, aber in meinen Augen nicht schön gebildet, weil er sich nicht leicht, und gerade trug, und die untere Hälfte des Cörpers im Verhältniß zu der obern zu schwach und zu dünn war. Wir baten diesen Appenzellischen Herkules die Probe seiner Stärke zu wiederholen, von welcher seine Landsleute mit Bewunderung gesprochen hatten, und die der Sage nach darin bestand, daß er einen drey Centner schweren Stein aufgehoben, und von sich geworfen habe. Der Landweibel willfahrte uns, und ging mit uns zu dem kritischen Steine hin, der einige hundert Schritte vor dem Dorfe an einer Wiese lag. Allein aller Versuche ungeachtet wollte es dem Stärksten des Appenzeller-Landes nicht gelingen, den Stein nur um einen Schuh von der Erde zu heben, wovon er die Feuchtigkeit oder Schlüpfrigkeit des Steins als die Ursache angab. Wenn aber

der Weibel den Stein auch in die Höhe gebracht hätte; so würde ich ihn doch nicht für ein solches Wunder von Stärke gehalten haben, als wofür er in seinem Vaterlande gehalten wird. Ich habe selbst in meiner Jugend mehrere Männer gekannt, die 400 bis 500 Pfund ohne Mühe heben konnten, und in Hamburg, Bremen, und andern Teutschen Handelsstädten sind die Karrenschieber und Packknechte gar nicht selten, die Säcke und Ballen von zweyhundert Pfunden, und darüber von der Erde auf die Schulter, oder auf Kärren und Wägen werfen. Wir ließen einigen der Appenzeller, die ihre Kräfte vor uns versucht hatten, in unserm Gasthofe einige Maaß Wein geben, und diese machten sie so bereitwillig, daß sie uns nun auch ihre übrigen Künste zeigten. Unter diesen setzte mich keine andere in ein solches verwunderungsvolles Schrecken, als das Anerbieten des Schmides, sich von jedem mit geballter Faust, so stark man wolle, auf den Kopf schlagen zu lassen. Es blieb auch nicht bloß beym Anerbieten, sondern einer der Appenzeller schlug auf den eisernen Schädel seines Landsmanns so ernstlich los, daß ich davon ging, aus Furcht, den Schmid unter irgend einem unglücklichen Schlage hinsinken zu sehen.

Die Einführung der Musselin-Webereyen hat in Appenzell eben die guten und schlimmen Wirkungen, wie im Zürchischen, nur, wie es scheint, beide in einem auffallenderen Grade hervorgebracht. Die große und immer wachsende Bevölkerung wird nicht nur durch die jährlichen Geburts- und Sterbelisten, son-

dern auch durch die vielen neuen Häuser angekündigt, die man allenthalben baut, oder vor kurzem erbaut hat. In Herisau und Trogen sind mehrere Handelshäuser, die in Ansehung des Reichthums, und der Weitläuftigkeit ihrer Geschäffte mit den ersten in St. Gallen wetteifern können. In diesen, wie in den übrigen Gemeinden wohnen viele Vorkäufer, oder Kaufleute vom zweyten Range, die den Spinnern und Webern Baumwolle und Garn verkaufen, und die verfertigten Waaren wieder abnehmen, um sie mit Vortheil an die im Großen handelnden Kaufleute in St. Gallen, oder in Herisau, und Trogen abzusetzen. Auch unter diesen sind manche sehr reich, und man erkennt sie gleich an den neuen, großen, oft von Steinen erbauten Häusern, in denen sie wohnen. Die aus dem Handel und den Fabriken entstehende Wohlhabenheit steigt noch um einen Grad tiefer, nämlich zu den Webern hinab, die zwar selbst arbeiten, aber aber doch zugleich Vermögen genug besitzen, um 12, 20, bis 24 andern Webern und Spinnern Flachs, Baumwolle, oder Garn austheilen zu können, und den Arbeitern den festgesetzten Lohn zu bezahlen. Die meisten Spinner und Weber, die weder weitläuftige Alpen, noch Wiesen besitzen, unterscheiden sich von ihren Vorfahren durch bessere Kleider, und leckerhaftere Speisen; allein diese nehmen auch, wie anderswo, den ganzen Ueberschuß weg, den sie vor ihren Vorfahren erwerben, ohne etwas für Weib und Kinder, oder für Zeiten der Noth zu erübrigen, oder erübrigen zu können.

Es ist in Appenzell noch vielmehr, als im Zürchischen, oder Bernischen zu fürchten, daß die durch die Fabriken hervorgebrachte außerordentliche Bevölkerung, (die sich aber nicht genau schätzen läßt, weil weder die Zählungen des Volks richtig sind, noch das Land gehörig gemessen ist,) die eben so außerordentlichen Reichthümer einzelner handelnden Häuser, die große Wohlhabenheit der Unter-Käufer, und vornehmern Weber, und endlich das allgemeinere Wohlleben durch die nachtheiligen Folgen der Fabriken werden überwogen werden. Und diese nachtheiligen Folgen sind außer der verminderten Stärke und Gesundheit des Volks die steigende Prachtliebe, und Leckerhaftigkeit, die Vernachlässigung der Erziehung der Kinder, die selten über das zehnte Jahr hinaus die Schule besuchen, um desto früher arbeiten zu können, die Zügellosigkeit der Jugend, die sich im 15. und 16. Jahre unabhängig glaubt und macht, weil sie alsdann der Unterstützung der Eltern entbehren kann, die sichtbar sich verbreitende Selbstsucht, Völlerey, und Ueppigkeit, und die unmäßig zunehmenden Preise von Lebensmitteln, von Arbeitslohn, und Dienstlohn.

Die Bewunderer der alten Appenzellischen Unschuld würden erstaunen, wenn sie hörten, daß die Appenzellischen Bauermädchen sich schon schminken, und nicht bloß mit gekauftem, sondern mit gemiethetem Putz prangen, indem es Leute gibt, die mo-

diſches Flitterwerk aufkaufen, um es an eitle Mädchen und Weiber vermiethen zu können. *)

Wein wird nicht bloß allgemeiner, ſondern auch unmäßiger, als ſonſt getrunken; und Caffee fordern ſogar die Bettler, wenn man ihnen Moſt und Wein anbietet. Da faſt niemand mehr, wie in alten Zeiten, von Milch lebt; ſo braucht man viel mehr Getraide aus Schwaben, und viel mehr Obſt und Gemüſe, welche beide vorzüglich das Rheinthal liefert. Man gibt ſich nicht einmal die Mühe, Cartoffeln zu bauen, weil man ſich einbildet, daß man ſie viel wohlfeiler von den Nachbaren kaufen, als ſelbſt ziehen könne. So lange die Weberey mehr einträgt, oder für bequemer gehalten wird, als die übrigen Handwerke, ſo lange werden dieſe faſt von lauter Fremdlingen ausgeübt werden. Die ausländiſchen Profeſſioniſten laſſen ſich ihre Arbeit ſehr theuer bezahlen, da ſie nicht viel ſchlechter, als alle übrigen leben wollen, und Wohnung, Holz, und Lebensmittel ſchrecklich theuer ſind. Selbſt Tagelöhner erhalten täglich 24 bis 30 Creuzer, und Dienſtmädchen zahlt man in Trogen, Heriſau, und andern Orten 30 bis 40 Gulden, Bediente oder Hausknechte fordern 30 bis 40 fl., und Fabrikknechte ſogar 60 bis 80 fl. Des

*) Ich las dieſe Nachrichten ſchon in St. Gallen in den Bemerkungen eines ſehr unterrichteten Beobachters, die im 1ſten Stück des Journals für Teutſchland vom Jahr 1788 ſtehen. Ich habe dieſe, wie die meiſten übrigen Nachrichten des Ungenannten im Lande ſelbſt beſtätigen gehört.

hohen Lohns ungeachtet sind die Dienstboten so übermüthig, daß sie bey den sanftesten Vorwürfen sogleich den Dienst aufkündigen, weil sie wissen, daß sie unverzüglich anderswo unterkommen, oder sich mit Spinnen und Weben mehr, als durch den Dienst bey Herrschaften erwerben können.

Zuverlässige Männer, die eine vollkommne Kenntniß des Landes besitzen, versichern allgemein, daß zwar die Sitten beider Geschlechter, nicht mehr so lauter, als vormals, aber doch lange nicht so verdorben, als in Appenzell Inner-Rhoden seyen. Lange vor der Einführung der Baumwollen-Spinnerey und Weberey herrschte in Appenzell, wie in vielen andern Gegenden der Schweiz, und des benachbarten Teutschlandes ein vertraulicher Umgang zwischen jungen Personen von beiderley Geschlecht, der auch hier etwas eigenthümliches hat, und gleich den Probenächten, dem Kilt- und Fenster-Gehen in andern Gegenden der Schweiz, und des benachbarten Teutschlandes für etwas ganz unschuldiges gehalten wird. — In Appenzell feiert man alle drey Monate ein Fest, welches der Reis-Sonntag genannt wird. An diesem Sonntage versammeln sich die jungen Leute vor dem Gottesdienst, um über einander eine gegenseitige Musterung, oder Schau zu halten, und sich vorläufig zusammen zu paaren. Wenn jeder Jüngling eine Geliebte, jedes Mädchen einen Liebhaber gefunden, oder wiedergefunden hat; so gehen die Mädchen in die Kirche, um sich katechisiren zu lassen. Sobald die gottesdienstliche Handlung geendigt ist; so eilen

die Mädchen, denen man in der Kirche keine große Andacht zutrauen kann, in die Wirthshäuser, wohin sie von ihren Liebhabern bestellt worden sind. Hier sitzen die Junggesellen in dichten geschlossenen Gliedern hinter dem Tisch, und bitten ein jeder seine Schöne zu sich, ohne im geringsten Platz für sie zu machen. Durch diese Kriegslist lassen sich die muthigen Mädchen nicht abschrecken, sondern sie ersteigen Bänke und Tische, wie Festungswerke, um in die Schlachtordnung der Jünglinge einzubrechen. Die Amazonen mögen sich aber anstrengen, so viel sie wollen; so gewinnt doch eine jede weiter nichts, als einen kleinen Raum zwischen ihrem Liebaber und dessen Nachbar, wo sie sich mit genauer Noth auf die Schulter, den Arm, und Schenkel des erstern niederlassen kann. In dieser Lage die für die Träger und Getragenen gleich peinlich wäre, wenn nicht die Liebe die größten Lasten und Beschwerden leicht und angenehm machte, bleiben die Jünglinge und Mädchen bis an den späten Abend sitzen, und vertändeln die flüchtigen Stunden in Gesang, und Scherzen, in Neckereyen, und Liebkosungen, die durch starke Züge aus einem vielfassenden Freudenbecher befeuert werden. Wenn alle diese süßen Vorspiele der Liebe die Herzen der Mädchen und Jünglinge bis zum heissesten Verlangen entflammt haben; so geht die Gesellschaft der Liebenden aus einander, und jeder Jüngling begleitet sein Mädchen bis in ihr Kämmerlein, wo der schmachtende Schäfer den Lohn der Minne empfängt. Nach Verlauf von zween Monaten fra-

gen die glücklich gewordenen Jünglinge ihre Mädchen, ob sie keine ungewöhnlichen Veränderungen an sich wahrnähmen? Wenn diese Frage mit nein beantwortet wird, so hat der Jüngling die Freyheit, seine angefangene Liebe fortzusetzen, oder abzubrechen. Im entgegengesetzten Falle aber bleibt ihm weiter nichts übrig, als die Nothwendigkeit, die Ehre seines schwangern Mädchens durch eine baldige Hochzeit zu retten. Weil es in Appenzell eben so häufig, als in andern Gegenden der Schweiz geschieht, daß Bauermädchen erst nach dem Verluste des jungfräulichen Cranzes Hochzeit machen; so ist deßwegen verordnet, daß die Pfarrer jede Braut bey einem Gelübde fragen müssen, ob sie mit gutem Gewissen ihr Hochzeitfest am Diensttage feiern könne? welcher Tag allen den Bräuten bestimmt ist, die sich bewußt sind, daß ihre Ansprüche auf Jungfrauschaft wenigstens nicht durch eine zu frühe Niederkunft werden widerlegt werden. Hat eine Verlobte die Unverschämtheit, sich gegen ihren Beichtvater für etwas auszugeben, was sie nicht ist, und wird dann in der Folge durch die zu frühe Erscheinung der Erstgeburt beschämt; so wird sie für ihre Lüge sehr hart gestraft. Diejenigen hingegen, die bescheiden oder aufrichtig genug sind, etwas nicht scheinen zu wollen, was sie nicht mehr sind, erfahren keine andere Züchtigung, als daß sie sich an der Mittwoche, dem Tage verunglückter Jungfrauen, trauen lassen müssen.

Der allgemeine Geist der Betriebsamkeit, oder vielmehr der Erwerbsamkeit, scheint auf eine gewisse

Art den erfinderiſchen Geiſt der Appenzeller erſtickt zu haben, indem dies Volk nicht mehr ſolche originale Köpfe aufzuweiſen hat, dergleichen die Grubemanns und andere waren. Ein jeder trachtet jetzo zu ſehr darnach, zu gewinnen, als daß man ſich Monate und Jahre lang mit irgend einem Meiſterſtücke beſchäfftigen ſollte, das, wenn es auch gelingt, vielleicht mehr Ruhm, als Vortheile verſchafft. — Mit Bewunderung haben auch wir das räthſelhafte Hemd geſehen, das ein Appenzelliſcher Landmann ohne Näthe gewebt, oder verfertigt hat. Dies Hemd beſitzt jetzo der Herr Landammann Wetter in Herisau, welchem ein reiſender Liebhaber von ſeltenen Kunſtſachen ſchon hundert neue Louisdor dafür geboten hat. — Wenn aber auch die veränderte Lebensart, und die einförmigen mechaniſchen Arbeiten die Erfindſamkeit der Appenzeller geſchwächt haben; ſo iſt wenigſtens ihre Munterkeit, und der allgemeine Hang zu neckenden Scherzen, und beiſſenden Gegenantworten noch nicht merklich vermindert worden. Fröhlichkeit und Witz ſind den Appenzellern diesſeits der Sitter angebohren, und der letztere wird ſchon von der frühen Jugend an geübt, und geſchärft. Faſt nie iſt eine Geſellſchaft von Appenzellern beyſammen, ohne daß nicht die witzigen Köpfe auf einander Jagd machten, und gleichſam einen Wettkampf des Witzes eingingen, in welchem keiner ſeinem Widerſacher irgend etwas übel nehmen darf. Dieſe beſtändige Gefechte von witzigen Köpfen bringen einen auffallenden Hang zum Lachen, und eine

Geneigtheit hervor, alles von der lächerlichen Seite anzusehen, und besonders solche, die sich an ihnen reiben wollen, durch unerwartete trockene, aber treffende Repartieen niederzuschlagen. Von dieser Fröhlichkeit und diesem Muthwillen der Appenzeller in den Außer-Rhoden trifft man in denen der Inner-Rhoden keine Spur an. Diese letztern haben vielmehr das Ansehen von düstern, verschlossenen, argwöhnischen, reizbaren, und eben deßwegen gefährlichen Menschen, die einen lustigen Einfall leicht anders, als durch einen andern lustigen Einfall erwiedern könnten.

In keiner andern Gegend von Teutschland und der Schweiz habe ich so häufig, als in Appenzell gewisse Stellungen des Cörpers bemerkt, die Bequemlichkeit oder Gemächlichkeit zu verrathen, und also mit dem Charakter der Appenzeller im Widerspruch zu seyn scheinen. Man wird selten einen Haufen von Appenzellern stehend beysammen finden, ohne daß nicht alle, oder die meisten die Daumen oben an der Brust in die Oeffnungen der Ermellosen Wämser gesteckt hätten, gleich als wenn sie sonst ihre Arme nicht tragen könnten. Eben so allgemein ist es, daß Appenzeller, wenn sie sitzen, beide Ellenbogen auf den Tisch, oder auf die Kniee setzen, um den Kopf darauf zu stützen.

Die Regierungsform der Appenzeller, über die ich in den letzten Tagen viel gesprochen, und gehört habe, ist eine vollkommne Demokratie, oder vielmehr Ochlokratie. Nichts desto weniger wird sie in-

und außer der Schweiz für die vollkommenste unter allen demokratischen Verfassungen Helvetiens gehalten, und zwar vorzüglich deßwegen, weil wegen der zahlreichen Landesgemeine, die gegen 10000 Männer enthält, keine Bestechungen bey Besetzungen von Ehrenämtern Statt finden, und weil selbst die einträglichen Aemter, nämlich die Landvogteyen nicht, wie in andern demokratischen Cantonen an die Meistbietenden verkauft werden. Wenn ein solches Regiment, dergleichen das in Appenzell ist, jemals ersprießlich seyn könnte; so müßte es unter einem Volke, wie das Appenzellische seyn, wo fast alle Landleute eine ähnliche Erziehung genießen, und Bürger also von Bürgern sich freylich durch ungleiche Naturgaben, und Vermögen, aber nicht merklich durch Geistesbildung, und erworbene Kenntnisse unterscheiden. Allein je genauer ich die überwiegend demokratischen Verfassungen in Städten und Ländern kennen lerne, desto mehr komme ich von meiner hohen Schätzung dieser Regierungsform zurück, und desto mehr überzeuge ich mich, daß unumschränkte Demokratie eben so wenig, als unumschränkte Alleinherrschaft nützlich, und daß der große Haufe eben so oft und so sehr, als Fürsten und Minister, unwissend, leidenschaftlich, und selbst gewaltthätig und ungerecht sey. Meinen jetzigen Einsichten nach widerspricht nichts der Erfahrung und Geschichte mehr, als die gewöhnlichen Gemeinplätze der Freunde demokratischer Verfassungen: daß das Volk in seinen eigenen Angelegenheiten sehr richtig urtheile, und sein wahres In-

tereſſe beſſer, als Fürſten und Obrigkeiten verſtehe: daß es Männer von Verdienſten ſehr gut zu unterſcheiden wiſſe, und daß es ſeine Wohlthäter eben ſo eifrig bewundere, und belohne, als es ſich ſeinen Feinden und Verführern entgegenſetze. — Die neuſte Geſchichte der demokratiſchen Cantonen beweiſt von allem dieſem das Gegentheil.

Sie, mein Wertheſter, werden eben ſo wenig, als ich, eine Verfaſſung bewundern können, in welcher nicht nur ſechszehnjährige Knaben, und unwiſſende güterloſe Menſchen Geſetze geben und abſchaffen, und alle Magiſtratsperſonen wählen und entſetzen, ſondern in welcher auch unwiſſende oder wenig begüterte Männer zu ſolchen Aemtern erhoben werden können, die einen gebildeten Geiſt, mannigfaltige Kenntniſſe, und beſonders Unbeſtechlichkeit und Uneigennützigkeit erfordern. Ich kann ferner unmöglich eine Verfaſſung lieben, in welcher der Arme über den Reichen, der Unwiſſende über den Einſichtsvollen, der Untergeordnete über ſeine Obrigkeit herrſcht, oder wenigſtens von dieſer viel mehr Achtung und Aufmerkſamkeit verlangt, als er ihr zu erweiſen geneigt iſt: in welcher die Obrigkeit nicht Macht genug hat, die verderblichſten Mißbräuche abzuſchaffen, und die nützlichſten Anordnungen zur Erfüllung zu bringen, in welcher endlich keine hinlängliche Fonds zur Belohnung von Verdienſten, und zur Errichtung der unentbehrlichſten gemeinnützigen Anſtalten vorhanden ſind.

Wenn es überhaupt wahr ist, daß keiner über wichtige Sachen entscheiden sollte, die er nicht beurtheilen kann: so ist es eben so richtig, daß die Landesgemeinden in den demokratischen Cantonen auf die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in sehr vielen Fällen keine natürliche, oder hinlängliche Ansprüche haben. Allein der Bauer mag einen gethanen Vorschlag verstehen, oder nicht verstehen, er mag darüber nachgedacht, oder nicht nachgedacht haben, so stimmt er eben so keck und vollgültig, als der wohlmeynende, und einsichtsvolle Patriot, der das allgemeine Beste erkennt, und gerne befördern möchte. Es geschieht daher in Appenzell, wie in andern Bauern Herrschaften nicht selten, daß die heilsamsten Gesetze und Verträge verworfen werden, weil der große Haufe zu unwissend und träge ist, als daß er das, wovon die Rede ist, gehörig fassen oder untersuchen sollte. So ließ zum Beyspiel im Jahre 1785 der Französische Hof bey der Landesgemeinde in Appenzell darauf antragen, daß man in diesem Canton, wie in Frankreich, den Gläubigern beider Länder in Concoursſachen gleiche Rechte zugestehen, und nicht, wie bisher, den einheimischen Gläubigern einen beleidigenden Vorzug vor den auswärtigen, wenn diese auch ältere und gegründetere Forderungen hätten, gestatten möchte. Dieser Antrag versprach den Appenzellern viel größere Vortheile, als den Franzosen, weil jene öfter in Frankreich, als diese in Appenzell Schuldner und Forderungen haben. Allein der einleuchtenden Nützlichkeit ungeachtet wurde der Antrag

doch verworfen, weil man, wie die Bauern sagten, dem Franzosen nicht trauen könne. Ein ähnliches Beyspiel führt Herr Affsprung, der Lobredner der Appenzeller, und ihrer Verfassung an. Eine Magistratsperson fragte das versammelte Volk, ob man nicht zur Vermehrung der öffentlichen Einkünfte eine geringe Abgabe auf jedes Stück Leinwand bewilligen wolle, das in Appenzell verfertigt werde? Man schlug aber auch diesen Antrag ab, so notorisch es war, daß der sogenannte Landessekel nicht hinreicht, die nothwendigsten öffentlichen Ausgaben zu bestreiten. Der Landessekel, der ein Capital von ohngefähr 200000 fl. enthalten soll, hat keine andere Zuflüsse, als Strafgelder, und dann die Summen, die Fremdlinge für das Bürger- oder vielmehr Landrecht bezahlen müssen. Gewöhnlich wird dies Landrecht an Personen, von denen man glaubt, daß sie dem Lande nützlich seyn können, für tausend Gulden verkauft.

Von einem Haufen unwissender, und mit Vorurtheilen angefüllter Menschen, die gröstentheils nicht fähig, oder geneigt sind, die offenbarste Nützlichkeit neuer Gesetze und Verträge einzusehen, kann man eben so wenig erwarten, daß er die Ehrenämter gewöhnlich den würdigsten Bewerbern verleihen werde. Die Landesgemeinde in Appenzell wählt, wie in andern demokratischen Cantonen, zu Land-Ammannen, oder Landeshäuptern, und Landvögten eben so oft gemeine Bauern, als Männer, die eine bessere Erziehung und Unterricht genossen haben, ohne zu beden-

ken, daß man mehr Fähigkeiten, Kenntniſſe, und Erfahrung haben müſſe, als Landleute ſich erwerben können, um der Würde und den Pflichten des Vorſtehers eines Volks, oder eines Geſandten, oder eines Richters und Landvogts genugzuthun. Man erzählt daher auch in der ganzen Schweiz die lächerlichſten Proben von Unwiſſenheit, Ungeſchliffenheit, und willkührlicher Verfahrungsart gemeiner Bauern, die man in den demokratiſchen Cantonen zu Geſandten auf die Tageſatzungen nach Frauenfeld, oder zu Syndicatoren in die gemeinſchaftlichen Vogteyen, oder zu Landvögten erwählt hatte. Solche Bauern mögen aber ſo unwiſſend, oder unfähig ſeyn, als ſie immer wollen; ſo erweiſt man ihnen doch gewöhnlich mehr Liebe und Achtung, als beſſer erzogenen Männern, weil ſie bäuriſcher und vertraulicher, als dieſe, mit andern Bauern umgehen können. Manchmal entſetzt man würdige Magiſtratsperſonen, weil man mit ihren Verwandten unzufrieden iſt, oder weil man andern, die um ihre Würde ſchon einigemal angehalten haben, keine abſchlägige Antwort geben mag.

Weil die Appenzeller ihre Freyheit vorzüglich darin ſetzen, daß ſie keine öffentliche Abgaben zahlen, und die Landescaſſe nur kaum zur Beſtreitung der geringen Beſoldungen, der Tagegelder von Geſandten, und ähnlicher öffentlichen Koſten hinreicht; ſo fehlt es durchaus an Mitteln, die Lage der Prediger und Schulmeiſter zu verbeſſern, die nicht leicht in einem Lande trauriger ſeyn kann. Die Prediger ha-

ben außer etwas Holz, und unbedeutenden Vortheilen höchſtens dreyhundert Gulden Beſoldung, und die Schulmeiſter nicht einmal die Hälfte; und dieſes in einem Lande, wo es theurer, als in den meiſten Teutſchen Städten iſt, und wo ſelbſt der gemeine Bauer und Weber einen großen Aufwand macht. Nur wenige Gemeinden haben die Einkünfte ihrer Prediger etwas verbeſſert; andere hingegen haben es ihren Pfarrern abgeſchlagen, weil es die Gemeinde nicht ertragen möge. Bey ſo geringen Belohnungen werden es die Eltern immer weniger der Mühe werth finden, ihren Kindern eine koſtbare Erziehung zu geben. Mit der vernachläſſigten Bildung der Geiſtlichen wird nothwendig das Anſehen der Religion, ſo wie der Unterricht des Volks, und der Jugend noch immermehr verlieren, als ſie bisher ſchon verloren haben, und wahrſcheinlich wird in gleichem Verhältniß die Zahl der Perſonen wachſen, die gar keinen Gottesdienſt beſuchen, und die jetzo ſchon in ſo großer Menge in Appenzell vorhanden ſind, daß man ſie mit dem Namen der Sonderlinge oder der Tannhägler belegt hat.

Eben die öffentliche Armuth, und die aus Unwiſſenheit entſtehende Sorgloſigkeit, die bisher die Verbeſſerung der öffentlichen Lehranſtalten hinderte, machte auch die Errichtung eines, oder mehrerer Korn-Magazine unmöglich, die kein Land in der ganzen Schweiz mehr brauchte, als Appenzell Außer-Rhoden, weil kein anderes Land ſo ſtark bevölkert iſt, und zur Ernährung ſeiner Einwohner ſo wenig her-

vorbringt. Dieser Mangel von Vorrathshäusern würde unverzeihlich seyn, wenn auch nicht die schrecklichbelehrenden Jahre 1771 und 1772, die in Appenzell so große Verwüstungen, wie in irgend einem andern Canton anrichteten, in so frischem Andenken wären. Ein anderer nicht geringerer Vorwurf, den man den Appenzellern der Außer-Rhoden mit Recht machen kann, ist dieser, daß sie nicht durchs ganze Land so bequeme und fahrbare Wege, wie der von St. Gallen nach Herisau ist, gebaut haben. Solche Wege ließen sich in Appenzell eben so leicht oder noch leichter, als in den Gebirgen von Neufchatel anlegen, die man jetzo fast so bequem, als die ebensten Länder, in leichten Wägen durchreisen kann. Getraide, Wein, Obst, Gemüse, und alle übrige Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens würden beträchtlich wohlfeiler werden, wenn man nicht alles auf Saumrossen, oder auf dem Rücken von Trägern in's Land bringen müßte.

Wenn Appenzell einmal sein eigenes wahres Bestes genug einsieht, um Kornhäuser und bequeme Wege zu bauen; so wird es wahrscheinlich auch daran denken, ein oder mehrere Zucht- und Werkhäuser anzulegen, die aus verschiedenen Ursachen schon lange nöthig gewesen wären. Man hatte bisher in Appenzell, wie in andern Schweizerischen Freystaaten die Gewohnheit, solchen Verbrechern, die zu gröblich sündigten, als daß man sie bloß mit Geld, oder durch eine kurzdaurende Einsperrung strafen konnte, die aber in andern Ländern nicht am Leben gestraft wor-

den wären, kurz und gut den Kopf abzuschlagen, weil man nicht wußte, was man sonst mit ihnen anfangen sollte. Zu solchen Ungerechtigkeiten würde man nicht mehr gezwungen seyn, wenn man gefährliche, aber nicht Todeswürdige Verbrecher Zeitlebens, oder doch wenigstens auf viele Jahre in Zuchthäusern arbeiten lassen könnte. Noch nothwendiger aber wären Werk- und Zuchthäuser zur Ausrottung hartnäckiger und unverschämter Bettler, deren in dem reichen und betriebsamen Appenzell sehr viele sind. Die einheimischen Bettler bitten nicht, sondern sie fordern geradezu, als wenn die reichen Mitbürger ihre Schuldner wären. Auch flehen sie nicht etwa um Brod, oder Kleidung, oder Erquickung für sich, oder ihre kranken Kinder und Weiber, sondern sie verlangen Geld zu Aderlässen, zur fröhlichen Feier von Festtagen, zur Anschaffung von Kleidern und Betten, oder wohl gar zur Erbauung von Häusern. Reiche Appenzeller haben eben so wichtige Ursachen, diese Bettler zu schonen, und zu befriedigen, als die vornehmen Griechen und Römer hatten, ihre hungrigen Clienten zu futtern. Wenn ein reicher Mann es wagte, einem zudringlichen Bettler so zu begegnen, wie er es verdiente; so würde ein solcher Schreyer ihn im ganzen Lande zu verrufen trachten.

Nach allem, was ich in- und außer dem Lande gehört habe, ist die Gerechtigkeits-Pflege in Appenzell nicht besser, als die Polizey. Ein Urthell mag so rechtskräftig seyn, als es will; so kann man, wie es heißt, eine ganz entschiedene Sache immer

von neuem anhängig machen. Auf dieſe Art haben proceßſüchtige und eigenſinnige Reiche es in ihrer Gewalt, andere weniger Reiche durch die Länge und Erneuerung von Proceſſen zu Grunde zu richten, oder ſo zu ermüden, daß ſie ſich auf die von den Gegnern vorgeſchriebenen Bedingungen vergleichen müſſen. Noch viel willkührlicher aber, als die Behandlung von Civilſachen, ſoll das Verfahren der Richter in peinlichen Fällen ſeyn. Da die Richter meiſtens zu unwiſſend ſind, um Delinquenten durch geſchickte Fragen, und eifrige Nachforſchungen und Vergleichungen zum Geſtändniß zu bringen, und andere Gottesurtheile ſich nicht mehr anwenden laſſen; ſo braucht man die einzige übriggebliebene Gottesprobe, die Tortur, deren man ſich in allen freyen Staaten des Alterthums gegen Mitbürger nicht anders, als bey ſehr wahrſcheinlichen Anklagen des Hochverraths bedienen durfte, um deſto kräftiger, und foltert die Gefangenen ſo lange, bis ſie alles geſtehen, was ſie gethan, und nicht gethan haben. Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir folgende Geſchichte, bey welcher ein jeder Teutſcher ſich freuen muß, daß er nicht in einem Lande lebt, wo die Geſundheit, und das Leben der Menſchen in der Willkühr unwiſſender, und hartherziger Richter ſind. Einſt wurde in Appenzell ein Delinquent einige Stunden vergebens gefoltert, ohne daß er das, was man von ihm erwartete, ausſagte. Als der Unglückliche endlich ſeine Thaten geſtand, ward der Vorſitzer der peinlichen Unterſuchung durch die bewieſene Hartnäckigkeit des

Schuldigen, und die dadurch seiner erhabenen Person verursachte Mühe und Zeitverlust so aufgebracht, daß er im Tone des gereiztesten Zorns sagte: weil du mich heute Morgen so lange cujonirt hast, so will ich dich heute Nachmittag wieder cujoniren: welche Drohung nicht bey bloßen Worten blieb, indem der Delinquent seines Geständnisses ungeachtet Nachmittags von neuem gefoltert wurde. Ich wünsche von Herzen, daß diese Geschichte erdichtet, oder übertrieben sey. Wenn man aber das Innere von manchen Freystaaten kennt; so kann man nicht umhin, solche Erzählungen wahrscheinlich zu finden, wenn sie auch nicht gegründet sind.

Vielleicht habe ich Sie schon zu lange mit politischen Nachrichten und Bemerkungen unterhalten. Ich breche daher ab, und füge zum Beschluß nur noch einiges über den Ort hinzu, wo wir heute und gestern gewesen sind.

Gaiß liegt unter allen Gemeinden in Appenzell Außer-Rhoden am höchsten, oder wenigstens den höchsten Gebirgen des ganzen Appenzeller-Landes am nächsten. Wegen dieser Lage wird die Luft in Gaiß für eine der gesundesten in der Schweiz gehalten, und diese gesunde Luft, so wie die Nähe der höchsten Alpen, hat schon seit vielen Jahren in den Sommermonaten aus allen Gegenden Helvetiens Personen herbeygelockt, die durch das Trinken von Molken ihre Gesundheit stärken, oder wiederherstellen wollen. In dem gegenwärtigen Jahre waren schon über 170 Gäste angekommen, unter welchen sich freylich einige

Durchreisende fanden. Man darf in Gaiß eben so wenig, als in andern Schweizerischen Bädern, oder Curörtern die Bequemlichkeit und Schönheit von Wohnungen, die treffliche Bewirthung, die schönen Spatziergänge, und andere Anstalten zum Vergnügen von Fremden suchen, die man in unsern Teutschen Bädern antrifft. Wenn ich um meiner Gesundheit willen nach Gaiß gehen müßte; so würde ich entweder bey dem Arzte, oder bey dem Pfarrer wohnen, die beyde sehr vernünftige Männer sind, und gute und geräumige Zimmer haben. Im Gasthofe hat man freylich den Vortheil, daß man die gemeinschaftliche Mittags- und Abendtafel besuchen kann, ohne seine Wohnung zu verlassen; allein dieser Vortheil, der bey schlechtem Wetter nicht gering ist, wird zu theuer durch die Unruhe erkauft, die in dem hölzernen allenthalben wiedertönenden Wirthshause herrscht. In diesem Wirthshause sind die Möblen eher schlecht, als mittelmäßig; und Treppen, Gänge, und Böden nicht so reinlich, als sie seyn sollten: noch weniger aber gefällt mir das Essen, das nicht allein nicht schmackhaft, sondern auch meistens nicht mürbe gekocht, und gebraten, und fast immer zu fett, oder auf eine solche Art gewählt ist, daß der Magen von kränklichen Personen es schwerlich verdauen kann.

Die Molken, die man hier trinkt, werden aus der Milch von Ziegen gemacht, die an den steilsten Abhängen und den höchsten erreichbaren Höhen des hohen Mesmers, oder Sentis weiden, wohin man mit Kühen nicht mehr kommen kann. Man schätzt die Zie-

genmolken vom hohen Mesmer vor allen andern, weil die Alpenkräuter nirgends kräftiger, und gröſſer, als an dieſem Appellenzischen Gebirge seyn ſollen. Die Molken werden an jedem Morgen von Hirtenknaben drey bis vier Stunden weit nach Gaiß getragen, und ſind in hölzernen Gefäßen ſo feſt und ſorgfältig verwahrt, daß ſie in Gaiß eher heiß, als warm ankommen. Die Chur-Geſellſchaft war ſo gütig, uns zum Molkentrinken einzuladen. Ich nahm einige Gläſer, unter welchen aber das erſte noch ſo heiß war, daß ich es nicht hinunterbringen konnte. Die Molken ſind ſo lauter, und beſonders ſo ſüß, als ich noch nie welche getrunken habe. Man behauptet hier, daß dieſe Molken nicht bloß den Leib öffnen, verborgene Verſtopfungen heben, das Blut verſüßen, und der Bruſt wohlthun, ſondern daß ſie auch heiß und in groſſer Menge getrunken den Magen, und die übrigen Eingeweide ſtärken, und den Appetit ſchärfen. Man trinkt gewöhnlich zehn, und noch mehrere Gläſer, und zwar ohngefähr in eben den Zwiſchenräumen, in welchen man den Pyrmonter, oder Meienberger Brunnen zu trinken pflegt. Während des Trinkens geht man vor den Häuſern ſpatzieren, wo man aber keinen Schatten, und nicht einmal einen weichen, und geebneten Gang findet. Bey ſchlechtem Wetter ſind die Trinkenden auf den Speiſeſaal, und die Gänge des Gaſthofes, oder auf den Lehrſaal des Pfarrers eingeſchränkt.

Nachdem wir heute Morgen eine kleine Probecur gemacht hatten; ſo gingen wir unter der Anführung des Herrn Hauptmanns Locher von

Zürch auf den Sommersberg, der das Thal von Gaiß nach Osten gegen das Rheinthal schließt, oder vielmehr nur zu verschließen scheint. Wir brauchten eine gute Stunde, um auf die Höhe dieses Berges zu kommen, wo wir eine große Sennerey fanden, und zugleich bemerkten, daß sowohl die Weiden, als die Wiesen, oder wenigstens die Plätze, auf welchen man Heu sammlet, sorgfältig mit kleinen Haufen von Mist gedüngt waren, die in einiger Entfernung wie Maulwurfshügel aussahen. Vom Sommersberge entdeckt man an der rechten Hand die Capelle am Stoß, die man an dem Schlachtfelde erbaut hat, wo die Appenzeller im Jahre 1428 einen entscheidenden Sieg über den Bischof von St. Gallen, und dessen Verbündete erfochten. Wenn der Blik von oben herab nicht trügt, so ist hier der Abhang des Gebirges so sanft, und die Oeffnung zwischen dem Sommersberge, und dem gegenüberstehenden so groß, daß mehrere Regimenter zugleich in geschlossenen Gliedern eindringen könnten. Dieser und anderer ähnlichen Thore ungeachtet, welche die Natur selbst in ihr Land geöffnet hat, bilden sich die Appenzeller, und übrigen Berg-Schweizer ein, daß sie mit unübersteiglichen Bollwerken gegen alle feindliche Anfälle geschützt seyen. Bey dieser, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, glüklichen, oder unglücklichen Sicherheit kommt es ihnen gar nicht in den Sinn, daß wenn sie auch alle Eingänge und Bergklüfte verschließen könnten, selbst viele von ihren Bergen einer geübten Infanterie leichter zu ersteigen wären, als die Mauern und Wälle von großen Festungen, die mit hunder-

ten von Canonen, und mit vielen Tauſenden von tapfern Kriegern beſetzt ſind. So groß aber das Zutrauen iſt, welches die Landleute in der gebirgigen Schweiz zu ſich ſelbſt, und ihrem Lande haben, ſo glaube ich doch nicht, daß es viele Regimenter von Teutſchen Grenadieren, und Jägern brauchte, um mit allen demokratiſchen Cantonen in einem Sommer fertig zu werden.

Wir lagerten uns an dem Rande des Sommersberges hin, wo wir das Rheinthal, den Lauf des Rheins bis an ſeine Mündung in den Boden-See, die Grafſchaften Montfort und Fürſtenberg und dann die hohen Gebirge auf der Teutſchen Seite unter, und vor uns hatten. Der erſte Blick auf den jugendlich daher brauſenden Rhein entzükte mein Teutſches Herz. Allein auch nur der erſte Blick kann ſelbſt einem Teutſchen, oder einem jeden andern unterrichteten Reiſenden erfreulich ſeyn, dem der Rhein in allen Geſtalten intereſſant iſt, weil an dieſen Namen die Bilder vieler großen Thaten, und wichtigen Begebenheiten der edelſten und berühmteſten Völker geknüpft ſind. Die Jugend des Rheins iſt lange nicht ſo ſchön, als ſein reiferes männliches Alter. Das breite, mit dürren Kiesbänken angefüllte Bett, und die öden mit ſumpfigen Weiden begränzten Ufer zeigen allenthalben, daß ſeine Jugendkraft mehr zerſtörend, als wohlthätig ſey. Erſt nachdem er ſeine unbezähmbare Wildheit im Boden-See abgelegt hat, und in reiner und ruhiger Majeſtät die Teutſchen Ufer begrüßt, erſt dann fängt er an, ſeine Segnungen über ganze Län-

der, und Böiker auszuschütten. Das Bett, und die Ufer des Rheins waren eine Haupturſache, warum das Rheinthal auf mich lange nicht den Eindruck machte, den ich erwartet hatte. Auch konnte das Auge nicht unterſcheiden, ob die Wälder, die man an dem Fuße der Gebirgkette wahrnahm, bloße Wälder von Laubholz, oder von Obſtbäumen ſeyen, wie ſie wirklich ſind, und durch eben dieſe zweydeutigen Wälder wurde ein großer Theil der Oerter und Wohnungeu verſteckt. Die gegenüber liegenden Gebirge hatten ſich einzelne Spitzen und Seiten ausgenommen, in dichte Wolken gehüllt, die aber durch die Strahlen der hohen Morgenſonne ſo weiß, und blendend wurden, daß man ihren Anblick eben ſo wenig lange ertragen konnte, als wenn die Berge mit friſchgefallenem Schnee bedeckt geweſen wären.

Nachdem wir uns auf dem weichen Rücken des Sommerberges erholt hatten; ſo ſtiegen wir an der nördlichen Seite hinab, durchwateten die ſumpfigen Wieſen, die den Sommersberg vom Gäbris- oder Gaißberg ſcheiden, und eilten, ſo ſehr es die Hitze des Tages erlaubte, der obern Fläche des letztern zu. Die Ausſicht von der Höhe des Gäbris fanden wir alle nicht blos ausgedehnter, ſondern auch mahleriſcher, als die vom Sommersberge. Man überſchaut das ganze Appenzell Außer-Rhoden, und das geſchärfte Auge entdeckt ſehr deutlich einen Theil des Boden-Sees ſammt ſeinen Ufern. Am liebſten verweilten wir auf der Landſchaft, die zunächſt vor uns ausgebreitet war. Es kann kaum im Appenzeller-

Lande dieſſeits der Sitter einen vortheilhaftern Standpunct geben, von welchem man den Lauf, die Höhe, und den Zuſammenhang der Appenzelliſchen Gebirge, die Windungen und Oeffnungen der Thäler, die Lage und Größe der Gemeinden, und den Zug und Umfang von Wäldern ſo deutlich als vom Gäbris überſehen kann; und hier wäre der rechte Platz, um die Grundlage zu einer der Pfyfferiſchen ähnlichen Charte von Appenzell Außer-Rhoden zu entwerfen. Der Blick umfaßt beynahe auf einmal den ganzen Raum zwiſchen Heriſau, und der Gemeine Wald, zwiſchen welchen Oertern man Speicher, Teufen, Bühler, Rehtobel, Trogen, und mehrere andere Gemeinden in ungleichen Höhen und abwechſelnden Lagen erblickt. Die Bleiche bey Heriſau, die von der Sonne beſchienen wurde, leuchtete uns viel heller, als der Flecken ſelbſt entgegen. Die herannahende Mittagsſtunde erinnerte uns an den Rückweg, den wir an den ſteilen Seiten des Berges mehr fliegend, als gehend in kurzer Zeit zurücklegten.

Aus dem Pfeffersbade, oder aus Chur ſchreibe ich wieder an meine Frau, und lege alsdann die fortgeſetzte Beſchreibung unſerer Reiſe bey. Ich bin u. ſ. w.

Fünfter Brief.

Sennwald, in der Grafschaft Sax,
am 1. Aug. 1788.

Nach einen solchen Tag, liebster Freund, wie der heutige, und wir sind zu Grunde gerichtet! Es ist, glaube ich, kaum möglich, an einem Tage mehr Großes und Schreckliches zu sehen, mehr Freude und Angst zu empfinden, als wir heute gesehen, und empfunden haben. Jetzo, da alles überstanden ist, möchte ich mir den heutigen Tag, wahrscheinlich den reichhaltigsten, den ich auf meiner Reise zubringen werde, nicht um vieles abkaufen lassen. Allein man könnte mir zehnmal mehr bieten, als um welches ich meine heutigen Beobachtungen und Erfahrungen hingeben möchte, ohne daß ich mich bewegen ließe, die Wege, die ich heute gemacht habe, noch einmal zurückzulegen. Ich bildete mir gestern noch ein, ein nicht ungeübter Bergsteiger zu seyn; heute hingegen habe ich einen großen Theil des Zutrauens zu mir selbst verloren, und ich schätze mich nun als Alpgänger gewiß nicht höher, als ich es verdiene. Hören Sie die lustig-traurige Geschichte dieses Tages, wenn ich anders Kraft genug übrig behalte, sie Ihnen erzählen zu können.

Gestern entschlossen sich von der Chur-Gesellschaft in Gaiß neun Herren, und drey Frauenzimmer, alle Schweizer und Schweizerinnen, mit uns

den hohen Camor zu beſteigen, über welchen wir der herrlichen Ausſichten wegen unſern Weg in die Grafſchaft Sax nehmen wollten. Um ſo früh, als möglich, auf den Camor zu kommen, und ſo wenig, als möglich, von der Hitze zu leiden, verabredeten wir uns, heute Morgen um drey Uhr von Gaiß aufzubrechen. Damit dieſe Verabredung nicht bloßer Vorſatz bleiben möchte; ſo wurden geſtern Träger, und Führer bedungen, Wein und kalte Küche eingepackt, und dem Hausknecht der Befehl gegeben, uns alle um zwey Uhr aufzuwecken. Alles geſchah, wie wir es uns vorgenommen hatten. Schon um halb drey Uhr ſaß die ganze Geſellſchaft im Speiſeſaale beym Frühſtück, und um drey Uhr traten wir unter einem ſchönen Morgengeſange unſere Reiſe an. Als wir ausgingen, war die Dämmerung noch ſo grau, und das junge Tageslicht ſo ſchwach, daß wir das, was zunächſt vor unſern Füßen war, nicht genau unterſcheiden konnten. Der Weg gieng anfangs über niedrige Wieſen, die nur von ſchmalen Fußſteigen durchſchnitten waren, oder über wenig betretene waldige Hügel; und wir mußten daher in einer langen Reihe einer hinter dem andern herwandeln. Das hohe Gras war vom Thau, und vom vorgeſtrigen Regen ſo feucht, daß wir ſchon in der erſten Viertelſtunde naſſe Füße bekamen. Wir machten bey dem erſten Hauſe in Appenzell Inner-Rhoden, das wir antrafen, Halt, um unſere Träger ein wenig ruhen zu laſſen. Gleich hinter dieſem Hauſe ging es einen ſteilen Berg hinan, der je höher, je mehr mit fet-

tem und dichtem Grase bewachsen war. In diesem Grase wurden unsere Strümpfe bis an die Waden fast eben so schwarz, als unsere Schuhe gefärbt: welche Unbequemlichkeit man aber gleich vergaß, wenn man den Zustand unserer muthigen Begleiterinnen ansah. Von diesem ersten Berge konnten wir Appenzell vortreflich übersehen, das viel größer ist, als ich mir dasselbe vorgestellt hatte, aber auch gleich den Gemeinden in Appenzell Außer-Rhoden aus lauter zerstreuten Häusern besteht. Die schönen Bergwiesen, die uns so durchgeweicht hatten, hörten bald auf. Der Fußsteig wurde immer rauher, oder auch sumpfig, und die Gegend öder und verlaßner. Am traurigsten war sie da, wo man das Wildkirchlein am besten betrachten konnte. Dies Wildkirchlein ist eine kleine einsame Capelle, die in eine Kluft des hohen Mesmers, über einem gräulichen Abgrunde erbaut ist, und neben welcher ein Waldbruder gewohnt hat. Nach langem und mühseligem Klettern erreichten wir zwischen acht und neun Uhr die Höhe des Berges, den wir für einen beträchtlichen Absatz des Camors gehalten hatten. Allein es zeigte sich, leider! bald, daß wir an diesem Berge auf einem engen und schnellabschießenden Fußsteige hinabgehen, und dann gleich eine nicht weniger steile, und mit großen Steinen überworfene Anhöhe wieder hinanklimmen mußten. Hier fing die Gesellschaft an stiller zu werden, und sich mehr, als vorher zu zerstreuen, weil man nachgerade weder Unterhaltung bedurfte, noch geben konnte, und auch nicht alle von der Gesellschaft mit gleich

ſtarken Schritten vorwärts gingen; doch waren die Frauenzimmer nie die letzten des Zuges. Gegen zehn Uhr langten wir auf dem kleinen Camor bey den Sennhütten an, in welchen die Hirten und Sennen der am Camor weidenden Heerden wohnen, und wo wir uns vorgenommen hatten, unſer Mittag-Mahl zu halten. Die Sennen ſahen eher Räubern, als Schäfern ähnlich. Ihre Wäſche und Kleidungsſtücke waren eben ſo ſchmutzig, als ihre Geſichter, Arme, und Beine ſchwarz gebrannt, und ihre Hütten häßlich und rauchig waren. Die letztern waren kaum zugänglich wegen der eckelhaften Pfützen, die von dem ſich täglich verſammelnden Vieh ausgetreten, und nach einem heftigen Regen mit Schlamm und Miſtwaſſer ausgefüllt werden. So abſchreckend und unarcadiſch aber die Hirten, und ihre Wohnungen waren, ſo reinlich und köſtlich waren ihre Milch, beſonders ihr Berg-Butter. Das Ausruhen der meiſten unter uns beſtand bloß darin, daß wir nicht gingen; denn der Raſen war zu kalt und feucht, als daß ſehr erhitzte Perſonen es hätten wagen dürfen, ſich niederzuſetzen. Selbſt die Frauenzimmer fanden auf unſern Felleiſen kaum Platz genug, um ſich mit einiger Bequemlichkeit niederzulaſſen. Während des Eſſens verbarg ſich die Sonne, und an den nahen Bergen flogen leichte Nebel vorbey, die uns für den übrigen Tag nicht das Beſte hoffen ließen. Unſere Sennen wollten uns zwar nicht allen Muth benehmen; ſie ſagten aber doch, daß es gegen Mittag regnen könne. Dieſe Befürchtungen machten, daß

wir die Reste unserer Speisen desto schneller zusammenpacken ließen, und uns bald wieder auf den Weg machten. Der hohe Camor war gegen eilf Uhr erstiegen; allein auf dieser so mühsam erklimmten Höhe sahen wir zu unserer größten Bestürzung, daß alle Thäler und niederen Berge mit einem tiefen Nebelmeer bedeckt waren, in welchem die Wolken, wie die Wogen des Oceans gegen einander getrieben wurden. Ohne sich also weiter aufzuhalten, gingen die Führer der Gesellschaft auf den hohen Kasten los, auf dessen Scheitel ein drohendes Regenwetter, oder gar Gewitter zu ruhen schien. Ich und einige andere folgten unsern eilenden Vorgängern in einer gewissen Entfernung nach, weil wir sahen, daß wir bey dem nahe scheinenden Regen gleich wenig Schutz finden würden, wir möchten vorwärts, oder rückwärts gehen. Als wir an den Fuß des hohen Kastens kamen, entstand auf einmal ein gewaltiges, nicht unharmonisches Geläute, welches die Hirten mit den großen Glocken machten, womit sie die Heerden leiten, und ihnen Zeichen geben. Die raschesten unter unsern Kletterern wählten den kürzesten und steilsten Weg, der über schmale Felsrücken an schauderhaften Tiefen vorbeyführen soll. Die meisten von unserer Gesellschaft, und unter diesen auch ich, nahmen einen kleinen Umweg, um dem hohen Kasten von der Seite beyzukommen, wo die Heerden hinauf- und hinabgetrieben werden. Hier aber am Fuße des hohen Kastens verließen mich Muth und Kräfte zu gleicher Zeit. Ich sah meine Freunde ohne

Sehnsucht den steilen und gefährlichen Abhang hinanzusteigen, und suchte mir einen Platz aus, wo ich mich eine Zeitlang sicher hinsetzen könnte, ohne in Gefahr zu kommen, in das vom Rhein durchströmte Thal hinabzufallen, das sich in unabsehlicher Tiefe gleich dem Schlunde des Verderbens unter meinen Füßen öffnete, indem der Camor nach der Grafschaft Sax hin fast wie eine senkrechte Wand abgeschnitten ist. Als ich eine Ruhestätte gefunden hatte, sank ich bald in einen Mittel-Zustand von Wachen und Schlummer, in welchem sich meine Kräfte so schnell erneuerten, daß ich mich nach wenigen Minuten stark genug fühlte, der übrigen Gesellschaft nachzusteigen. Ich arbeitete mich in kurzer Zeit an dem furchtbaren Abhang des hohen Kastens hinauf, der mir vorher selbst an der Hand eines Führers zu gefährlich vorgekommen war. Ich mußte aber stets über meine Augen wachen, denn ein einziger neugieriger oder ängstlicher Blick in das Thal hinter mir würde mich vielleicht schwindeln, und fallen gemacht haben.

Als ich oben ankam, und alle Berge entschleiert, alle Thäler entnebelt, und die zahllosen Wunder der Schöpfung vor mir entfaltet sah, ergrimmte ich gegen mich selbst, daß ich mir beynahe selbst durch die Nicht-Anstrengung meiner letzten Kräfte das prächtigste Schauspiel geraubt hätte, das nur ein sterbliches Auge entzücken kann. Keines Menschen Zunge vermag die Empfindungen des Erstaunens, des Entzückens, und selbst des Entsetzens zu erzählen, die

durch die Aussichten vom hohen Kasten erregt werden, und keine menschliche Hand das unermeßliche Naturgemälde zu fassen, das nach allen Seiten hin um eben diese Höhe ausgebreitet ist. Vielleicht aber lassen die schwachen Züge, die ich aus dem erhabenen Ganzen ausheben, und die Umrisse, die ich davon zeichnen kann, wenigstens einigermaaßen das ahnden, was in mir, und meinen Freunden vorgegangen ist.

Der hohe Kasten ist ein ungeheures nach drey Seiten senkrecht abgeschnittenes Felsgerüste, welches die Natur auf den Rücken des hohen Camors hingesetzt, und gleichsam als einen Thron, oder als eine Warte für ihre Freunde und Bewunderer erbaut hat. Dieser Felsstock steht nicht nur ganz frey, sondern hebt sich auch über alle übrigen näheren Bergen empor, den hohen Mesmer, oder Sentis ausgenommen, der gegen Nordwesten die Kette der Appenzeller-Gebirge schließt. So steil auch die einzige zugängliche Seite des hohen Kastens ist; so wird doch in den Sommermonaten eine Heerde von fünfzig Kühen hinaufgetrieben, unter welchen aber auch nicht selten eine, oder die andere fallen, und sich zerschmettern soll. Gegen Norden, oder nach Appenzell hin erregt der Blick in das untere Thal ein solches Entsetzen, daß man das Auge erst eine kurze Zeit mit der schrecklichen Tiefe bekannt machen muß, bevor man sich der Aussicht, die nach dieser Seite am weitesten und herrlichsten ist, mit Sicherheit erfreuen kann. Der Flecken Appenzell liegt dem Seher gleich-

ſam vor den Füßen, und der entferntere Flecken Galß drängt ſich dem Auge ſo entgegen, daß man bekannte Häuſer von andern unterſcheiden, und ſelbſt Hausgeräth, das man hie und da zum Fenſter herausgehängt hatte, erkennen konnte. Scharfe, oder bewaffnete Augen entdeckten ſehr deutlich das ſchimmernde Becken des Boden-Sees, und was mein Erſtaunen bis auf den höchſten Grad hob, ſogar das Bergſchloß Hohentwiel ſammt den Trümmern, die auf einem dem Hohentwieler Felſen nahe ſtehenden Berge liegen. Nachdem ich mich an dem Anblick der lachenden Thäler und Alpen des Appenzeller-Landes geweidet, den Lauf der Sitter verfolgt, die Lage der Oerter mir eingeprägt, und das Vaterland meines Freundes Spittler gegrüßt hatte, ſo heftete ich meinen Blick auf das einzige Schneegebirge in Appenzell, den hohen Sentis, deſſen verſchiedene Zacken und Hörner durch verſchiedene Namen unterſchieden ſind. Dies Gebirge erſchien uns jetzo viel gewaltiger, und mit größern Gletſchern, und Schneelaſten belegt, als wir vom Thale aus vermuthet hatten; und wir bewunderten um deſto mehr den Muth und die Kräfte der Frau Zunftmeiſterinn Ott von Zürch, die dieſen Eisberg vor kurzem beſtiegen, und ſich an Oerter hingewagt hatte, wohin einer ihrer Führer, der uns begleitete, nicht hatte folgen wollen. Gegen Morgen und Mittag überſahen wir den ganzen Lauf des Rheins, wie er in unbeſtimmlicher Ferne aus einer engen Bergkluft herauszukommen ſchien, und ſeine von der Sonne erleuchtete Fluthen gegen den

Boden-See zu wälzte. Noch mahlerischer, als der Rhein, war die Ill, die sich wie ein silberner Faden durch das hohe schnell absinkende Fadnzer-Thal schlängelnd herabzog. An den Bergketten, die gegen die Quellen der Ill und des Rheins fortlaufen, und die wir tief bis nach Graubündten, und Tyrol hinein überschauen konnten, waren noch viele Spitzen mit Schnee bedeckt.

Erschöpft von anhaltender Betrachtung, und gesättigt durch den vollsten Genuß der großen Natur kehrten wir auf den hohen Camor zurück, und lagerten uns an der rechten Seite des hohen Kastens, wo wir eine freye Aussicht in die Appenzeller Thäler hatten. Die Hungrigen fingen wieder an zu essen, die Durstigen zu trinken, und die Trinkenden sangen bald frohe, bald rührende Schweizer-Lieder aus Lavaters Sammlung, die fast in der ganzen Teutschen Schweiz als Volkslieder gesungen werden, und allenthalben, wie in Appenzell, die alten Volksgesänge zu verdrängen anfangen. Wir tranken endlich gegen halb zwey Uhr das letzte Glas zum Lebewohl, gelobten uns gegenseitig, unsers vergnügten Beysammenseyns auf dem hohen Camor nie zu vergessen, und schieden dann von einander. Die Gesellschaft aus Gaiß nahm den nächsten Weg nach Appenzell die Bergwand hinab, an deren oberstem Rande wir zuletzt geruht hatten, und wir fingen unsern Lauf unter der senkrechten über unsere Häupter hängenden Felsmauer des hohen Kastens an. Wir bereuten es nur zu bald, daß wir auf das Zureden des alten

Appenzellers, der unsern Vorrath von Wein und Speisen getragen hatte, und den wir nach Sennwald mitnehmen mußten, weil unsere St. Gallischen Träger der Gegenden nicht kundig genug waren, daß wir statt des gewöhnlichen Pfades, der an der nördlichen Seite des Camors in das Rheinthal, und die Grafschaft Sax führt, einen Weg gewählt hatten, der uns alle in die größten Gefahren, und in noch größere Angst versetzte. Weil wir bey der Erwähnung des neuen und kürzeren Weges, den der Appenzeller uns führen wollte, gleich fürchteten, was nachher wirklich geschah; so widersetzten wir uns dem Vorschlage dieses Mannes sehr lange, und gaben nicht eher nach, als bis er uns zu wiederholten malen versichert hatte, daß auch unerfahrne, und ängstliche Berggänger gar nichts zu fürchten hätten.

Wir waren noch keine fünf Minuten gegangen, als der Fußsteig, dem wir anfangs gefolgt waren, zusehends schmäler wurde, und gleich darauf ganz aufhörte. Sobald wir dieses bemerkten, wollten wir umkehren; allein unser Führer war so weit vorausgegangen, und ging noch immer so rasch vorwärts, daß wir ihn gar nicht abrufen, wenigstens nicht zum Umkehren bewegen konnten. Wir mußten also folgen, wir mochten wollen oder nicht, so wenig auch schon der Anfang des Weges mit den Versicherungen und Beschreibungen des Appenzellers übereinkam. Wir waudelten im eigentlichsten Verstande auf dem äussersten Saume oder Rande eines Abhangs, der sich in einem steilen Fall wenigstens 2000 Schuh hinabsenk-

te, ohne daß das Auge auch nur einen Baum, oder ein Gesträuch entdeckte, woran es sich hätte halten können. Der Saum der Alp, auf welchem wir fortgingen, war um desto bedenklicher, da er sich nach zwoen Richtungen, seitwärts und vorwärts neigte, und mit dichtem Grase überwachsen war, auf welches wir mit unsern schon vorher abgeglätteten Schuhen keinen sichern Tritt thun konnten. Auch war es nicht möglich, uns von dem gefährlichen Rande der in das Appenzeller-Thal hinabschießenden Alp zu entfernen, weil an der linken Seite und längst der Felswand des hohen Kastens ein Hause von großen, und ungleichen Steinen lag, die sich am Fuße dieses Felsgerüstes seit Jahrhunderten gesammelt hatten. Der Blick in das Thal zur Rechten war so Schwindel erregend, und das Wandeln auf dem trockenen Grase so ungewiß, daß ich nicht im Stande war, meinen Weg aufrechtgehend fortzusetzen. Ich stieß daher bey jedem Schritte meinen Alpstock gegen den Abgrund hin in die Erde, und an der linken Seite hielt ich mich an die Steine, oder Gräser, die ich packen konnte. So schleppte ich mich fort bis an die Stelle, wo die Felswand des hohen Kastens aufhörte. Hier dachten wir gewiß, daß der Weg sich wenden, oder doch weniger gefahrvoll, als bisher werden würde. Allein zu unserm größten Entsetzen fanden wir an der linken Seite einen Abgrund, der eben so tief, und noch viel steiler und schrecklicher, als der Abhang an der rechten war. Der Berg, auf welchem wir standen, war an der linken Seite eingefallen, und bildete da, wo

wir zuerſt hinabſahen, einen gräßlichen hundert bis hundert und funfzig Klafter tiefen faſt ſenkrechten Abſturz, deſſen Oberfläche aus lockerer gleichſam rinnender Erde, und großen Felsſtücken beſtand, die an den Stellen, wo ſie lagen, nur zu hängen, oder zu ſchweben ſchienen. Bey dieſem Anblick war es Spittlern und mir nicht länger möglich, ſtehen zu bleiben, noch viel weniger zwiſchen den beiden Abgründen an dem ſchiefen Rande des einen fortzugehen, oder nur fortzukriechen. Wir ſetzten uns daher nieder, wodurch wir wenigſtens die Ausſicht in die Tiefe an der linken Seite verloren, und rutſchten, ſo ſchnell wir konnten, über den nicht immer ſanften Boden hinab. Mit der einen Hand hielten wir uns im Graſe, und mit der andern klammerten wir uns an einen unſerer Träger, oder jungen Freunde, die uns zur Seite gingen, aber nicht ſelten ausglitſchten, und dann von uns gehalten werden mußten. Nachdem wir eine gute Viertelſtunde gerutſcht waren, thürmte ſich uns ein unerſteiglicher, und unumgehbarer Fels entgegen, und unſer Appenzeller kündigte uns an, daß wir jetzo an dem Abhange hinunter müßten, deſſen Anblick wir bisher nicht einmal hatten aushalten können. Bevor wir den ſcheuslichen Weg antraten, hatten wir ein tödtliches Schrecken, indem wir Suters Bedienten, der vorausgegangen war, nirgends entdeckten, auch auf unſer Rufen keine Antwort erhielten, und alſo nicht anders denken konnten, als daß er gefallen ſey, und ſich zerſchmettert habe. Unter bangen Ahndungen eines

ähnlichen Schicksals ließen wir uns von dem Rande, an welchem wir herabgekommen waren, an die Bergwand hinab, wo jeder Fehltritt Tod oder Verstümmelung bringen konnte. Als ich festen Fuß gefaßt hatte, suchte ich mein Auge an die Tiefe, in welche wir hinabsteigen wollten, zu gewöhnen, und dies gelang mir auf eine gewisse Art. Allein nie konnte ich ohne Schaudern an den Felswänden des hohen Kastens, die nun von unten bis oben sichtbar waren, und noch weniger an den Felsmauern hinaufschauen, an- und unter welchen wir weggehen mußten. Diese waren an ihren Füßen so tief ausgefressen, daß es schien, als wenn sie in jedem Augenblicke mit ihren überhängenden Massen über uns hereinbrechen könnten. Rutschen war an dem Abhange, den wir vor uns hatten, gar nicht möglich, weil er allenthalben mit spitzigen Steinen, und grossen Felsstücken übersäet war. Wir setzten uns daher von verschiedenen Standpuncten, aber in ähnlichen schiefen Richtungen in Bewegung, die Linke auf unsern Alpstock gestützt, und mit der Rechten uns an einen unserer vorigen Führer haltend. Gleich nach dem ersten Schritte empfand ich viel weniger Angst, als auf dem Camor längs dem hohen Kasten her, wie ich glaube, deßwegen, weil mir jeder Fußtritt in die weiche bewegliche Erde, oder zwischen die umherliegenden Steinklumpen fester und sicherer, als auf dem glatten Grase schien, und weil selbst die Felsmassen, die wir auf unserm Wege fanden, der Einbildungskraft besänftigende Gegenstände darboten,

an welche man ſich bey einem etwanigen Falle halten könnte. Ich glaube kaum, daß wir eine halbe Stunde brauchten, um an die Stellen zu kommen, wo Gräſer, und Geſträuche, und bald unförmliche Lerchenbäume wachſen. Weil Spittler und ich nie einen Fuß bewegt hatten, ohne den andern, und ohne unſern Alpſtock recht feſt zu wiſſen, ſo kamen wir ohne Fall und Straucheln an den Ort der Sicherheit. Suters Bedienter hingegen, den wir unten wiederfanden, und einer unſerer St. Galliſchen Träger, gerade der beſte Bergſteiger, waren gefallen, und in die größte Lebensgefahren gerathen. Der Träger beſonders war gleich nach ſeinem Fall in einen ſo reiſſenden Schuß gekommen, daß beide Riemen, womit unſer Felleiſen an ſeinen Rücken befeſtigt war, zerriſſen, und er unfehlbar geſchunden oder zerſchmettert worden wäre, wenn er nicht glücklicherweiſe ein Felsſtück ergriffen hätte, das feſt genug lag, um nicht mit ihm hinabzuſtürzen. Das Felleiſen ſprang die Bergwand in ſchnellen und gewaltigen Sätzen hinab, und hätte beynahe Suters Bedienten getroffen, der dadurch gewiß noch viel gefährlicher verwundet worden wäre, als er ſich durch ſeinen Fall an dem geſchundenen und geſchwollenen Arme verletzt hatte.

Wenn man ſich nach ſolchen Gefahren, dergleichen wir in den letzten Stunden überſtanden haben, zum erſtenmal ganz wieder in Sicherheit fühlt; ſo wird man mit einer unausſprechlich ſüßen Empfindung überſtrömt, die aus der Erleichterung der un-

terdrückten Natur entsteht. Wir waren alle im höchsten Grade erhitzt, und besonders brannte mir das Gesicht, wie ich es noch nie gefühlt hatte, allein keiner von uns fand sich erschöpft, indem die Angst alle Müdigkeit zerstreut hatte. Wir machten uns daher nach einer kurzen Ruhe von neuem auf den Weg, in der gewissen Hoffnung, daß wir nun bald an das Ende unsers Tagwerks kommen würden. Aber auch diesmal wurde unsere Hoffnung auf die unangenehmste Art getäuscht.

So rauh der Fußsteig gleich anfangs war, so merkten wir doch die Beschwerden des Gehens gar nicht, weil sie mit keinen Gefahren verbunden waren. Nach einer halben Stunde erreichten wir die ersten Hütten, die in dieser fürchterlichen Bergkluft erbaut sind, und die wahrscheinlich nur im Sommer bewohnt werden. Hier schien uns das Thal, in welchem der Rhein floß, noch eben so tief, als eine Stunde vorher, und eben so kam es uns vor, als wir noch eine halbe Stunde, und wiederum eine halbe Stunde gegangen waren, so, daß man fast hätte glauben sollen, der Rhein und seine Ufer sänken in eben dem Verhältnisse weg, in welchem wir am Berge herabstiegen. Wir hörten beständig ein heftiges Brausen, welches wir lange für das Brausen des Rheins hielten; allein wir fanden bald nachher, daß dies Geräusch durch ein gewaltiges Bergwasser verursacht werde, das von eben dem Gebirge, an welchem wir herabkamen, herunter tobte. Je länger wir gingen, desto steiler, und unebener wurde

der Weg, und dieser Weg war eigentlich weiter nichts, als eine enge aber tiefe Bergritze oder Ravine, in welcher wahrscheinlich bey heftigen Gewittern ein Theil der zusammenstürzenden Regenwasser herunterschießt. Diese Ravine ist anderthalb Stunden lang mit großen, und unordentlich zusammengeworfenen Steinen angefüllt, die ihrer Größe ungeachtet meistens nicht einmal fest liegen. Manchmal sind die Absätze dieser Bergritze so weit von einander entfernt, daß man von einem Stein auf den andern nicht hinabsteigen, oder hinabspringen kann, sondern sich mit Vorsicht hinunterlassen muß. Wegen der unsichern und unordentlichen Lage der Steine darf man die Augen nicht einen Augenblick seitwärts wenden, weil man sonst leicht mit einem Fuß zwischen mehrere große Steine treten, und wenn auch nicht das Bein brechen, wenigstens sich im Fallen an den spitzigsten Steinen gefährlich verwunden könnte. Endlich wurde der Abhang sanfter, die großen Steine, zwischen welchen wir uns bis zur höchsten Ermüdung unserer Geduld heraungearbeitet hatten, hörten auf, und wir sahen Sennwald vor uns. Man wunderte sich in unserm Wirthshause nicht wenig, als man hörte, daß wir an und um den hohen Kasten herabgekommen wären. Dieser Weg, sagte man uns, sey nur für Gemsjäger und Sennen gangbar. Nie war mir die Ruhe so süß, als in der ersten halben Stunde nach unsrer Ankunft in Sennwald, und die reichste Tafel, und der beste Wein würde uns nicht so erfrischt haben, als wir uns jetzo nach einigen Tassen Thee fühlen.

Wenn man uns nicht Forellen verſprochen hätte; ſo würden wir zu unſerer Abendmahlzeit eben ſo wenig Zutrauen, als zu unſerm Nachtlager haben. Man kann uns nicht mehr, als eine einzige Stube, und zween große Betten geben, deren Anblick ſelbſt für uns Müde zurückſchreckend iſt. Wir werden die Kopfküſſen, ſo gut wir können, mit weißen Schnupftüchern überziehen, werden uns, ohne uns zu entkleiden, in unſere Mäntel wickeln, und uns alsdann unſerm Schickſal überlaſſen.

Im Pfeffers-Bade, am 3. Aug.

So militäriſch unſer Nachtlager in Sennwald war; ſo wurden wir doch ſo dadurch geſtärkt, daß wir am folgenden Morgen unſern Weg mit neuen Kräften antreten konnten. Wir verließen Sennwald um ſechs Uhr, und blieben eine Zeitlang auf der Chauſſee, die man zu bauen gezwungen worden iſt, weil ſonſt alle Frachtfuhren ſich auf die Kaiſerliche Chauſſee an der andern Seite des Rheins hingewandt hätten. Zwiſchen Sennwald, und Sax iſt ein faſt ununterbrochener Wald. In Gambs, ſo heißt, wenn ich nicht irre, der zweyte Ort von Sennwald aus, wies man uns auf einen Fußſteig, der näher, als der Fahrweg, durch Wieſen führt, und auf ſolchen Fußſteigen kamen wir, kleine Strecken ausgenommen, bis nach Ragatz. Die Landſchaften und Ausſichten, die man zwiſchen Sennwald und Ragatz antrifft, ſind einander eben ſo ähnlich, als die Fußſteige, auf welchen man fortwandert. Dem Augenmaaße nach

ſind die Gebirge, die an der rechten Seite durch die Grafſchaften und Herrſchaften Sax, Werdenberg, Gaſter und Sargans fortlaufen, von den gegenüberſtehenden Teutſchen und Bündtneriſchen Bergen meiſtens nicht viel weiter, als eine Stunde, dann und wann etwas mehr, und dann und wann weniger entfernt. Beide Gebirgketten ſcheinen auch beynahe von gleicher Höhe und zwar ungefähr ſo hoch, als der Camor zu ſeyn. An beiden Seiten ſah man auf den Spitzen, und an den Klüften mancher Berge noch Schnee liegen, allein keiner dieſer Berge iſt ſo hoch, daß er das ganze Jahr durch mit unvergänglichem Schnee bedeckt bliebe. Beide Gebirgketten erheben ſich ſchnell und ſteil; die in den Oeſterreichiſchen Herrſchaften vor dem Arler-Berge, und in Bündten noch ſteiler, als die Schweizeriſchen. Wenn ihre Abgeſchnittenheit es nicht hindert, ſo ſind ſie bis zur Hälfte, oder noch höher mit Alpen, und gegen ihre Häupter hinauf gewöhnlich mit Waldung bekleidet. Die Thäler, wodurch die Gebirgketten des alten Rhätiens, und Helvetiens getrennt werden, ſind durchgehends niedrig, oft ſumpfig, faſt ganz eben, und eben deßwegen den Ueberſchwemmungen des Rheins ausgeſetzt. Sie beſtehen größtentheils aus Wieſen; doch ſieht man dieſſeits Trübenbach auch viele Felder mit Heidekorn, Maitz, und Cartoffeln bedeckt. Obſtbäume trifft man gleichfalls häufiger dieſſeits Trübenbach, als zwiſchen dieſem Orte und Ragatz an. In den Dörfern ſind die Häuſer von Holz gebaut, und mit Schindeln gedeckt, die durch Laſten von

Steinen festgehalten werden. In diesem ganzen Strich Landes, der eigentlich außerhalb der Kette der Schweizerischen Gebirge liegt, aber durch den scheidenden Rhein von den ältesten Zeiten her gleichsam als ein Anhang an Helvetien angeknüpft wurde, ist der Wohlstand, die Betriebsamkeit, und besonders die Reinlichkeit viel geringer, als in den Staaten, denen er angehört: wovon ich nicht weiß, ob man den Grund in dem Character der Einwohner, oder in der Regierung der Landvögte suchen soll. Wir frühstückten in dem nächsten Dorfe hinter Werdenberg, und wollten in Trübenbach zu Mittage essen; allein hier konnte man uns weiter nichts, als Milch, gesottene Eyer, und schlechten Wein geben. In Trübenbach kamen wir zuerst an den Rhein, der in der Nähe betrachtet eher verliert, als gewinnt, weil man alsdann seine schmutzige Farbe, und seine verderbliche Wildheit noch mehr, als in der Ferne wahrnimmt. Mit genauer Noth erreichten wir Ragatz um acht Uhr, dessen Entfernung von Sennwald nur auf sechs Stunden geschätzt wird. Allein nach dem starken Schritt, den wir unausgesetzt behaupteten, und den Stunden, die wir zwischen Sennwald und Ragatz zubrachten, muß der Weg wenigstens fünftehalb bis fünf Teutsche Meilen betragen. Wir waren alle viel mehr ermüdet, als nach unsrer Camor-Reise, ungeachtet wir fast gar keinen Berg zu ersteigen gehabt hatten, eine mäßige Anhöhe hinter Trübenbach ausgenommen: und unsere Träger, und selbst der Appenzeller, der bis nach Chur mit uns

gehen wird, hatten ſich die Füße wund gelaufen. Dieſe ungewöhnliche Ermüdung, und dies Wundlaufen der Füße erklärten wir uns daher, daß wir faſt immer in der Ebene gegangen waren, bey welchem Gehen ſtets dieſelbigen Muskeln angeſpannt, und dieſelbigen Theile der Fußſole gerieben wurden. Wir würden auf dem angeblich ſechsſtündigen Wege noch viel mehr gelitten haben, wenn nicht den größten Theil des Tages über der Himmel bedeckt geweſen, und die Luft von einem friſchen Oſtwinde bewegt worden wäre. Die ſchmutzigen Treppen und Gänge, die wir gleich beym Eintritt in das Wirthshaus zu Ragatz erblickten, ließen uns fürchten, daß wir ein noch ſchlechteres Nachtlager, als zu Sennwald antreffen würden; wir fanden aber einen freundlichen und gewandten Wirth, geräumige und luftige Zimmer, ein gutes Nachteſſen, reinliche Betten, und heute Morgen ein treffliches Frühſtück. Nach einem Schlaf, um den uns Könige hätten beneiden können, verließen wir Ragatz, das keinen gefährlichern Feind, als die Tamina hat, die vom Pfeffers-Bade herkommt, und ſich bey Ragatz in den Rhein ſtürzt. Im Jahre 1762 brach dies wilde Gletſcher-Waſſer auf einmal mit einer ſolchen Wuth über Ragatz los, daß viele Wieſen und Weinberge mit ungeheuern mehrere Ellen hohen Laſten von Felsſtücken und Gries bedeckt, viele Häuſer weggeriſſen, und andere bis an das erſte Stock über der Erde verſchüttet wurden.

Der Fußſteig, der nach dem Pfeffers-Bade führt, läuft an der rechten Seite der Tamina gleich hinter

Ragatz ein gähes Gebirge hinan, zwischen welchem und einer gegenüberstehenden meistens steil abgeschnittenen Felswand die Tamina in einer engen und tiefen Kluft mit einem unaufhörlichen donnernden Getöse fortrauscht. Wir mußten eine gute Stunde gehen, bevor wir diejenige Höhe des Gebirges erreichten, wo der Fußsteig eine horizontale Richtung zu erhalten anfängt. Dies Steigen ist für Gesunde und starke Fußgänger nicht sehr beschwerlich, weil man fast immer unter dem Schatten eines schönen Laubwaldes fortgeht. Wenn man nicht kurz vorher solche Wege gemacht, und solche Aussichten gehabt hat, als wir gehabt, und gemacht hatten; so muß man den ganzen Weg von Ragatz nach Pfeffers, und besonders die Stellen äußerst romantisch finden, wo man durch kleine Oeffnungen des bis an die Tamina hinabsteigenden Waldes diesen schäumenden Strom in gräßlicher Tiefe unter sich sieht. Noch viel überraschender sind die Gegenstände, die man beym Ausgange aus dem Walde wahrnimmt, den die Natur an dem Abhange des Berges zur Beschützung des Wanderers gepflanzt zu haben scheint. Links entdeckt man auf einmal jenseits der Tamina auf einer sanft sich neigenden Bergfläche, deren Felsenfuß bis dahin allein sichtbar ist, das Closter Pfeffers, wo man, weil es eben Sonntag war, mit allen Glocken läutete. Dies Geläute machte in der einsamen Gegend, wo ich in mich gesenkt vorauswandelte, und zwischen den hohen Bergen, womit ich umgeben war, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck auf mein Ohr und meine Seele,

und ſchuf auf einmal die ganze Gegend um mich her in einen Tempel des Allmächtigen um, deſſen Glanz die weiße Scheitel des hohen über alle ſeine Nachbaren hervorragenden Caland-Berges zu umſtrahlen ſchien. Noch unerwarteter und erfreulicher, als der Anblick des Cloſters, iſt der des Dorfes Valens, deſſen Hütten an den ſteilen Abhang des Berges, über welchen der Fußſteig ſich hinzieht, hingezaubert zu ſeyn ſcheinen. Um dieſes Dorf herum ſieht man nicht nur die fruchtbarſten Wieſen, ſondern auch Garten und Fruchtfelder, und ſelbſt Obſtbäume, die in einer ſolchen Höhe ſchwerlich gedeihen würden, wenn nicht die Bergſeite, die ſie trägt, gegen Mittag gekehrt wäre. Das Badhaus entdeckt man nicht eher, als bis man faſt darin iſt. Der Fußſteig, der hinabführt, iſt freilich ſehr abſchüſſig, aber im geringſten nicht gefährlich, weil er ſich in mannigfaltigen Krümmungen an der ſteilen Bergwand herumwindet, und mit Bäumen und Gebüſchen beſetzt iſt, an welche man ſich halten kann.

Abends um $5\frac{1}{2}$ Uhr.

So weit ſchrieb ich dieſen Morgen, gleich nachdem ich mich umgekleidet hatte. Jetzo haben wir alles geſehen, was im Pfeffers-Bade zu ſehen iſt; allein ehe ich Ihnen das, was ich hier beobachtet und gehört habe, mittheile, will ich noch einen kleinen Reſt von Nachrichten über Appenzell Inner-Rhoden nachholen. Ich kann einige Stunden ungeſtört ſchreiben,

da ich so wenig, als Spittler die Abendtafel besuchen werde.

Ungeachtet der Canton Appenzell Inner-Rhoden weniger Gemeinschaft mit Fremden, und weniger Betriebsamkeit hat, als irgend ein anderer demokratischer Staat in der Schweiz; so sind doch die Sitten dieses unbesuchten und unmittheilenden Schäfervolks nach den übereinstimmenden Zeugnissen zuverlässiger Männer, die ich darüber befragt habe, viel mehr, als die der Appenzeller in den Außer-Rhoden verdorben. Die Mädchen sollen in der ganzen gebirgigen Schweiz nirgends gefälliger, und die Lustseuche unter dem gemeinen Volk nirgends verbreiteter, als in Appenzell Inner-Rhoden seyn. Besonders stehen die Appenzeller der Innern-Rhoden in der ganzen Nachbarschaft in dem bösen Ruf, daß sie sich zwar nicht mit eigener Hand des Eigenthums anderer bemächtigen, aber ohne Scheu Diebe hehlen, und gestohlne Sachen kaufen, welchen einträglichen Handel selbst Angesehene, die sich schon groß in ihrem Volke dünken, nicht verschmähen sollen. Die Verfassung ist anarchischer, als die aller übrigen demokratischen Cantone, und ein beständiger Wechsel von Pöbel-Tyranney, und Despotismus mächtiger Factionen, vor deren Rache die Ueberwundenen viel mehr, als vor dem Zorn der eigenmächtigsten Fürsten und Minister zittern müssen. Die Geschichte des Landamanns Suter, der im Jahr 1784. enthauptet wurde, ist ein eben so trauriges, als merkwürdiges Beyspiel von dem wilden und blutdürstigen Geiste der Verfassungen, die

in der Schweiz noch immer als vorzüglich frey und glücklich gepriesen werden.

Anton Joseph Suter war vormals in der Gemeinde Gonten Bademeister und Gastwirth, welche letztere Classe von Leuten in den demokratischen Cantonen fast lauter wichtige Ehrenmänner, oder Volksmänner enthält, weil Gastwirthe mehr, als andere Gelegenheit haben, sich den Landleuten bekannt, und auf eine fühlbare Art um sie verdient zu machen. Suter hatte nicht weniger Ehrgeiz, als viele andere Gastwirthe in, und außer Appenzell gehabt hatten. Er begegnete daher im Jahr 1759, ein Jahr vorher, ehe Appenzell Inner-Rhoden einen Landvoigt über das Rheinthal ernennen konnte, den Bauern, die ihn besuchten, so freundlich, und machte seinen Gästen eine so billige Zeche, daß diese es bemerkten, und ihm oft sagten: Sepp, oder Sepli, (eine Abkürzung von Joseph) du mußt Landvogt werden. Die dankbaren Bauern errinnerten sich an der nächsten Landesgemeinde ihres Versprechens, und ernannten den Bademeister und Gastwirth von Gonten vor fünf andern Männern, und unter diesen selbst vor dem Landammann Johann Jacob Geiger, zum Landvogt im Rheinthal. Dieser Sieg, den Suter über seine Nebenbuhler davon trug, machte die letzteren und deren Anhänger, vorzüglich aber den ebengenannten Geiger zu seinen unversöhnlichen Widersachern. Selbst die Freunde von Sutern gestehen, daß dieser sich in seiner neuen Ehrenstelle nicht immer mit der Würde betragen, und was

noch viel glaublicher iſt, nicht immer diejenigen Kenntniſſe, und Erfahrung bewieſen habe, die man von einem Landvogt fordern könne. Unterdeſſen beging er eben ſo wenig ſchreiende Ungerechtigkeiten, als er den Unterthanen auffallende Wohlthaten erwies. Auch gewann Suter auf ſeiner Landvogtey ſehr wenig, weil die Appenzeller Bauern glaubten, daß er ihr ewiger Schuldner ſey, und ihn deßwegen häufig beſuchten. Wenn aber dieſe Beſuche den größten Theil des Gewinns der Landvogtey wegnahmen; ſo trugen ſie auch dazu bey, den gaſtfreyen Landvogt immer beliebter zu machen. Viele der Beſuchenden dankten ihrem Freunde beym Abſchiede mit den Worten: Herr Landvogt, Ihr müßt Landammann werden! Auch dieſe Verheißung wurde erfüllt, und Suter im Jahre 1762 wirklich zum Landammann erwählt. Suter glaubte das große Zutrauen ſeiner Landsleute, und die Ertheilung der höchſten Würde durch irgend einen außerordentlichen Dienſt vergelten zu müſſen. Er wollte entdeckt haben, daß Appenzell auf eine im Lande gelegene Alp, die Säntis-Alp, welche der Hof, oder das Dorf Oberried im Rheinthal ſeit undenklichen Zeiten beſeſſen hatte, ein gegründeteres Recht als die bisherigen Beſitzer habe. Er theilte dieſe ſeine Meynung dem Rath in Appenzell mit, und dieſem leuchteten Suters Gründe ſo ſehr ein, daß er das Urtheil fällte: die Alp ſolle nach Billigkeit geſchätzt, und im Namen des Landes in Beſitz genommen werden. Die Ober-Rieder waren mit dieſem übereilten und ungerechten Ausſpruche nicht zufrieden, und

wandten ſich daher an die Tagſatzung in Frauenfeld. Weder Suter, noch der Rath in Appenzell ließen ſich durch dieſen Schritt irre machen. Letzterer ſchickte den erſten im Namen des Landes und mit gehörigen Inſtructionen verſehen nach Frauenfeld, um vor der Tagſatzung die Beſtätigung des von ihm gefällten Urtheils zu betreiben. Als aber der Rath merkte, daß die Sache eine ungünſtige Wendung nehmen würde; ſo zog er ſich allmählig aus dem angefangenen Rechtshandel zurück, und ließ den Landammann, der freylich Urheber deſſelben war, ganz allein vor dem Riß ſtehen. Im Jahre 1775 erfolgte endlich der Ausſpruch der Schweizeriſchen Ehren-Geſandten: daß Suter mit beſſern Gründen einkommen ſolle. Wenn er aber dergleichen nicht vorbringeu könnte; ſo ſollte die Alp ihren ehemaligen Beſitzern wieder abgetreten, und den Ober-Niedern die Proceßkoſten, die ſich auf 15 bis 1600 Gulden beliefen, vergütet werden. Freunde und Feinde waren auf Suters Zurückkunft, und den Beſcheid, den er mitbringen würde, gleich begierig. Der rückkehrende Landammann wurde daher von mehreru Neugierigen gefragt: wie die Sache abgelaufen ſey, und dieſen ſoll er, wie einige vorgeben, geantwortet haben: der Proceß ſey gewonnen. Andere hingegen verſichern: er habe bloß erklärt, daß er mehr erhalten, als geſucht habe. Noch viel heftiger, als durch dieſe unwahren, oder zweydeutigen Antworten, brachte Suter den Rath, und einen großen Theil des Volks dadurch gegen ſich auf, daß er ſich eine Zeitlang unter allerley Vorwänden

weigerte, von dem, was in Frauenfeld vorgegangen war, Bericht abzuſtatten. Da man nun von andern erfuhr, was Suter auszuſagen fürchtete; ſo verſammelte der Senat einen großen Landrath, und dieſer beſchloß: daß man den Landammann Suter ſeines Amtes entſetzen, und ihm das Landesſiegel abnehmen wolle, weil er mit Lügen berichtet, und die Appellenzer gegen ihre lieben Mit-Eidgenoſſen in Verlegenheit geſetzt habe. Auch ſolle er in vierzehn Tagen die Unkoſten zu bezahlen angehalten, und allen Landleuten bey Ehre und Eid unterſagt werden, ihm weiter ihre Stimme zu geben. Dies eigenmächtige Verfahren war Sutern ſo unerwartet, daß er in der erſten Beſtürzung das Landſiegel herausgab. Allein bald nachher bemerkte er, daß der Landrath ihm die höchſte Würde nicht nehmen könne, die das ganze Volk ihm gegeben habe, und wenn jener auch das Recht beſitze, was ihm nicht zukomme, daß er niemand, am wenigſten die erſte Magiſtratsperſon, unverhört verurtheilen dürfe. Mit dieſen Aeußerungen wandte ſich Suter an den Rath, und verlangte, daß ihm das Landesſiegel wieder ausgeliefert werde, welches man ihm aber abſchlug. Als der Rath ihm keine Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wollte; ſo bat er, daß man eine außerordentliche Landesgemeinde zuſammenrufen möge, damit er ſich vor derſelben rechtfertigen könne. Dieſe Forderung ſchien ſo gerecht, daß die Obrigkeit es nicht wagte, das Geſuch geradezu abzuweiſen. Man berief alſo im September 1775 einen doppelten Landrath, um des vorläufig verſtoßenen Landammanns

Sache, und besonders sein letzteres Anliegen in Ueberlegung zu nehmen. Während der Sitzung dieses doppelten Landraths versammelte sich eine große Menge von Landleuten welche die letzte Entschließung desselben mit Ungeduld erwarteten, vor dem Rathhause, und ein Theil der Bauern, die ihre Ungeduld nicht mäßigen konnten, drang mit Sutern in die Rathsstube, um die Bitte ihres Freundes zu unterstützen: daß man ihm entweder das Siegel herausgeben, oder eine außerordentliche Landesgemeinde bewilligen solle. Als der regierende Landammann die Versammelten fragte, wer ihnen befohlen habe, herzukommen, antworteten sie: Niemand. Ihre Absicht sey nur, zu wissen, wer die Unwahrheit vorgegeben, und dann um die Bestrafung der Schuldigen zu bitten. Auch Suter betheuerte beständig, und erbot sich, es mit vielen Zeugen zu beweisen, keinen zum Eindringen in die Rathsstube aufgefordert, und noch weniger mit denen, die vor dem Rathhause blieben, einen gewaltthätigen Anschlag gemacht habe. Die Gegenwart so vieler Landleute, und vielleicht noch mehr die Grobheit derer, die sich mit Sutern in die Sitzung des Raths gewagt hatten, bewogen den letztern, eine außerordentliche Landesgemeinde gleich auf den nächsten Sonntag zu berufen. Zugleich aber verbanden sich alle Glieder dieses Raths auf das feierlichste: daß keiner von ihnen auf Sutern rathen, das heißt, Sutern zum Landammann vorschlagen solle. In dem kurzen Zwischenraume von zween Tagen, die zwischen der Bewilligung und Zusammenkunft der Landesgemein

de verſtrichen, bewieſen ſelbſt die heftigſten unter den perſönlichen Feinden von Sutern keinen ſo thätigen und wilden Verfolgungsgeiſt, als die ehrwürdigen Väter Capuziner, die man deßwegen als die vornehmſten Triebfedern, oder Werkzeuge des traurigen Schickſals von Sutern anſieht. Dieſe wüthenden Mönche rannten in allen Häuſern umher, verſagten Suters Freunden im Beichtſtuhl die Abſolution, verdammten ſie in ihren Predigten als Opfer der Hölle, ermunterten die Obrigkeit zur äußerſten Schärfe gegen die Rebellen, weil Gott ihnen das Schwerdt der Gerechtigkeit nicht umſonſt anvertraut habe, ſtellten Proceſſionen an, ermahnten bey dieſen Umgängen das Landvolk zum Gehorſam gegen die von Gott geſetzte Obrigkeit, und erklärten, daß es um Freyheit und Religion geſchehen wäre, wenn Suter wieder Ammann würde. Als Gründe dieſer unchriſtlichen, den Stand der Capuziner entehrenden Ausbrüche von Feindſeligkeit gibt man theils ihre Ergebenheit gegen die mächtige Geigeriſche Partey, theils aber auch die unmönchiſchen Geſinnungen von Sutern an, der ſehr duldſam geweſen ſeyn ſoll, und was den Appenzelliſchen Capuzinern ſehr aufgefallen war, den ehemaligen Schultheißen von Erlach zu Bern zum Gevatter gebeten hatte. So grob auch die Künſte der Capuziner, und ſo empörend ihre gehäſſigen Bemühungen waren; ſo thaten ſie doch bey einem großen Theile des abergläubigen, oder furchtſamen Pöbels ihre Wirkung. Am 16. September 1775, als am Tage der außerordentlichen Landesgemeinde, führte der

Landammann Geiger die Gemeinde, beſtieg mit Hülfe ſeiner Parthey den Stuhl, berührte aber einen der Haupt-Gegenſtände, um welcher willen das Volk verſammelt worden war, den Prozeß wegen der Alp Säntis, und die Rechtfertigung, wozu Suter ſich vor der Landesgemeinde erboten hatte, nur mit wenigen Worten, und ließ gleich um die beiden Candidaten, welche der Rath vorgeſchlagen hatte, und um Sutern, der von den Landleuten genannt worden war, durch Aufhebung der Hände mehren. Suter bemühte ſich vergebens, auf den Landammanns-Stuhl zu kommen, um ſich vor dem Volke zu vertheidigen, indem er von Geigers Anhängern mit Gewalt daran verhindert wurde. Wegen der Unordnung, die daher entſtand, fiel das Mehr, oder die Mehrheit der Stimmen auf den Alt-Statthalter Fäßler, der gleich nach ſeiner Wahl die gegenwärtige Stimmung des Volks nutzte, und anfragte: ob man nicht die Rebellen gefangen nehmen wolle? Die übermächtige Faction, die ſo eben den Landammann Suter von ſeiner Würde, und von ſeiner Rechtfertigung verdrängt hatte, bewilligte Inquiſition und Strafe gegen Perſonen, die niemand bisher genannt, und angeklagt, und noch viel weniger verhört, oder verurtheilt hatte. Nach dieſem ungerechten Volksſchluß zog man gleich einige der geringern Anhänger von Sutern in Verhaft allein an Sutern ſelbſt vergriff man ſich noch nicht, weil man nicht wußte, ob ſich nicht die Geſinnungen des Volks ändern, und viele einen peinlichen Proceß gegen einen Mann, den

man ſo eben ſeiner Würde entſetzt hatte, zu hart finden würden? So furchtſam, oder gemäßigt aber Suters Feinde anfangs ſchienen; ſo traute ihnen doch der Verfolgte nicht, und er entfernte ſich daher eine Zeitlang unter dem Vorwande, daß er der Mutter Gottes in Einſiedlen eine Wahlfahrt gelobt habe. Sobald Suter den Schauplatz verlaſſen hatte; ſo verurtheilte der große Rath den ehemaligen Landammann, ohne ihn vorzufordern und zu hören, als einen galgenmäßigen Rebellen und Aufrührer, als einen Friedens- und Freyheits-Störer, mit welchen Schimpfwörtern Suters Name an den Galgen geſchlagen wurde. Man zog alle ſeine Güter ein, verbannte ihn aus der ganzen Schweiz, und ſetzte demjenigen, der ihn lebendig oder todt liefern würde, einen Preis von hundert Thalern aus. Man unterſagte allen Landleuten bey Ehre und Eid, keine Verbindung mit dem Verurtheilten zu unterhalten, und drohte denjenigen, die dies thun, und entdeckt werden würden, daß man ſie, wie den Aufrührer ſelbſt anſehen wolle. Man ſtrafte ſogar den Statthalter Signer, weil er im Rath gelindere Geſinnungen geäußert hatte, um funfzig Thaler, und verwies ihn fünf Jahre lang von Rath und Gericht; und eben ſo zwang man einen Pfarrer Büchler, der ſein Amt dreißig Jahre lang untadelich verwaltet hatte, ſeine Pfründe aufzugeben, weil er der Suteriſchen Parthey zu ſehr gewogen, und keine Ruhe zu hoffen ſey, ſo lange er ſeinen Poſten behalte.

Die Verdammungsgründe, welche der Rath in seinem Urtheile gegen Sutern anführte, waren folgende: Erstlich habe Suter seit sieben Jahren unrechtmäßige Processe geführt. Zweytens habe er sich seit zwey Jahren rebellisch gegen seine Obrigkeit betragen, und einige Herren Hauptleute Narren gescholten *). Drittens sey er rebellischer Weise bey den Bauern herumgelaufen, und habe diese zum Aufruhr aufgewiegelt. Viertens habe er sich mit vielen Bauern verbunden, und sich mit diesen in die Rathsstube eingedrängt. Fünftens habe er eben diesen Haufen von Bauern auf die Versammlung des zweyfachen Landraths wieder bestellt, um das ihm abgenommene Landessiegel zu erzwingen. Sechstens habe er sich mit seinen Anhängern verabredet, daß diese ihm an der Landesgemeinde auf den Stuhl verhelfen sollten. Siebentens habe er gotteslästerlicher Weise gesagt: Gott nehme nicht alles in Obacht: er (Suter) wolle wünschen, daß er ein Blitzstrahl sey, um einigen vom Rath die Köpfe einzuschlagen. Achtens habe er ehrenrührige Reden ausgestoßen und gesagt: Die Herren des großen Raths hätten ein Urtheil gemacht, wie Schelmen und Diebe, und hätten ihm Unrecht gethan.

*) Welches, wie man in Appenzell selbst sagte und schrieb, so ganz unverdient nicht sey, da unter hundert und zwanzig solcher Ehren-Männer lange nicht die Hälfte, einige sagen gar nur sechs, lesen und schreiben können. Welche Richter, und Vater des Vaterlandes!

Es muß einem jeden, der nicht ganz Barbar iſt, unbegreiflich ſeyn, wie eine Obrigkeit, ſelbſt in einem ſolchen Bauernſtaate, dergleichen Appenzell Inner-Rhoden iſt, das Herz gehabt hat, das Wort Rebell auf eine ſo unverantwortliche Art zu mißbrauchen, als in dem angeführten Urtheil geſchah: wie ſie es ferner wagen konnte, einem aus ihrem Mittel notoriſch falſche, oder unerwieſene Verbrechen aufzubürden, und einen Mann, der die erſte Würde in ſeinem Vaterlande bekleidet hatte, ungehört, und ungerufen zu verurtheilen, und auf ſeinen Kopf einen Preis zu ſetzen, als wenn er das Vaterland an einen auswärtigen Feind hätte verrathen, oder die ganze Regierungsform hätte umkehren wollen.

Als Suter erfuhr, daß man ihn aus der ganzen Schweiz verbannt, und in ſeinem Vaterlande vogelfrey gemacht hatte, wandte er ſich nach Conſtanz, wo er von ſeinen Freunden, und ſelbſt von mitleidigen Unbekannten unterſtützt, ein ſtilles und untadeliches Leben führte. Vergebens flehte er die Eidgenoſſenſchaft, und den Kaiſerlichen Hof um kräftige Fürſprache an, und eben ſo vergeblich bat er in zweyen Sendſchreiben, die nachher gedruckt worden ſind, die Obrigkeit in Appenzell, daß man ihm ein ſicheres Geleit geben, und erlauben möchte, ſeine Sache entweder vor der Landesgemeinde in Appenzell, oder vor unparteyiſchen Richtern zu vertheidigen, indem er ungehört verurtheilt worden. Das erſte Sendſchreiben wurde vernachläſſigt, das andere aber durch die Hand des Henkers verbrannt, und zugleich ſeiner

Frau angekündigt, daß sie bey Verlust ihres Land- und Erbrechts ihren Mann verlassen solle. Dies Verfahren des Raths war zu tyrranisch, als daß es nicht Suters Freunde im höchsten Grade hätte empören, und zugleich bewegen sollen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um dem unterdrückten Mann Gehör und Gerechtigkeit zu verschaffen. Es versammelten sich daher in der Gemeinde Gonten bey nächtlicher Zeit gegen siebenzig Mann, die sich mit einander verabredeten, den Rath zu bitten, daß man Sutern einen Geleits-Brief geben, und ihm gestatten möge, zu seiner Vertheidigung ins Land zu kommen, da seine Klage vorzüglich darin bestehe, daß er nicht gehört worden sey. Werde er alsdann des Todes schuldig befunden; so könne man ihn gleich festhalten, und könne das Geld ersparen, welches man auf seinen Kopf gesetzt habe. So lobenswürdig dieser Eifer der Gemeindegenossen von Sutern, und so gerecht ihre Bitte war; so sträflich und aufrühreriſch schien ihr Verfahren der weisen Obrigkeit in Appenzell. Bevor die Männer von Gonten ihr Gesuch anbrachten, waren sie schon verrathen. Vier derselben wurden in Verhaft genommen, und kurz und gut als Rebellen zum Tode verurtheilt. Nachdem man diese Freunde von Sutern drey Tage lang die schrecklichste Todesangst hatte ausstehen lassen; so wurden sie begnadigt, und mit Ruthen ausgestrichen. Die übrigen Beförderer der Fürbitte strafte man gleichfalls an Ehre und Gut, und nur diejenigen wurden verschont, die ihren Vorsatz auf die kriechendste Art bereuten.

Nach allen dieſen Gewaltthätigkeiten verloren Suters Freunde den Muth, und Suter ſelbſt alle Hoffnung, jemals in ſein Vaterland wiederhergeſtellt zu werden. Weil nun Suter und ſeine Anhänger zu ruhen ſchienen; ſo ließen auch die Angſt und Rachbegierde der Verfolger ſo ſehr nach, daß ſie es nicht bemerkten, daß Suter häufig in die Gemeinden von Appenzell Außer-Rhoden, und ſogar von Zeit zu Zeit in das Gebiet ſeines Vaterlandes kam, um ſeine Freunde heimlich zu beſuchen. Allein die Ausſage eines Verräthers änderte auf einmal die Geſinnungen, und Maßregeln der Obrigkeit in Appenzell, die ſich nicht ſicher mehr dünkte, und alles anwenden zu müſſen glaubte, um den gefährlichen Flüchtling in ihre Gewalt zu bekommen, und aus der Welt zu ſchaffen.

Der falſche Angeber von Sutern war ein gewiſſer Baptiſta Röß, der vormals einer ſeiner eifrigſten Freunde geweſen, und eben deßwegen um 500 fl. geſtraft, und ſeiner Ehre beraubt worden war. Weil die Obrigkeit ſelbſt fühlte, daß ſie den Röß, wie andere Suterianer viel zu hart ſtrafe, ſo ließ ſie den erſtern ſchwören, daß er ſich nie über ſein Urtheil beklagen wolle. Allein der Unwille ſiegte über die Ehrfurcht gegen den erzwungenen Eid, und Röß äußerte ſich auf eine unvorſichtige Art über die Ungerechtigkeit der Strafe, die man an ihm vollzogen habe. Dieſe Reden ſchienen der Obrigkeit eines angeblich freyen Volks ſträflicher Hochverrath, und man machte eben Anſtalten, den Urheber derſelben zur Rechen-

ſchaft zu ziehen, als dieſer ſich aus dem Staube machte. Nach einer Abweſenheit von mehrern Jahren dachte Röß, daß die Väter des Volks einige unüberlegte Worte entweder vergeſſen, oder vergeben hätten, und kehrte in ſein Vaterland zurück. Er erfuhr aber bald, daß ſeine Feinde nicht ſchlummerten, indem man ihn ergriff, und als einen Rebellen zu behandeln anfing. Der kleinmüthige Röß fürchtete vielleicht eine härtere Strafe, als man ihm zugedacht hatte, und ſuchte ſich alſo durch folgende Ausſage zu retten: Suter habe in einem Wirthshauſe in Appenzell Außer-Rhoden den Vorſatz geäuſſert, daß er mit ſo vielen Leuten, als er aus den Außer-Rhoden aufbringen könne, Appenzell plötzlich überfallen, ſich der öffentlichen Gebäude bemächtigen, und dann die Einwohner zur Behauptung ihrer Freyheit auffordern wolle. Nach dieſer Ausſage eines Mannes, der aus mehrern einleuchtenden Urſachen verdächtig war, und den man ſelbſt für ehrlos erklärt hatte, ſtreute man das Gerücht aus, daß Suter den Anſchlag habe, Appenzell in Brand zu ſtecken: und um dieſem gehäſſigen Gerücht Glauben zu verſchaffen, ſtellte man zahlreiche Wachen aus. Ungeachtet alle die Männer, die Röß als Mitwiſſer des Suteriſchen Entwurfs genannt hatte, eidlich betheuerten, daß ſie dergleichen nie von Sutern gehört hätten, und ungeachtet Suter nachher auf der Folter ſtandhaft bey der Verſicherung blieb, daß ihm nie ein Gedanke des Ueberfalls, oder der Verbrennung in den Kopf gekommen ſey; ſo faßte doch der Rath in Ap-

penzell den Entschluß, sich Suters auf die eine, oder andere Art zu bemächtigen, und führte in der Folge das unglaubwürdige von Röß ausgesagte Verbrechen als einen Hauptgrund der zuerkannten Todesstrafe an. Die Mittel, welche die Obrigkeit in Appenzell gut hieß, und die Werkzeuge, die sie brauchte, waren in gleichem Grade verabscheuungswürdig, und sind ein trauriger Beweis der Unsittlichkeit, welche Mangel von Erziehung und Unterricht in solchen Barbaren, als die wegen ihrer Unschuld so gepriesenen Hirten in Appenzell sind, hervorzubringen pflegt. Ein Mitglied des Raths in den Innern-Rhoden, und dann der Cronen-Wirth und Gemeinde-Hauptmann im Wald, also beide Männer in öffentlichen Aemtern, verabredeten es mit einander, wie sie das auf Suters Kopf gesetzte Blutgeld verdienen möchten. Der Cronen-Wirth, der dieser Schändlichkeit wegen nachher von seinen Gemeindegenossen der ihm anvertrauten Würde auf zeitlebens beraubt wurde, verbreitete ein Gerücht: daß er es sich nicht verdriessen lassen würde, Sutern weit nachzureisen, wenn er nur erfahren könnte, wo er sich aufhalte; denn er habe ihm wichtige und nützliche Dinge zu eröffnen. Da man glaubte, daß dies Gerücht zu Suters Ohren gekommen sey, verleitete man dessen in Appenzell verheirathete Tochter, daß sie ihrem Vater schreiben möchte, den Cronen-Wirth im Wald zu besuchen, indem dieser ihm geheime Dinge zu offenbaren habe. Auf den Brief der Tochter kam der Vertriebene wirklich in das Wirthshaus im Wald, dessen Besitzer ihn

nach einigem Weigern beredete, in seiner Gesellschaft nach Oberegg, einer großen Inner-Rhodischen Gemeinde, zu gehen, die aber von allen Seiten vom Rheinthal, oder von Appenzell Außer-Rhoden eingeschlossen ist. Sobald der Verräther mit dem Schlachtopfer seiner Treulosigkeit in Oberegg anlangte, wurde Suter in Verhaft genommen, und gleich am dritten Tage nach Appenzell gebracht. Die gefülloſen Inner-Rhodner, die den Gefangenen abholten, banden ihn auf einen Schlitten, und ließen ihren ehemahligen acht und sechszigjährigen Landammann bey sehr kaltem und stürmischem Wetter *) drey Stunden lang unter freyem Himmel auf dem Schlitten liegen, während daß sie in Altstätten auf obrigkeitliche Unkosten zechten. Gleich nach der Ablieferung wurden drey Examinatoren bestellt, die man unter den erklärten Feinden des Gefangenen aussuchte; und als diese durch Fragen und Zeugen nichts aus Sutern herausbringen konnten, was die falschen Aussagen von Röß bestätigt hätte; so schritten sie zu dem beliebten Hülfsmittel aller Barbaren, und ließen den kraftlosen Greis dreymal an einem Tage foltern. Selbst die Schmerzen der Folter preßten dem alten Manne kein Bekenntniß der ihm zur Last gelegten Unternehmung gegen sein Vaterland ab. Nichtsdestoweniger sprach das Blutgericht, das aus hundert und einigen Personen besteht, am neunten März das Todesurtheil gegen Sutern aus, das auch an demselbigen Tage

*) Es war der nennte März 1784.

vollzogen wurde. In dem Todesurtheile wiederholte man eben die Verdammungsgründe, die man schon in dem ersten Urtheil angeführt hatte; nur setzte man die von Rö ß ausgesagten, und durch die in den Aussern-Rhoden abgehörten Zeugen gänzlich widerlegten Verbrechen hinzu, und rechnete Sutern auch dieses zum Hochverrath an, daß er über das erste gegen ihn gefällte Urtheil geschmähet, daß er alle hohe Stände der dreyzehn Orte um Hülfe angesprochen, und sich sogar an den Kaiserlichen Hof gewandt habe.

Es giebt freylich in dem aufgeklärten, und gesitteten Europa noch immer Staaten, wo durch die Nachlässigkeit, oder Parteylichkeit von Richtern Unschuldige ihres Vermögens, oder gar ihres Lebens, und ihrer Ehre beraubt werden; allein man wird schwerlich außer Appenzell, und einigen andern demokratischen Cantonen in der Schweiz irgend ein anderes Land finden, in welchem die Richter in einer einzigen Sache so viele Sünden der Eigenmacht, der Ungerechtigkeit, und Grausamkeit auf einander gehäuft hätten, als in dem Processe gegen Sutern begangen wurden. Eigenmächtig und gesetzwidrig war die erste Entsetzung von Sutern: höchst ungerecht war das erste sowohl, als das zweyte Urtheil gegen den Verfolgten, und die Bestrafung der Männer, die sich seiner auf die rechtmäßigste Art annahmen: unmenschlich endlich war das Verfahren gegen die Frau, und die Mittel, deren man sich bediente, um des Verurtheilten habhaft zu werden.

Chur, am 4. Aug.

Wir sind heute so früh in Chur angekommen, daß ich noch Zeit genug zu haben glaube, um Ihnen eine kurze Beschreibung vom Pfeffers-Bade, und von unserer Reise hieher geben zu können.

Ich würde es kaum für möglich halten, selbst für Verbrecher, die man von aller menschlichen Gesellschaft absondern wollte, eine gräßlichere, und Schwermuth und Angst in höherem Grade einflößende Lage zu finden, als die des Pfeffers-Bades ist, wenn ich nicht wüßte, daß der ehemalige Aufenthalt der Brunnengäste noch unendlich scheuslicher war. Der Platz, auf welchem man das jetzige Badehaus im Anfange dieses Jahrhunderts erbaut hat, ist eine kleine von hohen Felsen und Bergen umgebene Fläche, die man durch das Sprengen vom Felsen, und durch das Abtragen eines Theils derjenigen Bergwand gewonnen hat, an welcher man zum Bade hinabsteigt. Die eine längere Seite des Gebäudes schwebt über dem tiefen Bette der Tamina, die mit einer solchen Gewalt fortrauscht, daß man alle Augenblicke besonders in den Zimmern an der Erde glaubt, die heftigsten Donnerschläge, oder das Geprassel einstürzender Felswände zu hören. Eben diese Seite berührt fast die südöstliche mehrere hundert Schuh hohe Felswand, die sich unmittelbar aus dem Bett der Tamina emporhebt, und von welcher häufig Felsmassen herabfallen. Noch in der vorletzten Nacht stürzte von dem obersten Rande derselben ein so ungeheures Stück

in die Tamina, daß ſelbſt der Felſengrund, auf welchem das Badehaus ſteht, davon erbebte, und alle Badegäſte durch die Erſchütterung, wie durch den Stoß eines Erdbebens aufgeſchreckt wurden. Die eine ſchmale ſüdliche Seite iſt gegen den engen und tiefen Schlund gekehrt, aus welchem die Tamina zwiſchen ſenkrechten, und nach oben zu faſt zuſammenſtoßenden Felswänden herausdringt. Die zweyte ſchmale der jetzt erwähnten entgegengeſetzten Seite blickt dem Laufe der Tamina nach, die aber durch die ſich krümmenden, und ſchon hier nahe zuſammenrückenden Gebirgsketten dem Auge bald entzogen wird. Am wenigſten furchtbar iſt die Ausſicht aus den Fenſtern der nordweſtlichen längern Seite des Badehauſes. Man ſieht zwar auch hier unmittelbar auf ein ſteiles und hohes Gebirge; allein dies Gebirge iſt doch mit Bäumen, und grünendem Gebüſche bewachſen, und hier zeigt ſich auch, aber auch hier nur allein die Möglichkeit, wie man aus der tiefen Kluft, in welche das Badehaus hinabgeſenkt iſt, wieder herauskommen kann.

So ſchauderhaft die Lage des jetzigen Badehauſes iſt, ſo iſt ſie doch noch heiter und entzückend gegen die Lage der ehemaligen Badehütten, in welchen die kranken Curgäſte in den letzten Jahrhunderten wohnen mußten. Dieſe Hütten, deren drey, oder vier geweſen ſeyn ſollen, waren, Gott weiß wie? nahe an der Quelle über dem fürchterlichen Abgrunde angelegt, aus welchem die Tamina herauskommt, der von Himmelhohen Felswänden ewig überſchattet

wird, und in welchen ich unten hinein zu schauen nicht das Herz gehabt habe. In diese Hütten konnte die Sonne selbst im höchsten Sommer nur eine Stunde lang um die Mittagszeit eindringen. Auch war kein anderes Mittel, in die Kluft, wo die Hütten standen, hinabzukommen, als daß man sich an Seilen hinunterließ, und wenn dieses gleich ohne Unfall geschah, so war man doch in beständiger Gefahr, durch abgelöste Felsstücke zerschmettert zu werden. Jetzo wird das Quellwasser in das Badehaus durch hölzerne Röhren geleitet, die man in jedem Herbst wegnimmt, und in jedem Sommer wieder bis an die Quelle hinlegen muß. Neben diesen Röhren läuft eine schmale Brücke her, unstreitig die scheuslichste, und gefahrvollste unsers ganzen Erdtheils. Der Anfang derselben ist durch eine Thüre verschlossen, damit nicht unvorsichtige Personen sich ohne Führer hinaufwagen sollen. Diese Brücke, wenn sie anders diesen Namen verdient, besteht aus einer Reihe von Brettern, die auf hervorragenden in die Felsenwand getriebenen eisernen Stangen liegen, und zwanzig und mehrere Fuß über das mit großen und spitzigen Felsstücken angefüllte Bett der Tamina erhaben sind. Die Bretter sind so schmal, daß man manchmal nicht beide Füße neben einander stellen könnte, und so gebrechlich, daß nie zwo Personen zugleich auf ein Brett treten dürfen. Noch vor vier Wochen brach ein Brett mit einem Frauenzimmer von Zürch ein, das nur mit genauer Noth von ihrem Nachfolger, einem angesehenen Mann aus der Schweiz, der mir diesen

Unfall ſelbſt erzählte, ergriffen, und von dem tödtlichen Sturz in die Tamina, über welcher ſie hing, gerettet wurde. Dies Frauenzimmer war, wie man ſagte, ſeit fünf und zwanzig Jahren die erſte ihres Geſchlechts, die Neugierde und Muth genug hatte, den gefährlichen Gang nach der Quelle zu wandeln, den nur wenige Männer betreten, und von welchem alle, die ihn gemacht haben, mit dem höchſten Entſetzen reden. Grauen und Gefahr entſtehen nicht bloß aus der geringen Breite, und aus der Gebrechlichkeit der ſchwankenden Bretter, unter welchen die von den Felswänden zuſammengezwängte Tamina in dunkler Tiefe wegbrüllt; ſondern beide werden dadurch noch vermehrt, daß die Bretter an manchen Stellen durch kleine von oben herabfallende Bäche ſchlüpfrig gemacht werden, und daß hin und wieder aus der Felswand, an welcher man fortgeht, Höcker hervorſtechen, unter welchen man durchkriechen, oder um welche man nach der Seite des Abgrundes hin ſich herumwinden muß. Alle dieſe Schreckniſſe waren nicht hinreichend, unſere beiden jungen Freunde von dem Vorſatze, die Quelle zu beſuchen, abzubringen. Ungeachtet Spittler und ich wußten, daß ſie beide weder ſchwindlich, noch unvorſichtig ſeyen; ſo ſtanden wir doch während ihrer Abweſenheit eine unſägliche Angſt aus. Beide waren nach ihrer Rückkehr durchgenäßt, und beide verſicherten uns, daß ſie ſich die Gefahren des Weges lange nicht ſo groß vorgeſtellt, als ſie dieſelben gefunden hätten.

Wenn man die enge, und unzugängliche Kluft

ſieht, worin die Pfeffers-Quelle verborgen iſt; ſo kommt es einem unbegreiflich vor, wie man dieſe Quelle jemals habe entdecken können; und dieſes Räthſel wird auch ganz allein durch folgende wahrſcheinliche Ueberlieferung aufgelöſt. Eine alte Sage erzählt nämlich, daß ein Gemsjäger einſtens ein Stück Wild bis an die Kluft verfolgt habe, wodurch die öſtliche Felswand, aus welcher die heiße Quelle hervorſprudelt, von der gegenüberſtehenden getrennt wird. Als der Jäger an dem Rande des Abgrundes, über welchen das Wild ſich gerettet hatte, ſeiner Beute nachſpürte, entdeckte er einen ſtarken und fortdauernden Dampf, der aus der Tiefe herauf ſtieg. Dieſer Dampf machte ihn aufmerkſam, und wurde die Veranlaſſung, daß er ſich mit Hülfe einiger Bekannten in die Felſenkluft hinabließ, wo dann die wohlthätige Quelle entdeckt wurde. Das Quellwaſſer ſammelt ſich in der Felswand in einem tiefen und geräumigen Becken, welches ſich das auflöſende Waſſer aller Wahrſcheinlichkeit nach allmählich ausgehöhlt hat, indem es nach allen Seiten hin fortnagte, und noch immer fortnagt. Wenigſtens behauptet man, daß die Oeffnung, aus welcher das Waſſer hervordringt, noch bey Menſchendenken vierzig Fuß höher in der Felswand, und über dem Bett der Tamina geweſen ſey, als jetzo; und man befürchtet daher, daß der Ausfluß der immer ſich tiefer ſenkenden Quelle bis zur Tamina und vielleicht noch tiefer, als das Bett der Tamina hinabfallen werde.

Die Lage des Badehauſes widerſetzt ſich vielen Anſtalten, die man in allen berühmten Teutſchen Bädern und Geſundbrunnen zum Vergnügen und zur Geſundheit der Gäſte gemacht hat. Bequeme, abwechſelnde, und beſchattende Spatziergänge ſind in der Kluft, in welcher das Badehaus liegt, durchaus unmöglich, und man glaubt ſchon viel gethan zu haben, und hat auch wirklich viel gethan, daß man an der nördlichen Gebirgſeite einige Gänge ausgehauen, und geebnet, und einige Ruheplätze für die durch das Steigen ermüdeten Spatziergänger angelegt hat. Selbſt dieſe wenigen Gänge aber ſind ſo ſteil, daß ſchwache, und an der Bruſt leidende Perſonen ſie ſchwerlich erklimmen können, und dieſe ſind daher während der ganzen Curzeit auf den Brunnenſaal, oder auf die Gänge des Badehauſes eingeſchränkt. Gerade deßwegen aber, weil die Brunnen-Gäſte auf eine heitere und offene Wohnung, auf ſchöne und mannigfaltige Ausſichten, und auf bequeme Spatziergänge Verzicht thun müſſen, gerade deßwegen ſollten Gänge und Säle, Zimmer und Möblen, Bäder, Speiſen, und Wein ſo gut, als möglich ſeyn. Allein es fehlt viel daran, daß alle dieſe Stücke ſo beſchaffen wären, daß auch ein genügſamer Brunnengaſt ſich damit befriedigen könnte. Der Brunnenſaal, in welchem Morgens das Waſſer getrunken wird, ſieht eher einem tiefen Keller, oder einem unterirdiſchen Kerker, als einem Verſammlungsorte in einem berühmten Bade ähnlich. Wenn die Geſellſchaft nur etwas zahlreicher wird, als ſie in dieſem

Jahre war; so müssen die Auf- und Niedergehenden sich nothwendig auf eine mühselige Art neben einander wegdrängen. Der große Gang, der gleich beym Eintritt in das Badehaus vor allen Zimmern an der Erde wegläuft, und aus welchem man durch viele Stufen in den Brunnensaal hinabsteigt, ist finster, und einer beständigen Zugluft ausgesetzt. Auch die großen Zimmer sind düster, und mit einem widerlichen Dufte angefüllt, dergleichen feuchten, und lange verschlossenen Zimmern eigen zu seyn pflegt. Mit eben diesem unangenehmen, und gewiß schädlichen Geruche waren auch die Betten, und die Wäsche durchdrungen, die man uns gab. In den Zimmern, die ich gesehen habe, fand sich keine von den Bequemlichkeiten und Verzierungen, an welche in Teutschland alle Personen, die nicht zum Pöbel gehören, wie an Nothwendigkeiten des Lebens gewöhnt sind, und es kann gar nicht fehlen, daß nicht die mancherley Entbehrungen, wozu man in Pfeffers gezwungen wird, die Zufriedenheit vieler Badegäste stört, und eben dadurch die guten Wirkungen der Cur vermindert. Der Wein, den man uns vorsetzte, sowohl der weiße, als der rothe, war so sauer, daß wir ihn für verdorben hielten; doch soll in den Weinbergen, die nicht weit vom Kloster gegen Osten liegen, ein Wein wachsen, den man mit dem Burgunder vergleicht. Das Essen läßt sich zwar nach einer Mahlzeit nicht beurtheilen; allein es schien doch weit unter der Tafel zu seyn, die man in den besten Wirthshäusern der Schweiz antrifft. An der Tafel im Pfeffers.

Bade herrſcht eine Rangordnung, oder ein Geſetz der Anciennete', das ich ſonſt nirgends gefunden habe, und das ich auf keine Art billigen kann. Alle Brunnengäſte ſitzen nach der Ordnung, in welcher ſie gekommen ſind; die älteſten oben, und die jüngſten unten. Denen, die oben ſitzen, werden alle Schüſſeln zuerſt vorgeſetzt, und ſie können alſo nehmen, und wählen, ſo viel, und welche Stücke ſie wollen. Eine Folge davon iſt dieſe, daß für die zu unterſt ſitzenden Tiſchgenoſſen entweder gar nichts, oder nicht viel genießbares übrig bleibt. Dies widerfuhr auch mir und einem meiner Freunde; und da wir in Gefahr waren, Hunger zu leiden, ſo drangen wir darauf, daß wenigſtens der Braten vor uns hingeſtellt werde. Wir würden aber lieber hungrig aufgeſtanden ſeyn, als dieſe Forderung gemacht haben, wenn wir von der Tiſchſitte im Pfeffers-Bade unterrichtet geweſen wären.

Weil ich einmal im Pfeffers-Bade war, ſo nahm ich mir vor, zu baden, und man bereitete mir das beſte Bad, das, wenn ich nicht irre, das Herren- oder Fürſtenbad heißt. Allein als die Thüre des Badezimmers geöffnet wurde: ſo fand ich es mit ſo heißen und beklemmenden Dünſten angefüllt, daß ich zu erſticken fürchtete, wenn ich nur einige Minuten darin bleiben ſollte. Ich wagte mich alſo nicht hinein, ungeachtet man mir verſicherte, daß die Beklemmung, die man beym erſten Eintritt empfinde, ſich bald nachher im Bade ſelbſt verliere.

Wohnung und Bewirthung ſind im Pfeffers-Bade nicht theuer, ungeachtet alles, was man braucht, mit großer Mühe, und Koſten hinabgebracht werden muß. Den Wein läßt man vermittelſt einer Winde an der hohen und ſteilen Felswand herunter, gegen welche die eine Seite des Badehauſes gekehrt iſt. Die Einkünfte des Bades, und beſonders der Verkauf des Weins machen einen Hauptzweig der Einnahme des Cloſters aus, das ſonſt wenig, oder gar kein baares Geld erhalten würde. Es iſt, wie ich höre, ſchon mehrmal die Rede davon geweſen, daß alle Stände der Eidgenoſſenſchaft das Pfeffers-Bad kaufen wollten, um für die Geſundheit und Bequemlichkeit der Brunnengäſte beſſere Einrichtungen zu machen, als bisher da waren. Dieſer Gedanke iſt einer von den Entwürfen, von welchen zu wünſchen iſt, daß ſie nicht bloße Entwürfe bleiben. Es liegt allen Cantonen daran, daß ihre Kranke, die in dem mit Recht berühmten Pfeffers-Bade Hülfe ſuchen, ihre Cur mit den geringſten Beſchwerden machen mögen. Wenn es möglich wäre, woran ich kaum zweifle, daß das Brunnenwaſſer durch ein Druckwerk bis an den Rand der öſtlichen Bergwand gehoben werden könnte; ſo würde das Badehaus eine offnere und angenehmere Lage, als bisher erhalten, und man würde ſelbſt ſchöne Spatziergänge anlegen können.

Wir verließen heute Morgen das Pfeffers-Bad um ſieben Uhr, weil man bis Chur nur fünf Stunden rechnet. Auf dem erſten Brückchen ſieht man in die gräuliche Kluft hinab, wo die Quelle entſpringt.

Der Fußsteig an dem Berge hinauf, auf welchem das Closter liegt, ist viel steiler, als der entgegengesetzte; aber auch, wenigstens beym Hinaufsteigen, ganz gefahrlos, weil die Stuffen entweder mit Steinen, oder mit Hölzern befestigt, und an der Seite des Abgrundes Geländer angebracht sind. Das Herabsteigen hingegen muß viel schreckhafter und bedenklicher seyn, weil man alsdann die Tiefe stets vor Augen hat, und sehr leicht mit den Schuhen an den Steinen oder Hölzern der Stuffen, die oft weit von einander abstehen, hängen bleiben, und straucheln kann. Bevor man die Höhe erreicht, wo die Winde steht, erblickt man noch einigemal das Badehaus, das nicht viel größer, als eine mäßige Hütte erscheint. Von der Winde an läuft der Weg beständig in einer geringen Entfernung von der abgeschnittenen Felswand fort, die man, wenn man von Ragatz nach Pfeffers geht, zur Linken hat. Nichtsdestoweniger ist der Weg bis zum Closter eben so bequem und schattig, oder noch beschatteter, als der, welcher von Valenz bis zum Bade führt. Der Verwalter, den das Closter während der Curzeit im Pfeffers-Bade bestellt, hatte uns ein Empfehlungs-Schreiben an einen Geistlichen im Closter mitgegeben, den wir aber so wenig, als den Fürsten antrafen. Wir wurden dessen ungeachtet sehr höflich aufgenommen, und allenthalben herumgeführt. Die zum Closter gehörigen Gebäude sind sehr weitläuftig; man entdeckt es aber im Speisesaale, wie in der Kirche, und im Garten, daß das Stift nicht

mehr so reich ist, als es vormals war. Dem Closter gegenüber sieht man zween Wasserfälle, die in andern Ländern als Wunder der Natur besungen würden, aber in der Schweiz kaum bemerkt werden. Alle Berge und Oerter, die um das Closter herum liegen, und viele andere in der Grafschaft Sargans haben noch immer Lateinische, oder auch die alten Rhätischen Namen, ungeachtet Teutsches Blut, und Teutsche Sprache schon viele Jahrhunderte durch in diesen Gegenden, und tief in Bündten hinein herrschend geworden sind. Die teutschredenden Einwohner in allen den Thälern, welche der Rhein von seinem Ursprunge an bis an seinen Ausfluß in den Boden-See durchfließt, sind wahrscheinlich ein Gemische von Allemannen, Gothen, Longobarden, und andern Teutschen Völkern, die durch die Rhätischen und Penninischen Alpen in Italien einbrachen, und zum Theil wieder aus ihren Eroberungen vertrieben wurden; und dies Gemische so vieler Teutschen Völker hat sich wahrscheinlich wieder mit den Ueberbleibseln der alten Rhätier von Tuscischer Abkunft vermengt, die durch die einwandernden Eroberer nicht aufgerieben wurden. Einer solchen Vermischung mit unteutschem Blute schreibe ich es zu, daß die gemeinen Bündtner bey einem gleichen, oder ähnlichen Wohlstande viel weniger reinlich, als die Teutschen sind. An dem Mons Lunæ nahe bey dem Closter Pfeffers gibt es Bergbewohner, die im Winter ihr Vieh unter dem Schnee zur Tränke führen müssen; und dem Closter gegenüber an der andern Sei-

te des Rheins liegt am Abhange eines hohen Berges ein Dorf, das oft ein ganzes Viertel-Jahr eingeschneyt ist, so daß die Einwohner nicht in das Thal herabkommen, und die Thalleute auch nicht zu ihnen hinaufsteigen können. Im Winter, und besonders im Frühling vergeht fast kein Tag, wo man nicht den Donner, oder die betäubenden Schläge der von den benachbarten Bergen herabrollenden Lauinen hörte.

Wenn man aus dem Walde herauskommt, der den obern Abhang des Berges deckt, auf welchem das Closter steht; so wird man durch die Schönheit des Thals, das man vor sich sieht, durch die Fruchtbarkeit der Wiesen, durch den Anblick von Weinbergen, und besonders durch die zahllose Menge von Obstbäumen überrascht, womit Wege und Wiesen besetzt sind. Um desto öder ist die Fläche zwischen den beiden Rheinbrücken; denn diese ist entweder mit nacktem Gries und umhergeworfenen Steinen überschüttet, oder mit dünnen und niedrigen Gesträuchen bewachsen. Wenn der Boden des Zwischenraums zwischen den beiden Brücken auch besser wäre, als er wirklich ist; so würde es sich doch wahrscheinlich nicht der Mühe verlohnen, ihn anzubauen, weil man kein Jahr sicher wäre, daß nicht die Werke und Früchte des Fleißes durch die Ueberschwemmungen des unwiderstehlichen Rheins zerstört würden. Der Eintritt in Graubündten erregt die angenehmsten Empfindungen, indem die Landschaft bis Zizers derjenigen vollkommen gleich ist, die man vor der ersten Rheinbrücke bewundert hat. Zi-

zers iſt ein groſser und ſchön gebauter Flecken, dergleichen wir nach den gemeinen Begriffen, die man vom Graubündten hat, in dieſem Lande gar nicht erwartet hatten. Auch wurden wir in dem Wirthshauſe über alle unſere Hoffnung, und dabey ſehr billig bedient. Beym Mittagseſſen hatten wir das Glück, den muthigen Grafen von Salis, der Hanickeln und ſeine Spieſsgeſellen mit ſo vieler Entſchloſſenheit gefangen nahm, im Jagdhabit vorübergehen zu ſehen. Hinter Zizers ſind noch manche Stellen, die in Rückſicht auf Fruchtbarkeit, und Anbau dem Gelände vor dieſem Flecken nichts nachgeben; allein im Ganzen genommen iſt der Strich zwiſchen Zizers und Chur weniger ergiebig und cultivirt, als der vorhergehende. Man findet ſehr häufig nicht bloſs das Land zwiſchen dem Wege und dem Rhein, ſondern auch die Zwiſchenräume zwiſchen dem Wege und Gebirge mit dem wilden Gebüſche bewachſen, das die Natur allenthalben in der Schweiz, wie in Teutſchland an ſolchen Stellen hervorbringt, die oft mit unfruchtbarem Kies bedeckt werden. Weil ich dies charakteriſtiſche Geſträuch, wenn ich ſo reden darf, in manchen Gegenden wahrnahm, bis zu welchen ich unmöglich glauben konnte, daſs der Rhein jemals hinaufgeſtiegen ſey; ſo wuſste ich nicht, wie ich die Entſtehung deſſelben erklären ſollte, bis wir bald an mehrere Stellen kamen, über welche reiſsende Bergwaſſer von der nahen Gebirgskette ſich vor kurzem hergewälzt, und ihren verwüſtenden Lauf bis an den Rhein ſowohl durch tiefe ausgewühlte Löcher, als durch Ellen hohe Lager

von Schutt bezeichnet hatten. Die Stellen, an welchen solche Bergwasser häufig herabkommen, werden in der Schweiz Rüvinen, oder Rüffenen genannt, und solcher soll es bis Chur dreyzehn geben. Diese Rüffenen machen die Unterhaltung der Chaussee ausserordentlich kostbar, indem man jährlich an mehreren Plätzen die ausgerissenen Wege gleichsam von Grund aus wieder aufbauen muß. Wenn ich anders recht beobachtet habe; so waren die Berge in solchen Gegenden, die den Waldwassern am meisten ausgesetzt sind, viel steiler und unbekleideter, als anderswo. Unter dem Schutt, den die Rüffenen niedergesetzt hatten, fand ich keine Spur von harten, sondern bloß Bruchstücke von Kalkartigen Steinen.

Am 5. Aug.

Chur ist eine kleine, schmutzige, schlecht gepflasterte, und schlecht gebaute Stadt, wenn man die Wohnungen der verschiedenen Zweige der großen Salischen Familie ausnimmt. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 2500 Seelen geschätzt. Der Boden, auf welchem sie steht, ist sehr ungleich; indem sie am Fuße der von allen Seiten über die Stadt herüberblickenden Berge erbaut ist. Man mag in der Stadt gehen, oder sich hinstellen, wo man will; so hat man immer nahe Berge vor sich, unter welchen der Calanda-Berg, der Chur vom Pfeffers-Bade scheidet, der höchste ist. Man braucht sieben gute Stunden, um hinaufzusteigen, und seine Spitze ist den größten Theil des Jahrs durch mit Schnee be-

deckt. Heute war das Haupt des Calanda viel weiſſer, als geſtern, weil es ſelbſt im hohen Sommer oben zu ſchneyen pflegt, wann im Thale Regen fallen. Dieſer Höhe, und der damit verbundenen Kälte ungeachtet hat dieſer gewaltige Berg bis an ſeinen Gipfel die ſchönſten Alpen für Kühe und Ziegen, welche letztern allein an den ſteilen und kahlen Wänden, und ſcharfen Nadeln, in welche er ausläuft, mit Sicherheit weiden können. Alle dieſe Alpen ſind Gemein-Alpen, auf welche ein jeder rechtmäßiger Theilnehmer ſo viel Vieh treiben kann, als er will. Wenn dieſe Erlaubniß ſo unbedingt iſt, als man uns geſagt hat, oder als ich es wenigſtens verſtanden habe; ſo kann ſie es bloß deswegen ſeyn, weil man weiß, daß die Alpen hinreichen, alles das Vieh im Sommer zu ernähren, was man den Winter über mit dem in den Thälern geſammelten Heu durchfuttern kann.

Chur mußte von den älteſten Zeiten her wegen der Stelle, wo es erbaut iſt, eine wichtige Niederlage, oder wenigſtens ein wichtiger Paß für den Handel zwiſchen Italien, Teutſchland und der Schweitz ſeyn. Viele Einwohner der Stadt übernehmen Frachtfuhren, oder unterhalten Saumpferde, mit welchen letztern man allein über die ſteilen und hohen Berge kommen kann, wodurch Graubündten von Italien, und den Italiäniſchen Vogteyen getrennt iſt. Wenn man das Engadin, und zum Theil das Prettigäu ausnimmt; ſo kann man ſagen, daß in Graubündten, und den dazu gehörigen Ländern bis jetzo noch wenig, oder gar keine Induſtrie ſey. Im Enga-

din, das von der Natur weniger, als irgend ein anderer Theil von Graubündten begünstigt seyn soll, finden sich die schönsten und reinlichsten Dörfer, welches um destomehr zu verwundern ist, da die Einwohner nicht Teutschen Ursprungs sind. Weil ihr Vaterland ihnen nicht einmal das Nothwendige geben würde; so verlassen die Engadiner den Sommer über meistens ihre Heimath, und ziehen in nahen nnd fernen Gegenden ihrem kleinem Handel, oder Gewerben nach. Der Vater des Herrn Daniel von Salis, den wir kennen zu lernen das Vergnügen hatten, führte vor etwa zwanzig Jahren unter seine Mitbürger die Baumwollen-Spinnerey ein, die jetzo am stärksten im Prettigäu getrieben wird. Das gesponnene Garn wird größtentheils an Fremde verkauft; denn in Chur sind nur zwo nicht sehr weitläuftige Fabriken von baumwollenen Zeugen, die von Mitgliedern der Salischen Familie angefangen worden sind, und noch fortgesetzt werden. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Vieh, Butter, Käse, und Wein, welcher letztere vorzüglich nach Glaris gebracht, oder abgeholt wird. Seit einem Jahre aber haben die Glarner weniger, als sonst gebraucht, weil man auch dort klagt, daß das Geld selten, und der Erwerb durch Fabriken nicht mehr so ergiebig und sicher, als vormahls sey. In Graubündten giebt es einige sehr reiche edle Geschlechter, allein im Ganzen genommen ist der Adel, und der Bürger in Chur viel weniger reich, als der Bauer wohlhabend ist. Man findet in Graubündten Bauern, die funfzigtausend Gulden,

und darüber im Vermögen haben. Am schlimmsten ist, wie es scheint, der Lehrstand beschieden. Viele Geistliche haben jährlich nur 100 Thlr. einige 150 bis 200 Thlr. und keiner mehr, als dreyhundert Thaler Einkünfte. Wenn nicht viele Söhne aus den reichen und großen Familien auswärtige Schulen besuchten, oder sich durch Reisen bildeten; so würde bey den geringen Besoldungen der Lehrer des Volks, und der Jugend die Aufklärung in Graubündten noch weniger verbreitet seyn, als sie wirklich ist. Wir waren so glücklich, den Herrn Minister von Salis anzutreffen, der ein eben so eifriger Freund und Forscher der vaterländischen Natur ist, als er vormahls Beförderer der Jugendbildung war. Er macht noch jährlich eine, oder mehrere Bergreisen, und wagt sich auf Höhen und auf schmale Pfade an Abgründen, vor denen uns bey der bloßen Erzählung schauderte. Wir sahen bey diesem verdienstvollen Patrioten mehrere merkwürdige Naturalien, die er selbst gesammelt hatte; unter anderm Proben von Marmor, der an dem Gipfel des Bernina gebrochen war. Bey der großen Kenntniß der Natur, und besonders der Natur in der gebirgigen Schweiz, die dem Herrn Minister eigen ist, wunderten wir uns, daß er den Crispalt, auf welchem man gewöhnlich die Quelle des Vorder-Rheins sucht, und den Tödi-Berg in Glaris für die höchsten Berge in der Schweiz erklärte, und daß er es mit Pini als etwas Unterscheidendes an den aus Granit bestehenden Hochgebirgen ansah,

daß ihre Häupter und Seiten abgerundet, oder abgestumpft seyen.

Ungeachtet die Verfassung in Graubündten ganz demokratisch ist; so ist doch die Ungleichheit der Geburt, des Vermögens, der Kenntnisse, und Verdienste unter den Mitgliedern dieser Republik so groß, daß nothwendig aus dem Schooße der Demokratie selbst eine Art von Aristokratie entstehen muß. Je älter und reicher ein edles Geschlecht ist, und je mehrere aufgeklärte und rechtschaffene Mitglieder es besitzt; desto zahlreicher sind seine Clienten, und desto größer sein Ansehen und Einfluß. Aus eben den Ursachen, aus welchen vormals die Römischen Patroni ihre Clientes hatten, aus eben den Ursachen schließen sich einzelne Landleute, und ganze Gemeinden an irgend eine mächtige Familie, oder edeln Bürger an, und befördern die Absichten ihrer Wohlthäter, von welchen sie in der Noth Unterstützung, und in Rechtshändeln Beystand, oder Rath erhalten. Zwar ist das Ansehen auch der ersten Familien, und der vornehmsten Männer nicht so groß, daß sie heilsame Entwürfe durchsetzen könnten, die wider die Vorurtheile, oder das Interesse des gemeinen Mannes laufen, und noch vor wenigen Jahren fehlte nicht viel daran, daß einer von Salis für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden wäre, weil er den Vorschlag that, daß man dem Kaiserlichen Hofe erlauben möchte, eine große Straße durch das Veltlin zu bauen, oder wie andre sagen, daß man dem Kaiser das Veltlin gegen eine Summe verkaufen möchte,

deren Zinsen dem Lande viel mehr, als die Einkünfte aller unterwürfigen Vogteyen eingebracht hätten. Auch können die Vornehmen nicht hindern, daß die Volksversammlungen manchmal eben so unruhig, als in den übrigen demokratischen Schweizer-Staaten werden, und daß die verschiedenen Parteyen ihre Günstlinge mit den geräuschvollsten Bemühungen, und bisweilen mit offenbarer Gewalt zu den zu vergebenden Würden zu erheben suchen; allein man kann es, glaube ich, mit Recht dem Einflusse mächtiger und aufgeklärter Patrioten zuschreiben, daß in Chur, und in Graubündten überhaupt manche nützliche Einrichtungen gemacht worden sind, an die man in andern ähnlichen Verfassungen noch nicht einmal gedacht hat. Man kann es nicht genug loben, daß in Chur die Taxe für Säumer, sowohl für die Pferde, als für die Treiber, oder Führer auf das genauste bestimmt ist; und der Reisende und Kaufmann ist daher in dieser Stadt nicht, wie anderswo, den Erpressungen der Säumer ausgesetzt. Noch rühmlicher sind die Bemühungen einer Gesellschaft von Patrioten, die im letzten Jahre eine Summe von vierhundert neuen Louisdor zusammenbrachten, nicht um gefährliche Landstreicher herbeyzulocken, oder um arbeitsfähige Müßiggänger zu futtern, sondern vorzüglich, um Armen, die gerne arbeiten wollten, aber keine Arbeit finden konnten, einen ehrlichen Erwerb zu verschaffen. Wahrscheinlich hat Graubündten es dem Rathe ähnlicher Vaterlands-Freunde zu verdanken, daß die Zölle, deren Ertrag den vornehmsten Zweig der öffentli-

chen Einkünfte ausmacht, nicht mehr, wie vormals, verwaltet, ſondern von Zeit zu Zeit an den Meiſtbietenden verpachtet werden. Seitdem dieſes geſchehen iſt, hat man die Landesſchulden bezahlt, einen öffentlichen Schatz zu ſammeln angefangen, und iſt auch im Stande geweſen, durch ganz Graubündten, ſo weit es aus flachen Thälern beſteht, bequeme Chauſſeen zu bauen. Dieſe Chauſſeen haben die Durchfuhr nach Italien beträchtlich vermehrt, und die vermehrte Durchfuhr iſt wiederum eine Urſache der erhöhten Pacht der Zölle geworden, welche die Saliſche Familie übernommen hat. Endlich iſt es allem Vermuthen nach die Frucht der Vorſtellungen angeſehener, und einſichtsvoller Männer, daß man die Landvogteyen nicht immer an die Meiſtbietenden, ſondern ſehr oft für geringere Summen an Würdigere verkauft, und daß man dieſe Summen eben ſo häufig in den gemeinen Seckel legt, als unter die Wählenden austheilt. Noch vor kurzem hat man eine Landvogtey im Veltlin, für die man ſonſt 14000 fl. erhielt, und vielleicht auch diesmal erhalten hätte, abſichtlich um 9000 fl. an einen edeln Mann überlaſſen, dem man es zutraute, daß er die Unterthanen gerecht und billig behandeln werde. Die Spaltungen zwiſchen den großen Familien, die vormals ſo gefährliche Rotten, und Unruhen veranlaßten, haben, Dank ſey es der Aufklärung, und dem dadurch verbreiteten Geiſte des Friedens, in Graubündten gänzlich aufgehört.

Man redet jetzo in der übrigen Schweiz und vorzüglich in Graubündten sehr viel von den Unruhen im Veltlin, und von dem kühnen Schritte der Unterthanen dieser Landschaft, die sich nach Mayland gewandt, und den Kaiser als Herzog von Mayland, und als Schutzherrn der Grafschaft Veltlin, Worms und und Cleve um Fürsprache und Hülfe gegen die Bedrükungen angefleht haben, welche sie theils von den Gutsherren, uud theils von den Bündtnerischen Beamten erlitten zu haben vorgeben. Man sieht in Bündten diesen Schritt als durchaus unrechtmäßig an, und glaubt, daß die Veltliner, wenn sie gerechte Beschwerden gehabt hätten, sich an ihre Beherscherin, die Republik der drey Bünde hätten wenden müssen. Auch ist man überzeugt, daß der Kaiserliche Hof keine Befugniß habe, die Klagen der Bündtnerischen Unterthanen anzunehmen, oder sich in die Streitigkeiten der Republik mit ihren Unterthanen zu mischen. Allein nach dem Urtheil eines großen Rechtsgelehrten, welches zu erfahren ich das Glück gehabt habe, besitzen die Veltliner das vollkommenste Recht, den Schutz des Kaiserlichen Hofes anzuflehen, und der Kaiserliche Hof das vollkommenste Recht, sich der Veltliner anzunehmen. Als nämlich nach der großen Empörung im Jahre 1620 der Spanische Hof das Veltlin, und die beiden übrigen vorhergenannten Grafschaften an Graubündten wieder abtrat, so geschah dieses unter gewissen Bedingungen, die in zween Verträgen, dem sogenannten Capitulat, und der Capitulation zusammengefaßt wurden. Bei

de Verträge wurden im Jahre 1639 zu Mayland von den Bevollmächtigten beider Contrahenten, des Königs von Spanien, als damahligen Herzogs von Mayland, und der Republik Bündten beschworen, und im Jahre 1726 von den Gesandten eben dieses Freystaats, und Carls des sechsten wieder erneuert. Unter diesen beiden Verträgen bezieht sich die Capitulation fast ganz auf die politische und kirchliche Verfassung, die in den Grafschaften erhalten werden soll, und im achtzehnten Artikel dieser Capitulation heißt es: daß, wenn wegen der Grafschaften Streitigkeiten zwischen der Republik Bündten, und dem Herzoge von Mayland entstehen sollten, alsdann eine jede der streitenden Partheyen zween ehrliche Männer wählen, diese ihres Bürger- oder Unterthanen-Eides entlassen, und zur Beylegung der Zwistigkeiten nach Cleve schicken sollten. Würden diese Schiedsrichter sich nicht vereinigen können, oder sich in zwo gleiche Parteyen theilen; so solle alsdann unter denselben durchs Loos ein Obmann erwählt werden, der den Ausschlag zu geben das Recht habe. — Noch wichtiger ist der fünf und zwanzigste Artikel eben dieses Vertrages. Wenn, heißt es in diesem, die Bündtner der Capitulation nicht nachkämen, so solle es angesehen werden, als wenn sie an dem Bündniß gegen ihre Majestät ermangelt hätten. Nach diesen klaren Worten der Capitulation ist der Kaiser als Herzog von Mayland rechtmäßiger Schutzherr des Veltlins, und der beiden übrigen Grafschaften, kann mit Recht auf die Ex-

füllung der in den Verträgen gethanen Zusagen bringen, kann mit Recht in allen Fällen, wo den Unterthanen gewisse ihnen ausdrücklich ausbedungene und zugestandene Gerechtsame geschmälert werden, die Stelle der Unterdrückten vertreten, kann mit Recht eine schiedsrichterliche Entscheidung der daher entstehenden Streitigkeiten verlangen, und wenn ihm diese verweigert würde, das ihm als Contrahenten aus dem Vertrage zustehende Recht nach Gutbefinden verfolgen. Nicht weniger unläugbar aber ist es, daß der Kaiserliche Hof gar nicht befugt ist, sich in die Angelegenheiten der Bündtner, und ihrer Unterthanen zu mischen, wenn diese solche Punkte betreffen, die in der Capitulation nicht erwähnt, oder nicht mit ganz unzweydeutigen Worten erwähnt worden sind.

Graubündten steht unverdienter Weise in Teutschland, und selbst in der Schweiz in dem üblen Ruf, daß es wegen der häufigen Mörder und Räuber lange nicht so sicher, als die übrige Schweiz zu bereisen sey. Den genauesten Erkundigungen zu Folge kann ich versichern, daß nicht leicht in einem andern Lande weniger Mordthaten, und Räubereyen, als in Graubündten verübt werden. Wenn aber dergleichen Verbrechen vorfallen; so werden sie entweder von Banditen, die aus Italien hereinstreifen, oder von Bergamaskischen Hirten verübt, die ihre zahllosen Schaafheerden auf den Bündtnerischen Alpen weiden. Selbst im Veltlin hat der Reisende nichts zu fürchten, weil der Veltliner nur aus Rache,

aber faſt gar nicht aus Raubſucht mordet. Wahr iſt es unterdeſſen, daß in der Schweiz kein Land reicher an Vagabonden, als Graubündten iſt. Dieſe Vagabonden werden Zigeuner genannt, wenn ſie auch gleich aus ächtem Teutſchen, oder Schweizeriſchen Blut entſproſſen ſind. Solche Zigeuner ziehen in kleinern, oder größern Haufen bey hellem Tage im Lande umher, betteln und mauſen bey Tage, und wagen nächtliche, aber heimliche und unblutige Einbrüche, morden aber, und rauben auf öffentlicher Straße niemahls, weil ſie dadurch die Duldung verlieren würden, unter deren Schutz ſie im Lande umherſtreifen. Die Bauern vergreifen ſich an dieſem loſen Geſindel gewöhnlich nicht, entweder weil ſie Mitleiden mit ihnen haben, oder ſich vor ihrer Rache fürchten, oder ihnen auch die geſtohlnen Sachen abkaufen. Es ſoll daher in Graubündten gar nichts ſeltenes ſeyn, Haufen von Zigeunern entweder an der Landſtraße, oder in der Nachbarſchaft von Dörfern hingelagert, oder ſchmauſen und tanzen zu ſehen; und man verſichert uns ſogar, daß ſie häufig vorüberreiſende Säumer und Bauern zu ihren Schmäuſen einladen, und daß dieſe auch kein Bedenken tragen, an den luſtigen Gelagen der Landſtreicher Theil zu nehmen. Wenn die Einbrüche zu ſchnell auf einander folgen, ſo ſtellt man von Zeit zu Zeit eine Vagabonden-Jagd an, und haut einem, oder dem andern zum Schrecken der übrigen den Kopf ab, welches noch vor wenigen Wochen geſchehen war. Nach einem ſolchen ſchreckenden Beyſpiel entfernt ſich ein

Theil der Vagabonden in die benachbarten Länder, oder zieht sich auch in das sogenannte Oberland, das ist, in die hohen Bergthäler zurück, die gegen den Ursprung des Rheins hinauf laufen, und die wir morgen zu durchwandern anfangen wollen. In diesen Bergthälern muß es fast unmöglich seyn, der Gegend kundige Flüchtlinge zu haschen, weil sie nicht nur viele den Nachsetzenden unbekannte, oder unzugängliche Höhen, und Schlupfwinkel enthalten, sondern auch nach allen Seiten hin gegen Glaris, Uri, und Italien Ausgänge haben.

Ungeachtet in Graubündten viele Gemsjäger sind; so halten doch die vornehmen Liebhaber der Jagd gelernte Teutsche Jäger: auch sind die Tyrolischen Scharfschützen der Sage nach viel geschickter, als die Bündtnerischen Gemsjäger. Die Tyrolischen und Bündtnerischen Gemsjäger sind, wie die Walliserischen und Savoyschen, in dem Zustande eines beständigen Krieges, und auf den Gränzgebirgen fallen manche Gefechte vor, die keiner Obrigkeit bekannt, und von keiner Obrigkeit geahndet werden. Die Tyrolischen Jäger streifen viel häufiger in das Bündtnerische, als die Bündtnerischen in das Tyrolische hinein. Noch vor wenigen Jahren machte sich ein ungewöhnlich starker, behender, muthiger und geschickter Scharfschütze aus Tyrol in einem großen Theile von Bündten, und den angränzenden Landen furchtbar. Dieser herculische Jäger wagte sich bey hellem Tage, und ganz ungescheut in die Gebirge und Thäler des Prettigäu, und durchzog sogar die Berge und Wälder,

die der Abtey Pfeffers gehören. Ganze Haufen von Bauern, die ihn bemerkten, hatten nicht Herz genug, ihn anzugreifen, indem sie seine Stärke, seine fast nie fehlende Geschicklichkeit im Schießen, und die Trefflichkeit seiner gezogenen Doppelt-Flinte kannten. Weil er auf den Bergen des Closters Pfeffers, wie auf seinem Eigenthum jagte; so erklärte der Fürst den kühnen Räuber für vogelfrey, und setzte demjenigen, oder denjenigen eine große Belohnung aus, die ihn gefangen nehmen, und einliefern würden. Der Tyrolische Schütze ließ sich durch diesen Closterbann so wenig abschrecken, daß er vielmehr bey hellem Tage allein hinging, und die Bannschrift von dem Orte, wo sie angeschlagen war, mit eigner Hand abriß. Da der Fürst von Pfeffers seinen Gegner mit offenbarer Gewalt nicht überwinden konnte; so schloß er einen sichern Frieden mit demselben, und nahm ihn in seine Dienste. Es gefiel aber dem Tyroler nicht lange im Dienste des Closters, und er gieng wieder in sein Vaterland zurück.

Das Wetter ist schon diesen ganzen Nachmittag trübe, und stürmisch, und man fürchtet, daß wir einige regnichte Tage bekommen werden. Diese ungewisse Witterung hat uns endlich in dem Vorsatze bestätigt, den Rheinwald nicht zu besuchen: eine Reise, die uns drey Tage mehr wegnehmen würde, als wir zu unserer Bergreise überhaupt bestimmt haben. Wir geben aber die Besuchung der Gletscher des Hinter-Rheins nicht bloß deswegen auf, weil wir schlechtes Wetter fürchten, und nicht mehrere Tage über die

bestimmte Zeit ausbleiben können; sondern weil uns auch bange ist, daß ein Zusatz dreytägiger Beschwerlichkeiten zu denen die wir schon überstanden haben, und noch überstehen müssen, bevor wir nach Bern zurückkommen, unserer Gesundheit nachtheilig werden könnte.

Urseren, am 9. Aug.

Wir haben gestern unsere Bündtnerische Reise viel glücklicher, mit viel weniger Unannehmlichkeiten, als wir erwartet hatten, geendigt. Ich eile, um hier noch eine kurze Beschreibung davon machen zu können.

Wir brachen vorgestern um 6 Uhr in der Begleitung eines Bündtnerischen Führers auf, der alle unsere Sachen auf ein Saumroß gepackt hatte. Als wir ausgiengen, war der Himmel noch immer trübe, und die an den Bergen hängenden Wolken verkündigten nahen Regen, der uns auch wirklich einigemal, wiewohl nicht lange und heftig überfiel. Gegen Mittag klärte sich der Himmel auf, und dieser heitere Himmel umwölkte sich nie auf eine drohende Art wieder. Auch macht man uns Hoffnung, daß wir noch eine Zeitlang beständiges Wetter haben werden.

Die Reise durch den obern, oder grauen Bund, von der Vereinigung der beiden Rheine an bis an den Ursprung des Vorder-Rheins, und von da durch die Oberalp nach Urseren ist eine der interessantesten, die man in der gebirgigen Schweiz, so weit ich sie kenne, machen kann. Die Bergthäler, die man auf die

ſem Wege durchwandert, vereinigen alle große, und alle ſanftere Schönheiten der Natur in einem höhern Grade, als ich ſie bisher vereinigt gefunden habe. Man ſieht nicht blos, wie auf andern Bergreiſen, fruchtbare Wieſen und Alpen, einſame und dunkle Wälder, reißende Bergwaſſer, und ungeheure Abgründe, die ſie ausgehöhlt, oder noch ſchrecklichere Trümmer von Gebirgen und Felſen, die ſie herabgeſchwemmt haben: nicht blos abgeſchnittene Felswände, und kühne Waſſerfälle, oder prächtige Gletſcher und Schneeberge: ſondern man ſieht auch, was man auf ähnlichen Bergreiſen ſonſt nicht wahrnimmt, häufige Ruinen von Bergſchlöſſern, die man, glaube ich, weder in der Schweiz, noch in Teutſchland auf einem gleichen Raume in ſo großer Zahl antrifft: überraſchend ſchöne und angebaute Gründe, faſt aneinander hängende Pflanzungen von Obſtbäumen, und eben ſo häufige Getraidefelder. Die letztern laufen beynahe bis an den Urſprung des Vorder-Rheins hin, gewähren aber nie einen mehr bezaubernden Anblick, als wenn man ſie auf den Höhen, oder an ſteilen Abhängen von Bergen findet, die man aus der Tiefe kaum zugänglich, oder höchſtens Ziegenhirten und deren Heerden zugänglich geglaubt hätte. Durch dieſe Miſchung der wilden, und bezähmten oder verſchönerten Natur unterſcheiden ſich die Thäler, welche der Vorder-Rhein durchſtrömt, von der Gotthards-Straße eben ſo ſehr, als dieſe jene durch die Folge von kühnen Brücken, durch den furchtbaren Weg zwiſchen den Schöllenen, und

durch die betäubenden Wasserfälle der Reuß übertrifft, mit welchen die des Vorder-Rheins gar nicht zu vergleichen sind.

Der Weg zwischen Chur und Reichenau kann noch nicht als der Anfang der Bergreise durch den obern Bund angesehen werden. Gebirge und Thäler sind denen zwischen Zizers und Chur vollkommen ähnlich, und die Straße läuft auch fast so eben, als die Chaussee vor Chur fort. Am meisten unterscheidet sich diese Strecke durch zehn oder zwölf kegelförmige, und abgerundete Hügel, die in ungleichen Entfernungen einzeln da stehen, als wenn sie durch Menschenhände zusammengetragen wären. Besson glaubt, daß das ganze Thal vormals eben so hoch, als diese regelmäßigen Haufen von Steinen und Kies gewesen, und daß es durch reißende Ströme so tief, als es jetzo ist, ausgehöhlt worden sey, die noch übrigen Hügel ausgenommen, die von den Fluthen verschont worden. Wenn durch diese Thäler Gewässer jemals so hoch giengen, als die Hügel erhaben sind; so würde ich eher glauben, daß die Hügel zusammengeschwemmt worden, als daß sie Ueberbleibsel eines weit höhern ausgespülten Thales seyen. Die Erhöhungen aber mögen entstanden seyn, wie sie wollen; so ist es immer auffallend, daß sich dergleichen in den übrigen flachen Thälern nicht finden, durch welche die Ströme, die solche Haufen zusammenschwemmen, oder stehen lassen konnten, nothwendig ausfliessen mußten.

Mit gespannter Aufmerksamkeit näherte ich mich dem Platze, wo man den Zusammenfluß beider Rheine am besten übersehen kann, entweder weil mir diese Vereinigung auf eine gewisse Art der Ursprung des berühmten Flusses zu seyn schien, oder weil ich lebhafter, als vorher, fühlte, daß ich von seiner Quelle nicht mehr entfernt sey. Beide Arme des Rheins scheinen ungefähr gleich stark zu seyn, und um desto sonderbarer ist es, daß der gemeine Mann den Vorder-Rhein mehr für den wahren Rhein hält, als den Hinter-Rhein, ungeachtet dieser aus einer gröfsern Ferne, und von gröfsern, und berühmtern Gletschern herabkömmt, als der Vorder-Rhein. Nicht weniger seltsam kommt mir dieses vor, daß man zwey Gletscher-Wasser, die in so beträchtlichen Entfernungen von einander entspringen, mit demselbigen Namen belegt, und als Arme ein und eben desselbigen Stroms angesehen hat. Beym Zusammensturze werfen beide Rheine freylich schäumende Wellen, aber doch lange nicht so hohe, als ich geglaubt hatte. Viel gewaltiger sind die Strudel, welche der Vorder-Rhein kurz vorher bildet, ehe er sich mit dem Hinter-Rhein vereinigt. Er stürzt nämlich mit einem großen Theil seiner Gewässer gegen einen breiten und hervortretenden Felsstock, in welchen der Fuß des nächsten Gebirges ausgeht, und an welchem er noch viele Jahrhunderte zu nagen haben wird, bevor er ihn aus dem Wege räumt. Wir stiegen an die Ufer des Hinter-Rheins hinab, um sein Geschiebe zu untersuchen, das aus lauter kleinen abgerundeten, sowohl harten, als

welchen Steinen von allerley Art besteht. Ich steckte einige saubere Quarzstücke zu mir, um dadurch in der Folge das Andenken meiner Gegenwart an den Ufern des Hinter-Rheins zu erneuern.

Wenn ich die gräßliche Tiefe ausnehme, in welcher man eine Zeitlang den schäumenden Rhein fliessen hört; so entdeckt man selbst zwischen Reichenau und Trims keinen Gegenstand, der einen fühlen machte, daß man zwischen Hochgebirgen umher irre. Die silberhellen Bäche, die an den Bergen zur rechten Hand entspringen, fließen häufig über glänzende grüne Steine fort, die ich nach dem bloßen Anblick für Serpentine hielt, von welcher Steinart der Herr Minister von Salis uns sagte, daß ein großer Theil der Bündtnerischen Berge daraus bestehe. Schon zwischen Reichenau und Trims begegneten wir einigen Familien von sogenannten Zigeunern, die aber kein sehr furchtbares Ansehen hatten. In Trims, wo zuerst Romanisch geredet wird, erhielten wir ein leidliches Mittagessen.

Der Weg zwischen Trims und Flanz ist schon ungleich merkwürdiger, als der von Reichenau nach Trims. Nicht weit hinter diesem Orte steht in der Bergkette, an welcher man weggeht, ein senkrecht abgeschnittener Fels von einer so außerordentlichen Höhe, dergleichen ich in der ganzen Schweiz nicht gesehen habe. Man müßte in der That einen sehr starken Kopf haben, wenn man unter dieser Felswand stehen, und sie in ihrer ganzen Höhe betrachten könnte, ohne einen Ansatz von Schwindel zu em-

pfinden. Wenn ich dieſen felſigen Berg mit andern vergleiche, deren Höhe gemeſſen iſt; ſo ſcheint es mir faſt, als wenn ſeine ſenkrechte Wand wenigſtens zweyhundert Klafter hoch ſeyn müßte. Hinter dem Flecken Flims ſahe ich auf meiner jetzigen Reiſe zum erſtenmale mächtige Gletſcher, und ſolche Schneeberge, die nicht bloß an einigen Stellen, ſondern von ihren Gipfeln an nach allen Seiten tief herab mit Schnee bedeckt waren. In dem einen der beiden Schneeberge, die ſich hinter Flims erheben, iſt ein Loch, durch welches die Einwohner von Elm im Canton Glaris jährlich zweymal am dritten März und am St. Michaelis Tage die Sonne durchſcheinen ſehen. Die Oeffnung, welche die Natur durch den ganzen Felſen gemacht hat, ſoll ſo groß ſeyn, daß ein Haus bequem hineingeſetzt werden könnte. Die Einwohner von Flims, ſo nahe ſie auch den Gletſchern und Schneebergen wohnen, werden doch für die ſchönſten in ganz Graubündten gehalten; und man glaubt, daß ſie dieſe unterſcheidende Schönheit der Lage ihres Orts zu danken hätten, der den größten Theil des Tages durch von der Sonne beſchienen wird. Wenn man das waldige Gebirge überſtiegen hat, nach welchem die Gemeinen über und unter dem Walde abgetheilt werden; ſo kommt man an eine Ravine oder Bergſpalte, deren Tiefe vielleicht der Höhe der Felswand hinter Trims gleichkommt, und die gewiß von dem Bergwaſſer ausgeſpült worden iſt, das noch immer durch dieſen gräßlichen Schrund dem Rheine zugeleitet wird. Im Winter muß der Weg zwiſchen dieſem

Abgrunde, und dem nahen Gebirge sehr gefährlich seyn, weil mehrere Güsse oder Läger von Felsstücken, und abgebrochenen Baumstämmen, dergleichen die Lauinen zurücklassen, zeigten, daß häufige Lauinen von der Seite des Gebirges in die Tiefe des Abgrundes hinabstürzen. Das Thal, in welches man von dem Waldgebirge hinabkommt, und das sich bis nach Ilanz hinaufzieht, ist noch viel fruchtbarer, und angebauter, als das Haßli-Thal, und überrascht den Wanderer eben so angenehm, als dieses, weil man, ehe man es erreicht, eine Zeitlang in einer öden menschenleeren Gegend, und zwischen traurigen Tannen-Wäldern umherirrt. Dies schöne Thal, dem man den nicht schönen Namen der Grube gegeben hat, soll funfzehn Ortschaften enthalten, und bietet allenthalben eine liebliche Mischung von Feldern, Wiesen, und ländlichen Gärten dar. In den beiden Gebirgketten, womit das Thal eingeschlossen ist, sind viele Schneeberge, deren Namen wir aber von den Einwohnern nicht erfahren konnten. Die südliche Gebirgkette öffnet sich an mehrern Stellen, und gewährt einen Blick in lange und schmale Seitenthäler, die meistens von Schneebergen geschlossen werden. In Ilanz kehrten wir bey der verwittweten Ammännin ein, deren Haus durch seine Größe, durch die Breite, und Länge seiner Gänge und Zimmer, und selbst durch die zum Theil prächtigen Möblen eher einem alten Schlosse, als einem Gasthofe ähnlich sieht. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß manche Möblen aus einem, oder dem andern der alten Schlössern ab-

ſtammen, die auf den Bergen in der Nachbarſchaft von Ilanz zerſtreut liegen. Das Abendeſſen, die Betten, und das Frühſtück waren in Ilanz ſo beſchaffen, daß man auch außer Graubündten damit hätte zufrieden ſeyn können.

Die romantiſchſte und maleriſchſte Strecke des ganzen Weges durch den obern Bund iſt diejenige, die wir am Morgen, und Vormittage des ſiebenten Auguſts zwiſchen Ilanz und Trims zurücklegten. Weil die Brücke, die eine Stunde oberhalb Ilanz über den Rhein führt, vor kurzem weggeriſſen war; ſo mußten wir bis zur folgenden Brücke an der linken Seite des Rheins bleiben. Der unſerm Führer eben ſo wenig, als uns bekannte Fußſteig brachte uns auf den letzten Abhang des mit hohen Tannen dicht bewachſenen Gebirges, das bis an den Rhein hinabläuft, und deſſen angefreſſener Fuß eine lange Strecke die hohen und ſteilen Ufer des reißenden Fluſſes bildet. Der wenigbetretene Pfad iſt aber ſelbſt an ſolchen Stellen nicht gefährlich, wo er beynahe den Rand des Ufers berührt, weil auch dieſer mit Bäumen, oder Gebüſchen beſetzt iſt. Man hat Stundenlang den tobenden Rhein unmittelbar zur Seite, und auch dann, wann man ihn vor dem dichten Geſträuche nicht ſieht, hört man ſein Brauſen ſo laut, daß man ſeine Nachbarſchaft keinen Augenblick aus den Gedanken verlieren kann. Etwa eine Meile hinter Ilanz legt der Rhein die Geſtalt eines Fluſſes ab, und wird einem mächtigen Gletſcher-Bache ähnlich, der nicht mehr in einem meiſtens freyen Bette fließt,

sondern sich beständig über große Felsstücke schäumend dahinwälzt. Auch der trockene Theil seines Betts, den er nur nach einem schnellen und starken Schmelzen von Schnee, und Gletschern überströmt, ist fast allenthalben mit Granitblöcken, oder mit kleinern Stücken von Granit, oder Gneis belegt; doch trifft man hin und wieder beträchtliche Sandbänke, und sogar Streifen von weichem Schlamme an, der nicht anders, als aus den aufgelösten thonartigen Bestandtheilen der harten Gesteine entstehen kann. An einer Stelle sahen wir einen kleinen Haufen von äusserst feinem und zarten Glimmersande, oder vielmehr Glimmerstaub, mit welchem wir nachher an der rechten Seite des Rheins, wo die obern Schichten der Gebirge aus Gneis oder Glimmerschiefer bestehen, den Weg Viertel- und halbe Stunden lang dicht überstreut fanden. Man geht auf dem weichsten Rasen nicht so sanft, als auf Fußsteigen, die einige Zoll hoch mit zartem Glimmerstaube bedeckt sind. So oft das waldige Ufer sich öffnete; so sahen wir auf den Höhen, und an den Seiten des gegenüberliegenden Gebirges entweder Trümmer von Bergschlössern, oder einzelne Hütten, oder ganze Dörfer mit reifenden Frnchtfeldern umkränzt, die sich bisweilen so schief gegen das Thal neigten, als wenn sie sammt den Wohnungen ihrer Besitzer in die Tiefe herabgleiten könnten. Auch an der linken Seite wich das Gebirge nie in einiger Entfernung von dem Ufer des Rheins zurück, ohne daß man die daher entstehenden Zwischenräume benutzt, und mit einer, oder mehrern

Hütten bebaut hätte. Nicht weit von der zweyten, oder jetzo vielmehr ersten Brücke, die von Ilanz an über den Rhein gebaut ist, findet sich der höchste und reichste Wasserfall, den wir auf unsrer Reise durch das Bündtnerische Oberland angetroffen haben. Wir hörten das Getöse desselben wenigstens eine gute halbe Stunde vorher, ehe wir den Fall selbst entdeckten. Als wir an den Bach kamen, in welchem sich der Wasserfall wieder sammelt, bemerkten wir zwar, daß ein mächtiges Waldwasser sich über eine mehrere hundert Schuh hohe Felswand schäumend herabwarf, und zum Theil in weit umherfliegende Staubwolken aufgelöst wurde; allein wir konnten uns wegen des beschwerlichen Zugangs dem Sturze selbst nicht so sehr nähern, daß wir ihn mit andern Wasserfällen hätten vergleichen können. In Truns kehrten wir bey dem Herrn Landammann von Casanova ein, der uns in kurzer Zeit ein gutes Mittagessen verschaffte, und in uns abermals die Bemerkung veranlaßte, daß die Nachrichten der Reisenden von der Armseligkeit, und Unreinlichkeit in Graubündten sehr übertrieben seyen.

Zwischen Truns, und dem Closter Disentis müssen die Berge, die Bündten und Glaris scheiden, in ihrem Innern aus Granit bestehen. Wir beobachteten dies zuerst in dem breiten Bett eines Gletscherbachs, der von der nördlichen Gebirgkette herabkam, und eine ungeheure Menge von Granitblöcken herabgeschwemmt hatte, unter welchen nicht wenige viele Centner schwer waren. Eine andere unverwerfliche Probe von den Bestandtheilen der Gränzgebirge zwi-

schen Glaris und Bündten, ist der in seiner Art einzige Haufe von Granitmassen, die etwa eine Stunde vor Disentis nahe an dem rechten Ufer des Rheins, und dem an diesem fortlaufenden Wege liegen, und die nicht anders, als durch den Einsturz eines Granitfelsens an ihren gegenwärtigen Platz gekommen seyn können. Gegen diesen Haufen von Granittrümmern erschien der, den ich vormals hinter der Teufelsbrücke anstaunte, in meiner Erinnerung nicht viel mehr, als ein Klumpen von Gries und kleinen Steinen, dergleichen ein mäßiger Bach zusammenschwemmen kann. Mehrere Stücke unter den Bündtnerischen Granitblöcken sind höher und größer, als die Häuser der nächsten Thalbewohner, und neigen oder stützen sich an benachbarte Felsmassen auf eine solche Art an, daß in den Höhlen, die sie bilden, eine ganze Gesellschaft Schutz gegen Regen finden könnte. Andere liegen an so stellen Plätzen, und scheinen dem Uebergewicht so nahe zu seyn, daß man fürchtet, sie möchten in dem Augenblick, wo man vorüber eilt, sich zu bewegen anfangen, und alles, was sie anträfen, mit sich in den Rhein hinunterreißen. Alle diese Massen sind mit einem grünlich dunkeln Moose so dicht überzogen, daß man nach dem bloßen Anblick die Steinart, woraus sie bestehen, nicht erkennen kann: übrigens enthalten sie, so viel ich gesehen habe, nicht die geringste Spur von Verwitterung. Ein hoher und prächtiger Granitberg würde in mir lange nicht das Erstaunen, und die mancherley Betrachtungen erregt haben, welches diese Fels-Ruinen

hervorbrachten. Bey dem Anblicke solcher durch keine menschliche Kraft zu bewegenden Trümmer geht man in Gedanken nicht bloß in die unnennbaren Zeiten zurück, wo die ursprünglichen Gebirge sich bildeten, sondern man denkt auch an die schrecklichen Revolutionen, wodurch solche Trümmer von den Felsen, zu denen sie gehörten, abgerissen wurden, und dann an die Unzerstörbarkeit, mit welcher sie selbst als Ruinen allen Angriffen der Luft und Witterung, der Hitze und Kälte, Jahrhunderte oder Jahrtausende durch getrotzt haben, und noch lange trotzen werden. Vielleicht umwohnten diese Trümmer schon manche Nationen, deren Namen die Geschichte nicht kennt; und noch wahrscheinlicher ist es, daß alle Denkmäler menschlicher Kunst und menschlichen Fleisses, welche die Erde jetzo trägt und bewundert, lange verschwunden seyn werden, bis die Zeit die Granitmassen bey Disentis verzehren wird. Selbst alsdann, wann ein ähnliches Erdbeben, als wodurch sie vielleicht an ihren gegenwärtigen Platz geschleudert wurden, sie in das Bett des nahen Rheins werfen sollte, selbst alsdann werden die zürnenden Fluthen viele Menschenalter durch über sie dahinstürzen, bevor sie dieselben werden auflösen, oder zertrümmern können.

Wenn wir nicht von Pfeffers aus ein Empfehlungs-Schreiben an einen der Ordensbrüder in Disentis mitgebracht, und der ehrwürdige Fürst uns nicht in sein Stift eingeladen hätte: so würden wir in dem Flecken Disentis gewiß ein sehr elendes Nachtlager

gefunden haben. Der erste Gasthof in Disentis war so unreinlich, daß er uns nicht anders, als in der äußersten Noth zu bewohnen schien; und der Inhaber des zweyten, der, wenn ich nicht irre, ein Landschreiber, oder doch sonst eine obrigkeitliche Person ist, konnte uns nicht aufnehmen, weil seine Frau an demselbigen Tage ins Kindbett gekommen war. Weil wir erst gegen acht Uhr im Closter anlangten, so hatten der Fürst, und die übrigen geistlichen Herren schon lange ihre Abendtafel aufgehoben. Der Fürst, der uns sehr gnädig empfing, befahl aber, daß uns bald ein Abendessen bereitet, und dann einem jeden sein Bett angewiesen würde. Es freute mich sehr, unter den ehrwürdigen Vätern von Disentis den Pater Placidus kennen zu lernen, der unstreitig einer der geübtesten Bergsteiger, und Bergkundigen in ganz Graubündten ist. Dieser treffliche Mann hat alle umliegende Thäler durchforscht, und alle, auch die höchsten und gefährlichsten Eisberge und Gletscher erklimmt, um eine richtige Charte von der benachbarten Gegend entwerfen zu können. Erst vor einigen Tagen war er von der Spitze des Tödiberges zurückgekommen, von welchem er mit Recht zweifelt, ob er vor ihm bestiegen worden. Bevor der P. Placidus und der Gemsjäger, der ihn begleitete, die oberste Höhe des Tödiberges erreichten, mußten sie mehrere Stunden lang in die fast senkrecht abhängenden Gletscher, die mit tiefen Schründen durchschnitten waren, Stuffen einhauen, um ohne augenscheinliche Lebensgefahr höher steigen zu können. Die

Luft war auf den Gletschern, und der Spitze des Tödtberges so scharf, daß dem ehrwürdigen Vater sowohl, als seinem Begleiter mehrere Tage lang das Gesicht heftig davon aufgeschwollen war. Auf der Höhe des Tödtberges war der P. Placidus über alle übrige Bündtnerische, und selbst Urnerische Berge weit erhaben, und daraus schloß er mit Recht, daß der Tödt zu den höchsten Eisbergen in der ganzen Schweiz gehöre. Der dienstfertige Naturfreund war so gütig, mir ein kleines Stück von einem Steine zu schenken, den er von der Spitze des Tödt mitgebracht hatte, und der unläugbar kalkartig war. Dieser lehrreichen Seltenheit fügte der gütige Geber noch einige äußerst merkwürdige Crystallisationen hinzu, die er an den Ufern des Mittel-Rheins gefunden hatte; und er würde diese schätzbaren Geschenke noch mit andern Merkwürdigkeiten seiner Sammlung vermehrt haben, wenn wir uns nicht gefürchtet hätten, unserm Pferde auf den rauhen Wegen, die uns bevorstanden, noch neue, wenn gleich geringe Lasten aufzubürden.

Dem äußern Ansehen nach ist das Closter Disentis nicht einmal so reich, als das Closter Pfeffers. Beide haben durch die Verschwendung, und Nachläßigkeit ihrer ehemaligen Vorsteher, noch mehr aber durch fremde Gewalt an Rechten und Gütern verloren. Das Closter Disentis hatte unter andern bis 1737 den Fruchtzehnten in dem ganzen Hochgericht dieses Namens. In dem angeführten Jahre aber zwangen die Landleute das Closter, daß es die-

sen einträglichen Zehnten um 32000 fl. verkaufen mußte, so wie es schon vorher mehrere andere Vorrechte, und Einkünfte gegen willkührlich festgesetzte Preise hatte abtreten müssen. Wenn das Closter sich geweigert hätte, den Landleuten den Zehnten zu überlassen; so würde es in Gefahr gewesen seyn, bestürmt zu werden. Man sage also ja nicht mehr, daß Eigenthum, und wohlhergebrachte Rechte in demokratischen Verfassungen heilig seyen!

Dem Closter gerade gegenüber öffnet sich das enge und Sehrohr-ähnliche Medelser-Thal, aus welchem der Mittel-Rhein herauskommt, und an dessen Ende der Santa Maria- oder Lukmanierberg mit seiner glänzenden ewig beschneyten Scheitel steht. Der gemeine Mann weiß in diesen Gegenden eben so wenig von dem Lukmanier, als vom Crispalt, der gleichfalls im Romanischen einen andern kaum erkennbaren Namen hat. Der Weg über den Lukmanier soll viel bequemer, als die Straße über den Gotthart seyn, ungeachtet der erste dieser Berge viel höher, als der andere ist. Dies ist nicht das einzige Beyspiel in Graubündten, und den benachbarten Gegenden, daß ein höherer Berg leichter, als ein weniger hoher zu bereisen ist. So ist der Weg über den Albula, oder, wie man in Graubündten gemeiniglich sagt, über den Elbulaberg viel beschwerlicher und gefährlicher, als der über den höhern Bernina, weil Reisende auf dem erstern nicht selten von so heftigen und kalten Winden, und Schneegestöbern überfallen werden, daß Menschen und Thiere davon er-

ſtarren, oder erſticken. Nirgends ſind Kornleitern, die ſchon in mehrern Reiſebeſchreibungen abgezeichnet worden ſind, häufiger, als um Diſentis; denn in dieſen hohen, und kalten Gegenden werden ſie nicht bloß zum Trocknen und Aufbewahren, ſondern auch zum Reifen des Getraides gebraucht, wenn die Erndte ſo ſpät fällt, daß die Frucht auf dem Halme ihre gehörige Zeitigung nicht erhalten kann.

In Tavetſch konnten wir eben ſo wenig, als in den meiſten übrigen Oertern, die wir in den letzten Tagen berührten, Milch erhalten, weil die Heerden jetzo auf den höchſten Alpen weiden. Unter den Männern, die haufenweiſe aus der Kirche kamen, (denn man hatte eben Gottesdienſt gehalten,) waren mehrere vorzüglich groß und ſtark, und einige redeten auch franzöſiſch, weil ſie lange in Frankreich gedient hatten; allein wir ſahen hier, ſo wie auf dem übrigen Wege von Chur her keine Mannsperſonen, die von Cörper und Geſicht ſchön gebildet geweſen wären. Unter den Weibern und Mädchen, die uns aufſtieſſen, waren nur zwey, die man etwas mehr, als leidlich, nennen konnte; die Kinder hingegen waren ohne Ausnahme häßlich, aufgedunſen, und kachektiſch von Farbe und Bildung. Dieſe Häßlichkeit der Kinder iſt allem Vermuthen nach die Wirkung der eckelhaften Unſauberkeit, in welcher ſie aufgezogen werden. Tavetſch iſt von Selva faſt eine Stunde, und Selva von einer Alp, die an dem Fuße des Crispalt liegt, faſt eben ſo weit entfernt; und doch rollte vor etwa vierzig Jahren eine ſo ungeheure Lauine von dem

letztern Berge herab, daß dadurch fast das ganze Dorf Tavetsch bedeckt, die meisten Häuser niedergeworfen, und gegen sechszig Personen erschlagen wurden. Wenn man den Abstand des Dorfes vom Crispalt sieht; so muß man es fast für unmöglich halten, daß eine Schneemasse von einem so entfernten Berge sich bis nach Tavetsch hinabwälzen, und so große Verwüstungen anrichten konnte. Auch hatte man in Tavetsch nie daran gedacht, daß man vom Crispalt so etwas zu furchten habe, und denkt auch jetzo eben so wenig daran, als wenn sich nie wieder ein solches Unglück zutragen könnte, dergleichen sich zu der Väter Zeiten wirklich eräugnet hat.

Von Tavetsch nach Selva begleitete uns der Pfarrer des letztern Orts, der ein Ordensgeistlicher aus Disentis ist, und gegen Reisende eine doppelte Gefälligkeit übt, indem er sie nicht nur, so gut er kann, bewirthet, sondern sie auch auf den Crispalt, und Badus begleitet. Diese beiden hohen Berge sind gleichsam die Gränzpfeiler des langen Thals, das sich von Reichenau an, dem Laufe des Rheines nach, bis nach Selva und Chiamut *) hinaufzieht. Beide Berge sind durch eine breite und beschwerlich zu ersteigende Alp getrennt, indem wir fast zwo Stunden brauchten, um von Selva an den Ober-Alp-See zu kommen, der gleich hinter dieser Alp liegt. Der Crispalt steht zur Rechten des Thals, und spaltet sich

*) Ein Haufe von wenigen Häusern, der noch höher, als Selva liegt.

gleich dem Baduz in mehrere Spitzen, unter welchen die zweyte, oder entferntere viel höher, als die erstere, diese aber steiler, als jene abgeschnitten ist. Die beiden Spitzen des Crispalt, wenn anders nicht die höhere einen besondern Namen hat, sind durch eine große Kluft getrennt, die noch mit Schnee ausgefüllt war; die vordere Spitze hingegen war ganz schneelos. Der bloße Anblick zeigt, daß der Baduz viel höher, als der Crispalt ist. Jener soll, wie der Pfarrer in Selva sagte, in sechs, und dieser in fünf Stunden zu ersteigen seyn. Der Baduz war noch weit herab mit Schnee bedeckt.

Gegen Selva hin wird der Vorder-Rhein so schmal, daß man darüber hinspringen kann. Unsere jungen Freunde stiegen an dem hohen und steilen Ufer hinab, um das Vergnügen zu haben, den Rhein übersprungen zu haben. Der dienstfertige Pfarrer von Selva verschaffte uns durch seine mitwirkende Vorsorge, und haushälterische Geschäfftigkeit ein besseres Mittagsessen, als wir erwartet hatten; allein am Caffee merkten wir, daß der Geschmack an diesem ausländischen Getränk noch nicht in die höchsten Bündtnerischen, wie in die übrigen Thäler Helvetiens eingedrungen sey. In Selva sind alle Mauern aus Bruchstücken von Granit und Gneis aufgeführt. Nahe beym Pfarrhause entdeckte ich in einer Mauer den merkwürdigsten Stein, der mir auf unserer ganzen bisherigen Reise vorgekommen ist. Dieser Stein war ein etwa zwey Fuß langes, und drey viertel Schuh dickes Gneis-Stück, das aus lauter dünnen,

und gleichen horizontalen Schichten, die höchstens einen Sechstel Zoll im Durchmesser haben mochten, so zusammengesetzt war, als wenn eine jede Schichte auf die andere sorgfältig hingegossen worden wäre. Mit großer Mühe brachte ich mit dem Hammer ein Stückchen herunter, das ich Ihnen bey meiner Rückkunft vorzeigen will.

Als wir nach Tische von Selva aufbrachen, ging der Pfarrer bis an die Stelle mit, wo man den Rhein als ein unbedeutendes Gletscherwasser an den schwarzen Felswänden des Baduz herabfallen sieht. Wir hätten nur zwo, höchstens drey Stunden gebraucht, um an den kleinen See zu kommen, der unter den höchsten Felswänden und Spitzen des Baduz liegt, unaufhörlich von dem Schnee und Eise des Baduz gefüllt wird, und das, was er von oben empfängt, an seinem Ausflusse unter dem Namen des Rheins wieder ausgießt; allein wir konnten diese wenigen Stunden nicht entbehren, weil wir alsdann Urseren nicht mehr erreicht hätten. Der kleine See auf dem Baduz, der kaum 300 Klafter im Umfange haben soll, wird von den Einwohnern dieser Gegenden mit Recht als die wahre und höchste Quelle, und die Schneemassen, und Gletscher des Baduz als die Ernährerinnen des Vorder-Rheins angesehen. An der Seite der Alp, die zwischen dem Baduz und Crispalt liegt, rauscht ein Bach herab, der sich bald mit dem Gletscherwasser vereinigt, das aus dem See des Baduz kommt. Wenn man diesen Bach auch als eine Quelle des Vorder-Rheins gelten läßt; so kann

man ihn doch nicht als die höchste, und noch viel weniger, als die einzige ansehen. Noch weniger begreife ich, wie man diesen Bach vom Crispalt ableiten konnte, da er auf der schon mehrmalen erwähnten Alp Rourchelas, und noch dazu an der Seite entspringt, die vom Crispalt abgekehrt, und dem Baduz am nächsten ist. Da der Weg aus Graubündten nach Urseren den ganzen Sommer offen ist, und die Quellen des Vorder-Rheins so nahe an dieser Straße liegen; so muß man billig darüber erstaunen, daß alle Erd-Beschreiber, und selbst die Schweizerischen den Vorder-Rhein vom Crispalt abgeleitet haben. Noch mehr aber ist es zu verwundern, daß man den Bach, der von der Alp zwischen dem Crispalt, und dem Baduz herabkommt, aus dem in dem tiefen Thale hinter dieser Alp liegenden Ober-Alp-See ausfließen ließ, wie Fäsi und andere thaten, und daß man also in diesem See nicht bloß eine der Quellen der Reuß, sondern auch des Rheins suchte. Man kann es endlich als eine geographische Sonderbarkeit anführen, daß man den Luckmanier, und Crispalt, und nicht den Baduz als einen Hauptzweig des Gotthards-Gebirges zu beschreiben pflegt, da der Baduz mit dem Gotthart viel näher und genauer zusammenhängt, als die beiden vorhergenannten Berge, und da er als der Urheber der höchsten und ächten Quelle des Rheins ohne Vergleichung merkwürdiger, als der Crispalt ist.

Das Thal, in welches man von der Alp, die Uri und Bündten, so wie den Crispalt und Baduz

ſcheidet, hinabkommt, iſt eine fürchterliche Einöde, die nach allen Seiten hin mit unerſteiglichen Felswänden und Schneebergen umringt ſcheint, und zum Theil auch wirklich umringt iſt. Eine Stunde lang, ſo weit ſich nämlich der Ober-Alp-See erſtreckt, rückt die Felſenkette, zu welcher der Baduz gehört, und dann das ihr gegenüberſtehende ſteile Gebirge ſo nahe zuſammen, daß die Kluft, die zwiſchen beiden übrig bleibt, ganz von dem eine halbe Stunde breiten Ober-Alp-See ausgefüllt wird. Der ſchmale gangbare Streifen, den der See an der rechten Hand nicht eingenommen hat, iſt über und über mit gröſſern und kleinern Felsſtücken belegt, die den Wanderer daran erinnern, daß er an jeder Stelle, wo ſolche Trümmer liegen, durch nachſtürzende Steine erſchlagen werden könne. Weil dieſe Ruinen, die ſich Jahrhunderte lang aufgehäuft haben, und nur allein von der langſam zermalmenden Hand der Zeit weggeſchafft werden, den ganzen Abhang des Gebirges bis an den See bedecken; ſo können hier nicht einmal Ziegen weiden. Man ſieht alſo weder Heerden, noch Hirten, oder Sennhütten; und es iſt, als wenn die Natur dieſe Wüſte zur Gränzſcheide von benachbarten Völkern beſtimmt hätte. Auch ſind die Teutſchen Bewohner des Cantons Uri, und des Thals Urſeren nie über den Ober-Alp-See, und die Romaniſchen Einwohner in Bündten nie über die Alp zwiſchen dem Crispalt und Baduz hinausgedrungen, um ſich dort niederzulaſſen. Der Ober-Alp-See gehört dem Thall Urſeren, und iſt jetzo an den Landſchreiber Meier in

Urseren an der Matt, bey welchem wir wohnen, auf acht Jahre für 305 Gulden verpachtet. Die Forellen dieses Sees werden für die schmackhaftesten in der Schweiz gehalten, welches Urtheil meine Reisegefährten, und ich nicht anders, als bestätigen können. Der See empfängt seine Wasser von allen umliegenden Bergen, vorzüglich aber vom Baduz, an dessen Felswänden er sich zunächst hinzieht, und den man also nicht bloß als den Vater des Rheins, sondern auch der Reuß ansehen kann. So entgegengesetzt aber die Richtungen sind, nach welchen die Reuß, und der Rhein fortfließen; so hat doch die Natur beiden Strömen ihren Lauf durch unzählige labyrinthische Thäler und Krümmungen auf eine solche Art angewiesen, daß ihre brüderlichen Gewässer, die zum Theil von demselbigen Gletscher, wenigstens von demselbigen Berge herabquillen, sich wieder mit einander vermischen, bevor sie das Land verlassen, in welchem beide entsprungen waren.

Wenn man den Ober-Alp-See hinter sich hat; so erweitert sich das Thal, und man fängt allmählich an, gegen die Ober-Alp hinzusteigen, die zu den besten Alpen der Thalleute von Urseren gehört, und von vielen für die beste unter allen gehalten wird. Auf dieser Ober-Alp stehen mehrere Sennhütten, die so geräumig, und sorgfältig gebaut, und von außen, wie im Innern so reinlich sind, daß man gleich an diesen einfachen Hütten sieht, daß hier ganz andere Menschen, als in den hohen Bündtnerischen Thälern wohnen müssen. Als wir vor den Sennhütten vorü-

vergingen, hatten ſich eben die Heerden verſammelt, um ihren Reichthum an Milch abzuliefern. Sennen und Senninnen hatten eine viel ſchönere, und friſchere Farbe, und mildere und frohere Geſichtszüge, als wir an den Romaniſchen Einwohnern in Bündten wahrgenommen haben. Als wir die höchſte Höhe der Ober-Alp erreichten, und dann nach Urſeren hinabſtiegen, hatten wir Anblicke, dergleichen man auch ſelbſt zwiſchen hohen Gebirgen nur ſelten hat. Zu unſerer Linken rauſchte die Reuß in einer ſchauderhaften Tiefe, gegen welche die Ober-Alp ſich ſo gäh hinabſenkt, daß man an manchen Stellen für ſich ſelbſt fürchtet, und ſich nicht genug darüber wundern kann, daß ſchwere Kühe an ſolchen Abſtürzen zu weiden im Stande ſind. An eben dieſer Seite ſowohl, als vor uns hin glänzten in der Nähe und Ferne beſchneyte Bergſpitzen, und bläuliche Gletſcher von den Strahlen der untergehenden Sonne, und vor uns hatten wir in gleicher Tiefe mit der Reuß das Urſeren-Thal, und die Gebirgkette, womit dies Thal gegen Norden umzogen iſt. Das Urſeren-Thal fand ich diesmal nicht ſo lieblich, und grünend, als da ich es zum erſtenmal erblickte, weil jetzo Heuerndte war, und der mit Heu bedeckte Boden von oben herab betrachtet wie verſengt ſchien. Wir ſtiegen von der Ober-Alp faſt eine Stunde herab, bevor wir Urſeren erreichten. Der Fußſteig iſt ſo ſteil, daß man ſich mit Gewalt halten muß, um nicht in einen zu ſchnellen, und überſtürzenden Lauf zu kommen. Noch viel beſchwerlicher, als der Fußſteig, der an dem

obern Rande der Alp fortläuft, ist der schlüpfrige und mit Steinen bedeckte Weg, den unser Saumpferd und dessen Führer nehmen mußten. So einen sichern Schritt unser Pferd sonst hatte; so war es doch einmal gefallen, und wäre ohne seinen Führer vielleicht verloren gewesen. Herr Landschreiber Meier, dem der Gasthof zu den drey Königen gehört, erwartete uns, weil unsere Ankunft durch Briefe, nach denen wir uns den ganzen Tag gesehnt hatten, gemeldet worden war. Wir erhielten eine Abendmahlzeit, die wir in jeder großen Stadt herrlich genannt haben würden, und die uns um desto willkommner war, da wir in den letzten Tagen meistens nur zur nothdürftigen Stillung des Hungers gegessen hatten. Unsere Nachtruhe wurde durch die Reuß gestört, die unmittelbar unter unserm Fenster mit einem solchen Getöse herbrauste, daß es uns, ehe wir uns daran gewöhnten, mehrmal schien, als wenn sie durch heftige Gewitterregen angeschwellt, und uns sammt unserm Hause fortführen würde.

Im Spital auf der Grimsel,
am 11. Aug.

Es hat die letzte Nacht geregnet, und regnet noch immer so stark, daß wir es uns gar nicht einfallen lassen können, aus dem Hause zu gehen. Ich setze mich deßwegen hin, um für Sie das wichtigste von dem aufzuzeichnen, was wir seit unserer Ankunft in Urseren gesehen, und erlebt haben.

Nachdem ich vorgestern unsere Reise bis nach Urseren beschrieben hatte; so machten wir einen Spaziergang an die Teufelsbrücke, und in den Anfang der Schöllenen hinein. Die Felsmasse, durch welche das Urner-Loch gesprengt ist, besteht so wie die Felswände an der Teufelsbrücke, und in den Schöllenen, aus feinkörnigem und hartem Gneis, und vielleicht liegt darin der Grund, daß besonders die Felswände ein schieferartiges Ansehen haben, und nach Schieferart in Platten, freylich in dicken Platten zu brechen scheinen. Eine solche Platte hängt an dem obern Rande der Felswand jenseits der Teufelsbrücke gerade an der Ecke, um welche man in die Schöllenen hineingeht, und herauskommt. Diese Platte hat sich von der übrigen Felswand so weit abgelöst, daß sie bey einem heftigen Winde klappert, wie Ziegel, die auf hohen Gebäuden an dem einen Ende angenagelt sind. Dieses furchtbaren Geräusches ungeachtet, zieht man schon Jahre lang mit vollkommner Sicherheit unter der gefährlichen Felsmasse weg, die gewiß wenn sie einmal einstürzt, den unter ihr fortlaufenden schmalen Weg verderben, und wenn sie unglücklicher Weise etwas antrifft, alles zerschmettern wird. Ich stimme ganz den Naturforschern bey, welche annehmen, daß die Felsen des Gottharts durch irgend eine gewaltige Revolution mehr, als andere Berge zertrümmert, und wahrscheinlich dadurch der Bedeckungen von Kalkstein beraubt worden, mit welchem sie vorher überzogen waren. Eine solche Entblößung des ursprünglichen Kerns scheint mir um desto annehmli-

cher, da das Gebirge, das ſich gleich rechts von der Reuß, und dem Urner-Loch nach Weſten hinzieht, mit Kalkſchichten bekleidet iſt, unter welchen Hüllen faſt gewiß Granit- oder Gneis-Felſen verborgen ſind.

Die Gegend um die Teufelsbrücke fand ich diesmal viel weniger ſchrecklich, als im Jahre 1782, nicht bloß, weil meine Phantaſie jetzo beym zweyten Anblicke mit ganz friſchen Bildern höherer Felſen, und größerer Trümmer angefüllt war, ſondern weil auch die öde Scene von der Sonne erleuchtet wurde. Wenn die große Natur, die hier zwiſchen nackten, ſchwärzlichen und unerſteiglichen Felswänden an den ewig wiederhallenden Ufern der donnernden Reuß über die Trümmer ihrer dauerhafteſten Werke trauert, einen Reiſenden ſo erſchüttern ſoll, als ich das erſtemal davon gerührt wurde; ſo muß der ganze Schauplatz wenigſtens mit den erſten Schatten des kommenden Abends bedeckt ſey, indem die Morgenſonne über die Wildniß um die Teufelsbrücke einen falſchen Schimmer, oder eine Larve von Heiterkeit herwirft, wodurch ihre wahre Geſtalt, wenn auch nicht vernichtet, wenigſtens verzerrt wird. Eben der Sonnenglanz aber, der dem Total-Eindruck dieſes erhabenen Naturſtücks ſchadete, erhob die Herrlichkeit des Waſſerfalls, den die Reuß nahe vor der Teufelsbrücke macht, unendlich weit über die Scene, die ſich mir das erſtemal an eben dieſer Stelle beym ſchon ermattenden Tageslichte zeigte. Jetzo ſah man, was ich das erſtemal nur fühlte, daß die Staubwolken,

welche die schäumende Reuß emporwirft, weit über die Teufelsbrücke, und selbst bis über die noch höhere Straße hinaufsteigen. Zu den ganz eigenthümlichen Schönheiten dieses Wasserfalls gehört nicht die Höhe desselben, nicht der Reichthum des herabstürzenden Wassers, nicht die Gewalt, womit es in den Abgrund hinunterbraust, sondern der Regenbogen, so wie wir ihn vorgestern zwischen neun und zehn Uhr wahrnahmen. Dieser Regenbogen war nicht nur so lebhaft und vollständig ausgemahlt, als ich je einen gesehen habe; sondern er schien auch bald nahe an der gegenüberstehenden Felswand, bald aber über dem Wasser zu schweben, und spielte zugleich mit einem unaussprechlich süßen Zauber in eine kleine Felsritze hinein, als wenn sein überirdischer Farbenschmuck, und seine leichte wallende Bewegung dem Auge noch nicht mannigfaltige Ergötzung genug darböten. Bey diesem Gaukeln in die Felsritze war es, als wenn sein Blau gleichsam diluirt, oder sanft auseinander gezogen würde. Nicht weit hinter der Capelle, die, je nachdem man den Gotthart hinauf- oder hinabreist, beynahe am Ende, oder im Anfange der Schöllenen erbaut ist, und die mir ganz neu war, findet sich der gefährlichste Lauinengang auf der ganzen Gotthartsstraße. Hier öffnet sich nämlich ein enges, hohes, und steiles Bergthal gerade gegen den Weg, und schüttet im Winter und Frühling bisweilen in einer Stunde acht tödtende Lauinen aus. Es ist schon mehrmal geschehen, daß Vorüberreisende von solchen Lauinen über die Reuß weg so hoch an das

entgegengesetzte Ufer hinangeworfen wurden, daß man die Erschlagenen lange vermißte, weil man sie nicht in einer solchen Höhe suchte, als wo sie wirklich lagen. Wenn man andere Proben der Kraft von Schneeschlägen gesehen hat; so kommt einem die jetzt erzählte Wirkung derselben nicht so wunderbar vor, als das Glück derjenigen Personen, die im Winter entweder von der Teufelsbrücke selbst, oder von dem steilen Wege, der zu dieser Brücke führt, in das tiefe mit verhärtetem Schnee bedeckte Bett der Reuß hinabfielen, ohne beträchtlichen Schaden zu nehmen.

Die Luft ist in dem Urseren-Thal zu scharf, als daß Obstbäume gedeihen könnten; allein man zieht doch mehrere Gartengewächse, besonders Erbsen, Kohl, und Cartoffeln, welche letztern man mit Recht die gesegnetste unter allen Früchten der Erde nennen kann, weil sie den Menschen durch alle Zonen folgt, und ihn selbst auf die höchsten Gebirge begleitet, wo keine andere Getraideart fortkommen kann. Man hat seit einiger Zeit auch im Urseren-Thal angefangen, Baumwolle für Altorf und Gersau zu spinnen; diese Spinnerey ist aber bis jetzo noch unbedeutend gegen den Ertrag der Alpen, und gegen die Vortheile, welche der Handel zwischen Italien, und zwischen der Schweiz und Teutschland den Flecken Urseren und Hospital verschafft. Urseren hat 11 Senten, oder große zusammenweidende Heerden, die im Durchschnitt jährlich 385 Centner Käse geben, von welchen man annehmen kann, daß jeder zu 30 fl. verkauft wird. Selbst der vorzüglich gute Urseren-Käse, des-

sen unterscheidender Vorzug in einer gewissen Lieblichkeit und Zartheit besteht, ist nicht so theuer, als ich das erstemal gehört zu haben glaubte. Wenn man nicht gerade sehr alten verlangt; so kostet das Pfund, zu 60 Loth gerechnet, auf der Stelle nicht mehr, als 16 Schillinge, oder etwas über 21 Creuzer, den neuen Louisdor zu 13 fl. gerechnet; und Herr Landschreiber Meier erbietet sich, recht gute Käse und das Pfund zu 32 Loth für 11½ Creuzer, oder vier unserer Mariengroschen, frey bis Basel zu liefern, wenn die Versendung in den Monaten October und November geschieht, wo die Fracht am wohlfeilsten ist. Noch viel einträglicher für das Urseren-Thal, als selbst der Ertrag der Alpen, ist der Zug, den der Handel zwischen Italien, und zwischen der Schweiz und Teutschland durch die beiden größten Gemeinden dieses Thals nimmt. Man behauptet, daß jährlich ohngefähr 9000 Pferde über den Gotthart gehen, unter welchen ein jedes 3 bis 3½ Centner trägt, welche Ladung ein Saum genannt wird. Wenn 9000 Pferde über den Gotthart kommen; so werden 5000 in Italien, und 4000 in der Schweiz mit Teutschen und Schweizerischen Waaren befrachtet. Italien braucht zur Ausführung seiner Waaren mehr Pferde, als Teutschland, (unter welchem Namen man die Schweiz und das Teutsche Reich zu begreifen pflegt,) weil die Italiänischen Waaren meistens in Reis und Wein bestehen, die bey einem geringern Werth mehr Raum wegnehmen, als die meisten Waaren, die aus Teutschen Landen nach Italien geschickt werden. Jetzo ist

die Fracht sehr theuer, und die Ladung eines Saumpferdes kostet von Altorf bis Bellinzona achtzehn bis zwanzig Gulden. Man versichert, daß die drey Zölle, die dem Canton Uri am Gotthart gehören, ein Jahr ins andere gerechnet ohngefähr 18000 fl. eintragen, von welchen die Ausbesserung der Gotthards-Straße, die jährlich etwa hundert neue Louisdor kosten soll, leicht bestritten werden kann. Der Zoll, den das Thal Urseren seit der Durchbrechung des Urner-Lochs hebt, bringt etwa 2000 fl. ein, indem man von einem jeden Saum Reis oder Wein nur einen Batzen, und von einem Saum eingepackter Waaren nicht mehr als $3\frac{1}{2}$ Batzen nimmt. Die Thalleute selbst, und die Landleute von Uri zahlen für jeden Saum nur drey Pfennige. In Urseren ist eine Haupt-Niederlage von Italiänischen Waaren, die von diesem Flecken aus in viele Gegenden verschickt werden, die mit Italien nicht in unmittelbarer Verbindung sind.

Den Weg von Urseren nach dem Hospitio der Capuziner machten wir vorgestern Nachmittag bey viel schönerem Wetter, als ich und mein Freund Abel im Jahre 1782 hatten. Ich sah diesmal alles im hellsten Sonnenschein, was uns vor sechs Jahren durch Nebel und Regenwolken entzogen worden war: die höchsten Spitzen des Gotthards, und dann die ganze Lage der Thalfläche, in welcher das Hospitium mit dem nicht weit davon entfernten Wirthshause stehen, und die verschiedenen Seen zerstreut sind. Die Spitzen des Gotthards fallen auf dem Wege nach

dem Hospitio viel beſſer in die Augen, als beym Hospitio ſelbſt, indem man in der Nähe die Schneelagen nicht wahrnimmt, womit dieſe Spitzen gegen Weſten und Norden bedeckt ſind. Eine täuſchende Größe können dieſe Spitzen nur für diejenigen haben, die ſich noch immer einbilden, daß ſie die höchſten Gipfel der alten Welt ſeyen, da ſelbſt die höchſte Spitze des Gotthards tauſend Klafter, das iſt, eben ſoviel, als das Hospitium auf dem Gotthart, über das mittelländiſche Meer erhaben iſt, unter der Spitze des Montblanc zurückbleibt. Viel prächtiger, als die Felſengipfel des Gotthards, ſchien mir das gigantiſche Felſenthor, durch welches man an eben der Stelle kommt, wo die vom Gotthart herabeilende Reuß den größten Waſſerfall macht. Die oben mit Trümmern überſtreute, und mit einer Bergkette rund umzogene Thalfläche, auf welcher das Hospitium und Wirthshaus ſtehen, würde mir, glaube ich, weniger traurig vorgekommen ſeyn, wenn ſie weniger ausgedehnt, und gar nicht mit menſchlichen Wohnungen beſetzt geweſen wäre. Der weite leere Raum machte die Unfruchtbarkeit des Bodens, der gar nichts hervorbringt, was zur Nothdurft oder Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens dient, nur um deſto auffallender; und die wenigen Gebäude erinnerten mich daran, daß durch dieſe ſcheusliche Einöde Menſchen nicht bloß durchziehen, ſondern beſtändig unter dem Drucke eines neunmonatlichen Winters, und einer faſt ununterbrochen ſchlechten Witterung wohnen müſſen. Nicht weit vom Hospitio trafen wir zu unſerer Freu-

de und Beſtürzung unſern Freund Gervinus, der einen Herrn von Borel begleitet, und Herrn Höpfner aus Bern an, die nach Hoſpital zurückkehren wollten. Dies ſonſt frohe Zuſammentreffen machte mich deßwegen beſtürzt, weil ich gehofft hatte, daß ich wenigſtens mit Herrn Höpfner einen Tag auf dem Gotthart zubringen, und in ſeiner Geſellſchaft einige der merkwürdigſten Gegenden eines Gebirges durchſtreifen würde, von welchem ich auch durch ihn wußte, daß es für den Geologen und Mineralogen das wichtigſte in der ganzen Schweiz ſey. Allein zu meiner Beruhigung hörte ich, daß die Fläche und Höhen des Gotthards nicht bloß von Naturforſchern, ſondern am meiſten von ehmaligen Cryſtall-Gräbern, die Pini und andere unterrichtet hätten, auf eine ſolche Art durchſucht worden ſey, daß man gar keine Hoffnung habe, irgend etwas von Bedeutung zu finden, wenn man nicht wenigſtens einige Wochen ſich auf dieſem Gebirge aufhalten könne. Herr Höpfner ſelbſt hatte bey der gegenwärtigen Reiſe auf alles eigene Suchen Verzicht gethan, war aber nach Airolo hinabgegangen, wo er von den Mineralienhändlern beynahe für zwanzig Louisdor der größten Seltenheiten des Gotthards eingekauft hatte. Als wir dieſes hörten, entſchloſſen wir uns gleich, mit Herrn Höpfner zurück zu gehen, kehrten aber doch auf eine kurze Zeit bey den ehrwürdigen Bewohnern des Hoſpitii ein, wo wir nur den Superior, und zwar eben den fanden, der mich, und Herrn Profeſſor Abel vormals bewirthet hatte. Wir

hatten noch nicht die Hälfte des Weges nach Hospital zurückgelegt, als die Sonne unterging. Zum Glück zündete der Mond am heitern Himmel seine milde Fackel an, und erleuchtete den sonst gefährlichen Pfad vor uns bis nach Hospital hin. Die Luft war diesen Abend auf dem hohen Rücken des Gotthards so rein und lau, als der Aether, der nach heiligen Sagen der Dichter in Elysiums Hainen säuselt, und als wir an den letzten steilen Abhang kamen, an welchem sich der Weg nach Hospital hinabkrümmt, lag das friedliche Urseren-Thal, halb von den blassen Strahlen des Mondes erhellt, und halb mit den dichten Schatten der Berge bedeckt in so feierlicher Stille vor uns, als wenn wir in die ruhigen Wohnungen der Schatten hinabsteigen sollten. Herrn Höpfner und mir zur Seite, die wir ein wenig zurückblieben, ging der Führer meines Freundes, der Schuster aus Meiringen, dessen ich in meinen Briefen über die Schweiz erwähnt habe, und der mir für diese Erwähnung herzlich dankte, weil er dadurch bekannt, und empfohlen worden sey. Ich würde diesen Mann noch kräftiger empfohlen haben, wenn ich gewußt hätte, was Höpfner mir jetzo sagte, daß er die besten und lehrreichsten Teutschen Schriften gelesen habe, und daß er über viele wichtige Gegenstände weit besser unterrichtet sey, als man von Leuten seines Standes erwarten könne. Im Wirthshause zu Hospital waren so viele Fremde, daß wir nur kaum ein mittelmäßiges Nachtessen, aber kein Quartier finden konnten. Wenn die Schwester des

Wirths in Urseren nicht so gut gewesen wäre, uns in ihr Haus aufzunehmen; so hätten wir in der Nacht nach Urseren zurückkehren müssen.

Die Begierde, unsere Freunde, die zugleich mit uns aufbrechen, aber nach Altorf hinabgehen wollten, noch einige Zeit zu sprechen, hielt uns gestern bis sieben Uhr in Hospital auf. Wir erreichten das Ende des Urseren-Thals gegen die Furka zu in einer guten Stunde, und stiegen dann langsam den Berg hinan, der sich gleich hinter Realp erhebt, um unsern Führer mit seinem Pferde zu erwarten, den uns der Landschreiber Meier in Urseren mitgegeben hatte. Wir trafen an dem Berge hinter dem Dorfe Realp, den wir fälschlich für den Anfang der Furka hielten, nicht bloß mehrere Häuflein von Wanderern, sondern auch Säumer mit Pferden an, welches unsere Vorstellung von der bevorstehenden Tagereise etwas milderte, indem wir gefürchtet hatten, daß wir auf dem Wege über die Furka eben so wenig Menschen, als menschliche Wohnungen finden würden. Als wir auf die höchste Höhe der vermeyntlichen Furka kamen, entdeckten wir zu unserm Leidwesen nicht bloß an dem in der Tiefe fortrauschenden Arme der Reuß, sondern auch an dem wieder abfallenden Fußsteige, daß wir erst in das kleine vor uns liegende Thal hinabsteigen müßten, um an den Fuß der wahren Furka zu gelangen. Nachdem wir gegen zehn Uhr die ersten Erhebungen des gegen die Furka hinlaufenden Thals hinter uns hatten, wurde die Hitze zwischen den hohen Gebirgen auf ein-

mal so niederdrückend, daß ich meine Gefährten bat: sie möchten eine Zeitlange mit mir ruhen, damit wir mit erneuerten Kräften den Gang über die Furka antreten könnten. Wir legten uns an dem Rande einer Quelle nieder, die reines und gesundes Wasser hatte, und erquickten uns durch den Wein, und die kalte Küche, die wir aus Urseren mitgenommen hatten, weil man zwischen Realp im Urseren-Thal, und Ober-Gestelen in Wallis, oder dem Spital auf der Grimsel keine Hütte antrifft, in welcher man nur einen Bissen Brod erhalten könnte. Gegen eilf Uhr war die Hitze gewiß größer, als eine Stunde vorher; allein sie wurde uns weniger beschwerlich, weil wir uns abgekühlt, und gestärkt hatten. An dem Gebirge, das beym Hinaufsteigen auf die Furka zur linken Hand liegt, und das ein Arm des eigentlichen Gotthards ist, fanden sich noch viele Lagen, oder Streifen von Schnee, unter denen einige sich fast bis an den Fuß des Gebirges herabsenkten. Diese Lagen von Schnee waren eben so viele Beweise der großen Erhabenheit des Thals, das gegen die umstehenden Berge wie ein tiefer Kessel erscheint. Je länger wir stiegen, desto häufigere und größere Massen von weichem, und schmutzigem Schnee trafen wir an, und gegen den Gipfel der Furka, über welchen der Weg hingeht, der aber freylich lange nicht der höchste Punct dieses Gebirges ist, lag ein beträchtlicher Gletscher, der allem Ansehen nach in diesem Sommer ganz verschwinden wird. An der Seite dieses Gletschers hob sich unter andern Trümmern ein gros-

ſer Granitblock hervor, in welchem ſchöne Cryſtalldruſen ſaßen, die wir aber mit unſern Inſtrumenten nicht herausbringen konnten. Ich umging alle Maſſen von Schnee, um ſagen zu können, daß ich in der erſten Hälfte des Auguſts die Furka erſtiegen habe, ohne durch Schnee waten zu müſſen: ein Umſtand, deſſen Reiſende ſich vielleicht in mehrern Jahren nicht werden rühmen können. Die weſtliche Seite der Furka iſt viel ſteiler und zerriſſener, als die, an welcher man von Urſeren aus heranſteigt; nichts deſtoweniger ſtehen an dem ſteinigen Abhange einige Sennhütten, die aber jetzo feſt verſchloſſen waren. Wir alle hielten uns für die Beſchwerlichkeiten des Tages hinlänglich belohnt, als wir den Fuß des Rhone-Gletſchers erblickten, und noch mehr, als wir an dem, dieſem Gletſcher gegenüberliegenden Berge ſo weit fortgegangen waren, daß wir den Gletſcher in ſeiner ganzen Höhe und Breite umfaſſen konnten. Ich glaube es gern, was die größten Kenner der Schweiz einſtimmig verſichern, daß der Rhone-Gletſcher der ſchönſte unter allen Helvetiſchen Gletſchern ſey. Wenigſtens übertrifft er alle Gletſcher, die ich bisher geſehen habe, nicht nur durch ſeine Höhe und Breite, und durch die Pracht ſeiner einzelnen Theile; ſondern auch dadurch, daß er ſich ganz, und leicht überſchauen, und ſo bequem, als irgend ein anderer beſteigen läßt. Der Rhone-Gletſcher füllt den ganzen Raum zwiſchen der Furka, und einer Seite der Grimſel aus, und breitet ſich, wie die ſchiefe Fläche, an welcher er herabhängt, nach unten immer mehr und mehr

und zuletzt so weit aus, daß man längst dem Fuße desselben fast eine Stunde gehen muß, bevor man an die Rhone, und an die Stelle kommt, wo man den schmalen Weg am Berge verlassen, und hinabsteigen kann, um den Gletscher in der Nähe zu betrachten. Der oberste Rand des Gletschers besteht aus einer dem Ansehen nach unerschütterlichen Eismauer, die aus dem reinsten himmelblauen Eise gebaut, und mit den prächtigsten Säulen und Pyramiden von gleichem Eise gestützt, und gekrönt ist. Diese Eiswand steigt an beiden Seiten so hoch gegen die höchsten Berggipfel hinan, womit der Gletscher gegen Norden umgeben ist, daß man dem bloßen Anblick nach glauben sollte, diese Bergspitzen seyen kaum hundert Klafter über den obersten sichtbaren Rand des Gletschers erhaben. Je länger man den Gletscher ansieht, desto unbegreiflicher wird seine Entstehung, indem man es sich nicht erklären kann, wie die Furka, deren Spitze fast ganz von Schnee entblößt war, eine so ungeheure Eistafel an einem Abhange hervorbringen konnte, der so breit und offen ist, und noch dazu sich gegen Süden hinabsenkt. Ohne mir dieses Räthsel auflösen zu können, eilte ich mit der größten Neugier in den Spielraum des Gletschers, das heißt in die Fläche hinab, die sich zwischen dem Fuße des Gletschers, und dem gegenüberstehenden Berge findet. *)

*) Als ich dieses schrieb, war mir das nicht gegenwärtig, was ich vormals über die Entstehung des Rhone-Gletschers in Gruners Beschreibung der Helvetischen Eisgebirge gelesen hatte; S. 31. 33. 201. Der Rhone-Gletscher entsteht nämlich nicht aus den Schneelasten, welche

Eben deßwegen, weil der Rhone-Gletscher der höchste und breiteste unter allen mir bekannten Gletschern ist, eben deßwegen ist sein Spielraum, in welchem er sich bald vorwärts, und bald rückwärts bewegt, und dann die Schuttwälle, die ihn umgeben, die größten unter allen, die mir vorgekommen sind. Alle Gletscher bewegen sich, wie Sie wissen, oder rücken vielmehr in plötzlichen Sprüngen, oder Schüssen vorwärts, und vermöge dieses Fortrückens bringen sie die Felsstücke, und den Graus, die von den benachbarten Bergen auf ihre Oberfläche hinabfallen, immer näher gegen ihren Fuß, oder äußersten Rand hin, bis endlich die Gewölbe oder Tafeln, auf welchen sie liegen, so tief in die Thäler herabkommen,

die Spitzen und Wände der Furka herunterwerfen, sondern er ist eigentlich ein Ausfluß mehrerer Eisthäler und Gletscher, die sich zwischen den benachbarten Bernischen und Urnerischen Schneegebirgen finden, und alle bey der Furka zusammenlaufen, zwischen deren Gipfeln sie sich ausleeren. Unter diesen Gletschern, welche die Eistafel des Rhone-Gletschers bilden, ist der sogenannte Trift-Gletscher der größte, indem er zwischen den Bernischen an die Furka hinanlaufenden Bergen ein sechs Stunden langes Thal ausfüllt, das nach Grunerʒ Versicherung höher, als die höchste Spitze der Grimsel seyn soll. Die obere Eismauer des Furka-Gletschers ist die Ursache, daß man die Gegend, aus welcher der Gletscher herabkömmt, nicht entdecken kann. Mit Recht aber fiel es mir beym Anblick des Rhone-Gletschers auf, daß diese ungeheure Eismasse von der Furka herabkommen, oder hervorgebracht werden sollte.

daß sie von der Hitze des Sommers aufgelöst werden. Man kann daher annehmen, daß die Gletscher jährlich an ihrem Fuß eine kleinere oder größere Menge von Steinen, und Sand niederlegen, indem sie alles abwerfen, was auf den Eisklumpen liegt, die an ihrem Rande von der Hitze des Sommers verzehrt werden. Wenn nun die Gletscher in einem starken und anhaltenden Winter ungewöhnlich anwachsen; so drängen sie mit ihren vordersten Eismassen alle Felsstücke, Steine, und Sandhaufen, die sie in den vorhergehenden Jahren abgeworfen haben, vor sich hin, und bilden dadurch mehr oder minder hohe Schuttwälle, die bey solchen Gletschern, welche gleich dem Rhone-Gletscher keine unüberwindliche Hindernisse ihrer natürlichen Ausbreitung antreffen, einen halben Cirkel bilden. Solcher halbcirkelförmigen Dämme, die in Savoyen maremmes oder enceintes genannt werden, kann man vor dem Rhone-Gletscher drey bis vier unterscheiden. Der äußerste unter diesen Schuttwällen, der von dem jetzigen Rande des Gletschers am weitesten entfernt ist, nähert sich beynahe dem Gebirge, welches die Natur dem Gletscher entgegengesetzt hat, und ich mußte eine gute Viertelstunde gehen, bevor ich von den ersten Trümmern, welche der Gletscher zur Zeit seines größten Anwachses fortgeschoben, und zurückgelassen hat, an die Mündungen kam, aus welchen die Rhone hervorfließt. Von den ältern Trümmer-Haufen haben Regen und Schnee den Graus, oder Sand größtentheils herabgewaschen. Der letzte und höchste Schuttwall hin-

gegen, der nur wenige Schritte von dem jetzigen Rande des Gletschers aufgehäuft war, hatte eine so tiefe Decke von grobem und feuchtem Sande oder Kiese, daß ich allenthalben, wo ich hinanstieg, weit über die Schuhe hineinsank. In diesem Damme zog besonders eine Anhöhe, die wie ein Hügel aus dem Trümmerhaufen hervorstieg, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich arbeitete mich also mit vieler Mühe hinauf, weil ich hoffte, daß ich auf dieser Höhe eine bessere Aussicht auf den Gletscher erhalten würde, als man sonst nahe an seinem Rande hat. Als ich die Höhe des Schutthügels beynahe erstiegen hatte, entdeckte ich zu meiner größten Verwunderung, und bald zu meinem nicht geringen Schrecken eine Oeffnung, und unmittelbar unter dieser Oeffnung schmutzige Eismassen, die durch einen weiten Schrund von einander gespalten waren. Der Hügel bestand daher nicht bloß aus Granitblöcken, und aus kleinern Steinen und Sand, sondern vorzüglich aus hohen und mächtigen Eisklumpen, die durch eine Sandrinde, wie durch eine Larve verdeckt, und wahrscheinlich vor nicht gar langer Zeit durch den Einsturz eines Eisgewölbes von dem übrigen Gletscher getrennt worden war. Wenn ich die Spalte der Eismasse nicht früh genug wahrgenommen hätte, und hineingerutscht wäre; so hätte ich freylich nicht zu Tode fallen, allein ich hätte durch den nachströmenden Schutt bedeckt, und erstickt werden können. Ungeachtet ich unzählige Felsstücke und kleinere Steine in der Nähe betrachtete; so entdeckte ich doch in den Schutt-

wällen vor dem Rhone-Gletscher nichts, als Blöcke von Granit, oder Stücke von Quarz und Feldspath: einige Fragmente ausgenommen, die mir Hornstein, oder Jaspis zu seyn schienen.

Der Augenschein lehrt es, und die nächsten Anwohner bestätigen es auch, daß der Rhone-Gletscher nicht bloß in dem gegenwärtigen Jahre, (in welchem alle Gletscher wegen der außerordentlichen Hitze mehr, als seit Menschendenken abgenommen haben,) sondern schon seit mehr, als zwanzig Jahren zurückgewichen, oder kleiner geworden seye. Der Rhone-Gletscher also beweist die gemeine Sage in der Schweiz nicht: daß die Gletscher beständig zunähmen, und daß immer mehr Alpen und Wiesen von ihnen bedeckt und verdorben würden. Diese niederschlagende Meynung, welcher auch viele Gelehrte anhängen, kann freylich nur durch sorgfältige Nachforschungen in allen Theilen der Schweiz vernichtet, oder bekräftigt werden; allein ich glaube aus der bekannten Natur der Dinge sicher schließen zu können, daß die Gletscher mit jedem Jahrhunderte nothwendig abnehmen müssen. Regen, Stürme, und Bäche, Kälte und Lauinen greifen die höchsten Gebirge unaufhörlich von allen Seiten an, und reißen in jedem Jahre von ihren Gipfeln und Wänden beträchtliche Trümmer ab. Es kann daher nicht fehlen, daß nicht die höchsten Schneegebirge zwar unmerklich, aber beständig, verkleinert werden sollten; und wenn man dieses zugiebt, so muß man, scheint es, auch zugeben, daß die zusammenschwindenden Schneeberge in gleichem Verhält-

niſſe weniger Schnee erhalten, und alſo immer weniger zur Erzeugung und Unterhaltung der Gletſcher beytragen können.

Der Rhone-Gletſcher läuft nicht, wie viele andere, in ſteile und unerſteigliche Pyramiden aus; ſondern er iſt, die Mündungen oder Ausflüſſe der Rhone ausgenommen, allenthalben zugänglich, und weit hinauf eben, und gangbar, ungeachtet er nach allen Richtungen hin in mehr, oder weniger lange und breite Tafeln zerſchnitten iſt. Wenn wir auch einen ſichern des Gletſchers kundigen Führer bey uns gehabt hätten; ſo würde es uns doch an Zeit gefehlt haben, um uns weit auf den Gletſcher hinauf zu wagen. Das vorderſte Eisgewölbe, aus welchem der erſte Arm der Rhone herausſtrömt, war vor kurzem, vielleicht vor wenigen Stunden eingefallen, indem die Trümmer noch faſt unverſehrt in dem Bette des Fluſſes lagen, und ſich noch nicht einmal der Anfang eines neuen Gewölbes gebildet hatte. Das andere Eisgewölbe aber, aus welchem der zweyte Arm der Rhone hervorkommt, ſtand in ſeiner ganzen Pracht und Größe da. Die Höhe des Gewölbes betrug wenigſtens dreyßig Schuhe, und die Dicke der himmelblauen Eistafeln, womit die hohe und weite Oeffnung überwölbt war, wenigſtens vierzig, wo nicht noch mehrere Schuhe. In dem Grunde dieſes ſapphirnen Gewölbes ſchien die Decke auf gewaltigen Eisſäulen zu ruhen, die aber gewiß herabgefallene Eisklumpen waren, welche beynahe bis an das Gewölbe hinanreichten. Noch viel maleriſcher waren

die mannigfaltig gestalteten Eismassen, die an und vor dem Eingange der feenhaften Rhone-Höhle gleich zerbrochenen Säulen, oder abgestumpften Pyramiden umherlagen, und den kostbaren Trümmern eines zerstörten Tempels, oder Pallastes ähnlich sahen. Die Oberfläche der Eisklumpen, die sich von dem Gletscher abgelöst hatten, war viel lockerer, und zerreiblicher, als das feste Gletscher-Eis sonst ist, und man könnte es fast mit dem Zellgewebe von Knochen oder Pflanzen vergleichen, aus welchem die integrirenden, oder ausfüllenden Theile durch die Zeit, oder durch die Kunst herausgetrieben worden. Als ich vor dem Eisgewölbe der Rhone stand, dachte ich mit Entsetzen an die Kühnheit einiger Hirten, oder Jäger, von welchen man erzählt, daß sie durch diese Oeffnung unter den Rhone-Gletscher hinuntergedrungen seyn, und unter beständigen Gefahren, von einstürzenden Eisgewölben zerschmettert zu werden, die Entdeckung gemacht hätten, daß es unter dem Rhone-Gletscher mehrere, und lange Gänge gebe, in welchen man wie in unterirdischen Gallerien fortgehen könne. *).

*) Daß es unter den Gletschern hohe und lange Gallerieen gebe, ist noch im Jahre 1787 durch eine Begebenheit ausser Zweifel gesetzt worden, die vielleicht die einzige in ihrer Art ist, und durch deren kurze Erzählung ich den Dank aller derjenigen Leser zu verdienen hoffe, denen der zweyte Band des Höpfnerischen Magazins noch nicht in die Hände gefallen ist. — Der jetzige Wirth in Grindelwald, Christen Borren, wollte im Anfange des Julius 1787 eine kleine Heerde von Schaafen und Ziegen,

Nichts ist widersprechender, als die Nachrichten, die man in den zuverlässigsten Schriftstellern über die Quellen der Rhone findet. Gruner erzählt, wenn ich mich anders recht erinnere, daß aus dem obersten

die an dem Mettenberge geweidet hatten, über den obern Grindelwald-Gletscher führen, damit sie einige Weideplätze am Wetterhorn abätzen möchten. Bey diesem Uebergange über den Gletscher kam man an eine weite Spalte, über welche die meisten Thiere samt dem Hirten-Knaben hinübersezten; allein einige Schaafe waren zu schwach oder zu zaghaft, um ein Gleiches zu thun, und blieben vor dem Schrunde stehen. Hierauf entschloß sich Borren, eins nach dem andern über die Spalte hinüber zu werfen. Kaum aber hatte er das erste aufgehoben, als der Rand des Schrundes, auf welchem er stand, einbrach, und ihn in einen 64 Schuh tiefen Abgrund hineinwarf. Bey diesem Fall zerbrach der Wirth den linken Arm, verrenkte die rechte Hand, und er wäre also ohne Rettung verloren gewesen, wenn ihm nicht seine Geistes-Gegenwart da zu Hülfe gekommen wäre, wo ihn unter der undurchdringlichen Gletscherdecke keine menschliche Gewalt hätte hervorziehen können. Der verstümmelte, und durch den Fall betäubte Mann dachte gleich in dem dunkeln Abgrunde daran, daß in der Gegend, wo er herabgefallen sey, der Weißbach sich vom Wetterhorn in den Gletscher hineinstürze, und daß solche Bäche unter den Gletschern, wo sie durchfließen, sich gleichsam offene Wege bahnen. Diesem richtigen Gedanken zufolge arbeitete er sich bald auf den Knien und oft auf dem Bauche rutschend eine Strecke von wenigstens 130 Schuhen durch, und kam glücklich bey dem Weißbach-Fall an dem Orte, wo er sich vorgesetzt hatte, unter dem Gletscher hervor.

Eisschrunde ein Bach hervorquille; daß dieser Bach, bereichert durch einen andern, der nahe an seinem Ursprunge von der Grimsel herabkomme, auf den untern Theil des Gletschers falle, sich dort verliere, und endlich am Fuße des Gletschers in einem doppelten Strome wieder hervorkomme. Besson hingegen behauptet den durchaus unhaltbaren Satz, daß die Rhone gar nicht unter dem Rhone-Gletscher entstehe, sondern daß man ihren wahren Ursprung an der linken Seite des Gletschers am Fuße des Saasberges suchen müsse, wo drey Quellen aus dem harten Felsen hervorsprudelten, und einen kleinen Bach bildeten, der in den Rhone-Gletscher hinabfalle, und an den Mündungen desselben wieder hervordringe. Wenn die drey Quellen am Saasberge nur einen kleinen Bach ausmachen; so können sie unmöglich als der einzige und wahre Ursprung der Rhone, oder, wie man in der Schweiz häufiger sagt, des Rhodans, angesehen werden. Beide Arme der Rhone, die aus dem Gletscher hervorbrechen, sind so breit und wasserreich, daß ein jeder mit Recht den Namen eines grossen Gletscherbachs verdient. Auch ist es gar nicht anders denkbar, und der Augenschein lehrt es an allen Gletschern, als daß im Sommer an der Oberfläche sowohl, als Unterfläche des ganzen Gletschers unzählige Eistheilchen aufgelöst werden, und entweder in einzelnen Tropfen herabfallen, oder in kleine Gletscherbäche zusammenrinnen, und endlich in die beiden Hauptströme zusammenfließen. In den warmen Monaten also ist der ganze Gletscher zuverlässig die

Hauptquelle der Rhone, wie man auch aus ihrem trüben und weißlichen Waſſer ſieht, das von dem klaren Waſſer von Felsquellen gänzlich verſchieden iſt. Viel höher und ſtärker aber, als die bisher angegebenen Quellen der Rhone, iſt diejenige, die ich von keinem Schriftſteller angeführt gefunden habe, ungeachtet ſie mehr, als alle übrigen in die Augen fällt. Dieſe höchſte und entfernteſte unter den ſichtbaren Quellen der Rhone iſt ein gewaltiges Gletſcherwaſſer, das von dem ſogenannten Spitzli herabkommt, an dem weſtlichen Fuße der Furka wegfließt, und ſich mit einem weit hörbaren Geräuſche in die öſtliche Seite des Rhone-Gletſchers ſtürzt. Der Spitzli, von welchem dieſer, einem Arme der Rhone wenigſtens gleiche Gletſcherbach herabſtrömt, iſt ein Schneeberg, der ſich viel höher, als die Furka erhebt, und wenn man von dem letztern Berge herunterſteigt, zur linken Hand ſteht. Der Gipfel des Spitzli iſt mit ewigem Schnee bedeckt, und wo dieſer aufhört, fängt ein breiter, und ſteiler Gletſcher an, aus welchem ſich das erwähnte Gletſcherwaſſer ſammelt.

Nachdem wir einige Stunden auf und an dem Gletſcher zugebracht hatten; ſo entſtand unter uns von neuem die Frage, ob wir nach Ober-Geſtelen in Wallis, und von da auf die Grimſel gehen, oder ob wir geradezu die Mayen-Wand hinanſteigen wollten, um dadurch die Hälfte des Weges zu gewinnen, indem man von dem Rhone-Gletſcher über die Mayen-Wand nach dem Spital nur drey, über Ober-Geſtelen hingegen ſechs Stunden zu machen hat. Die

Mayen-Wand ist eine wenigstens zweyhundert Klafter hohe, sehr steile, und beynahe senkrechte Bergwand der Grimsel, die bis an das Ufer der Rhone hinabläuft, und über und über mit Alpyosen, und Grase bewachsen ist. Wir hatten die Tage vorher den Gedanken, über die Mayen-Wand auf die Grimsel zu kommen, gänzlich aufgegeben, weil alle diejenigen, die wir fragten, und noch am Abend vorher der Herr Pfarrer Wyttenbach aus Bern uns versicherten, daß es uns unmöglich seyn würde, diese steile, und glatte Bergwand hinanzuklimmen. Als wir eben aufbrechen wollten, kam ein Ober-Walliser zu uns, der sich erbot, uns die Mayen-Wand ohne alle Gefahr hinanzuführen, und zugleich betheuerte, daß er des Weges vollkommen kundig sey. Dieser Mann fand zuerst bey unsern jungen Freunden Gehör, und diese beredeten uns, wenigstens den Versuch zu machen. Wir ließen daher unsern Führer aus Urseren sammt seinem Pferde, und Suters Bedienten mit dem Bescheide zurück, daß sie an den Ufern der Rhone so lange warten sollten, bis wir ihnen zurufen würden, daß sie ihren Weg nach Ober-Gestelen antreten könnten. Als wir unsere Fußeisen angelegt hatten, fingen wir mit wachsendem Muthe an, die Mayen-Wand hinanzusteigen. Der Ober-Walliser führte uns trefflich, indem er die abschüssige Bergwand nicht in gerader Linie, sondern in lauter schlangenförmigen Bewegungen oder Windungen hinanklimmte. Das Steigen war zwar sehr mühsam, und wir mußten deßwegen alle fünf bis acht Min-

ten Halte machen; allein es war mit keiner Gefahr verbunden, indem die Mayen-Wand mit häufigen Alprosen bewachsen, und überdem sehr uneben und höckericht war, so daß man immer einen festen Fuß fassen konnte. Wir waren kaum eine Viertelstunde gegangen, als wir den zurückgelassenen zuriefen, daß sie nur ihre Straße ziehen könnten. Wir freuten uns insgesammt über den Entschluß, den wir gefaßt hatten, und konnten nicht begreifen, wie die Mayen-Wand zu dem übeln Rufe der Gefährlichkeit oder Unzugänglichkeit gekommen sey. Dieser Triumph über alle diejenigen, die weniger gewagt hatten, als wir, dauerte aber nur eine kurze Zeit. Je höher wir stiegen, desto steiler und ebener wurde die Mayen-Wand, desto kürzer das Gras, und desto seltener die Alprosen, oder ähnliche holzartige Pflanzen, an welche wir uns bisher gehalten hatten. Nach einer Stunde Klimmens war es uns fast eben so schwer, gegen die beynahe senkrechte, und immer glattere Mayen-Wand hinanzudringen, als es uns geworden wäre, an dem hohen Gemäuer eines Thurms, oder an einer abgeschnittenen Felswand hinanzuklettern. Wir konnten nicht mehr gehen, sondern wir mußten Kniee und Hände zu Hülfe nehmen, und bisweilen hingen wir an der fürchterlichen Höhe der Mayen-Wand bloß mit den Händen, wenn Kniee und Füße wegen des glatten Grases ausrutschten. Als wir unter diesen mißlichen Umständen unsern Führer fragten, ob wir nicht bald dem Ausgange von der Mayen-Wand nahe wären; so erhielten wir die tröstliche Antwort,

daß er den Weg ſelbſt nicht recht wiſſe, daß er ihn aber ſuchen wolle. Sie können leicht denken, welchen Eindruck dieſe Antwort auf uns in einer Lage machte, wo wir ohne offenbare Lebensgefahr keinen Schritt vorwärts machen, und noch vielweniger zurückgehen konnten. Während daß der Ober-Walliſer hinging, den Weg zu ſuchen, der uns queer über die Mayen-Wand auf die Grimſel-Straße führen ſollte, blieben wir, ein jeder an dem Platze, den er erreicht hatte, ſtehen, oder liegen; und in dieſem Zwiſchenraume ſuchten wir uns an den Anblick der gähen Tiefe zu gewöhnen, die wir unter uns hatten, und die wir, der Weg mochte gefunden werden, wo er wollte, ſtets zur linken Seite behalten mußten. Nach einer guten Viertelſtunde kam der Walliſer zurück, und kündigte uns an, daß er den rechten Weg entdeckt habe, indem er noch friſche Spuren der Fußeiſen von Reiſenden, die vor kurzem darüber gekommen ſeyn müßten, habe unterſcheiden können. Der Weg ſey aber ein bloßer Gaiß- oder Ziegenweg, und ſo ſchmal, und für nicht geübte Bergſteiger ſo gräßlich, daß er uns lieber darüber tragen, als führen wolle. Keiner von uns konnte den Gedanken aushalten, ſich von einem ältlichen und dem Anſcheine nach nicht ſtarken Mann über einen Pfad tragen zu laſſen, von welchem der Träger ſelbſt zweifelte, ob wir ihn würden gehen können, wiewohl wir bald nachher von dem Spitalmeiſter auf der Grimſel hörten, daß er ſchon manche Reiſende über die Mayen-Wand getragen habe. Wir ſchleiften uns alſo langſam,

meiſtens mit dem ganzen Cörper an die Mayen-Wand gelehnt, an den Anfang des ſogenannten Gaißweges hin. Dieſer Weg lief an dem unterſten, und ſchmalen Rande einer mit Gras bekleideten Erd- oder Felſenbank weg, die ſich nicht nur ſenkrecht und unerſteiglich emporhob, ſondern auch um mehrere Schuh über die zweyhundert Klafter hohe Mayen-Wand wie ein Erker an einem hohen Thurme hinausragte, ſo daß wir bey einem Fehltritt zehn und mehrere Klafter durch die Luft gefallen wären, bevor wir nur die gähe Mayen-Wand berührt hätten. Wenn aber dieſes geſchehen wäre; ſo würden wir, allem Anſehen nach, mit einem ſolchen beſchleunigten Fall auf die anfangs glatte und ſteile, und nachher mit Steinen und Felsſtücken überſtreute Mayen-Wand hinabgeſtürzt ſeyn, daß wir nicht eher, als nahe an den Ufern der Rhone entweder zerſchmettert, oder geſchunden hätten zur Ruhe kommen können. Der Pfad ſelbſt war ſo ſchmal, daß er da, wo er am breiteſten war, nicht die Breite einer Hand betrug. Auch zog er ſich nicht an dem Fuße der ſteilen Erd-Wand, und über der ſcheuslichen Tiefe in einer geraden, und ununterbrochenen Richtung fort, ſondern man mußte bisweilen, ſo weit man konnte, ſchreiten, und ſich zugleich um ein hervortretendes Felsſtück herumwinden, um ein Fleckchen zu erreichen, auf welchem man kaum mit den Zeehen haften konnte. Ich war zufälligerweiſe der erſte, der den furchtbaren Weg mit dem Führer zu betreten anfing, indem der Walliſer jedesmal nur Einen herüberleiten konn-

te. Ungeachtet der Gaißweg queer über die Mayen-Wand ohne Vergleichung gefährlicher ist, als der Weg vom hohen Kasten herab war; so empfand ich doch nicht den zehnten Theil der Angst, womit ich zwischen den Abgründen in Appenzell herunter rutschte, so sehr hatte der beständige Anblick von tiefen Schlünden, und gähen Abstürzen mein Auge, und meine Einbildungskraft gestärkt. Die geringe Beklommenheit, womit ich den oft einer schmalen Leiste ähnlichen Weg zuerst betrat, verlor sich fast ganz nach den ersten Schritten, die ich gethan hatte, weil ich sah, daß man mit gehöriger Vorsicht alle wirkliche Gefahr vermeiden könne. Da weder zur rechten noch zur linken ein Punct war, wo ich meinen Bergstock hätte hineintreiben können; so ließ ich diesen zurück, klammerte mich mit der rechten, so fest ich konnte, an das Gras der steilen Erdwand an, legte meine linke Hand in die Hände des vorangehenden Führers, und trat allemal auf den Fleck hin, den er verlassen hatte, und zwar nicht eher, als bis ich hörte, daß er fest stehe, und daß ich mich beym Vortreten auf ihn stützen könne. Als wir das erste und gefährlichste Drittel des Weges zurückgelegt hatten, kamen wir an einen Platz, wo der Pfad etwas breiter, und die Erdwand nicht so senkrecht, als vorher war. Hier bat mich der alte Walliser so lange stehen zu bleiben, bis er meine Reisegefährten auch so weit hergebracht habe. Die beiden übrigen Drittheile des Weges machten wir gleichfalls in zween Absätzen, und so entstanden auf unserer Wanderschaft über die

Mayen-Wand zwo Pauſen, deren jede mehrere Minuten dauerte. Wenn die Plätze, wo wir ruhten, weniger gefährlich geweſen wären; ſo hätten wir keine vortheilhaftere Standpuncte für Bergausſichten, als die an den Höhen der Mayen-Wand wünſchen können, indem wir nicht bloß die ganze Kette der Walliſer Schneeberge vom Gotthart bis an den großen Bernhard hin, ſondern auch mehrere Spitzen der Savoyiſchen Eisgebirge von den Strahlen der Abendſonne erleuchtet ſahen. Der Gaißweg queer über die Mayen-Wand beträgt vielleicht nur einige hundert Schritt, allein wir brachten eine gute Viertelſtunde zu, und darüber hinzukommen, und auf der letzten Hälfte des Weges zitterten dem altem Walliſer ſelbſt die Hände, nicht weil er für ſich, ſondern weil er für uns fürchtete. Als wir uns auf der Straße, die über die Grimſel nach Wallis führt, wohlbehalten wieder beyſammen ſahen; wünſchten wir uns gegenſeitig Glück, daß wir die größte, und wie wir hofften, die letzte der Gefahren unſerer Bergreiſe gleich den vorhergehenden ohne allen Unfall überſtanden hätten. Auch hatten wir in der That Urſache, uns zu freuen und Glück zu wünſchen, indem vor wenigen Jahren ein Sächſiſcher Edelmann mit ſeinem Walliſiſchen Führer von der Mayen-Wand hinabgefallen, und ſo gequetſcht und geſchunden worden war, daß man ihn halb todt auf das Spital brachte, wo er fünf Tage liegen mußte, bevor man ihn nach Meiringen hinabtragen konnte. Unſer Führer freute ſich nicht weniger, als wir, und fragte uns lachend: ob wir nun

wüßten, was die Mayen-Wand bedeute? Suter, den wir erſt auf der Grimſel-Straße wieder ſahen, war in viel größerer Gefahr, als wir alle, geweſen. Da der alte Walliſer uns verließ, um den Weg über die Mayen-Wand aufzuſuchen, hatte er ſich in ähnlicher Abſicht aufgemacht, war viel höher, als wir, hinaufgeſtiegen, und war endlich an die Felsmauer gekommen, wodurch die Mayen-Wand von der Straſſe auf die Grimſel abgeſondert wird. Es wurde ihm nicht ſchwer, dieſe Felsmauer zu überklettern; allein unter derſelben zeigte ſich ein mit Graſe bewachſener der Mayen-Wand ähnlicher Abſturz, der noch gäher, als dieſe, und wenigſtens halb ſo hoch war. So unwahrſcheinlich es ihm ſelbſt vorkam, daß er an dieſer ſteilen Wand, ohne einen Fehltritt zu thun, würde hinabſteigen können; ſo mußte er ſich doch dazu entſchließen, weil der Rückweg noch gefährlicher und viel länger geweſen wäre, und weil er nicht wußte, ob wir einen beſſern Ausweg gefunden hätten. Suter hatte kaum einige Schritte gethan, als er ausglitſchte, und mit der größten Geſchwindigkeit dreyßig bis vierzig Klafter hinabſtürzte, ohne ſich an irgend etwas halten zu können. Zu ſeinem Glück erhaſchte er endlich eine Alproſe, die ſtark genug war, ſeinen heftigen Fall zu hemmen. Er raffte ſich alſo wieder auf, kroch das übrige der Wand glücklich hinab, und kam, ſeine zerriſſenen Kleider und blutigen Hände ausgenommen, unbeſchädigt bey uns an. Wir waren alle über unſere überſtandene Abenteuer ſo erfreut, daß wir es nicht eher, als am todten See

wahrnahmen, daß der Himmel ſich getrübt hatte, daß die Spitzen der Berge ſich in Nebel hüllten, und daß wir uns auf dem obern Grimſel-Thal in der ſchrecklichſten aller Einöden fanden, gegen welche diejenigen, die wir bis dahin geſehen hatten, noch lachende Thäler genannt werden konnten. Die Grimſel iſt zwiſchen dem todten See und dem Spital, die eine gute Stunde von einander entfernt ſind, noch viel nackter und zerrißner, als der Gotthart zwiſchen Hoſpital, und dem Capuziner Hoſpitio. Die ganze Straße iſt nicht bloß mit Graus, oder kleinen Steinen, ſondern mit ungeheuren Granitblöcken bedeckt, und wo dieſe einigen Raum laſſen, ſtreckt das verwüſtete Urgebirge ſeine entblößten Riſengerippe hervor. Wir gingen, oder ſprangen vielmehr, ſo geſchwind als wir konnten, über die glatten Granitbänke, und die ſcharfen Felſenſtücke weg, weil die Nebel immer dichter wurden, und tiefer zu uns herabſanken. Als wir nicht weit mehr vom Spital entfernt waren, hörten wir gegen das Haßli-Thal hin tief unter uns donnern. So neu und feierlich dies dumpfe Donnern in den unter uns liegenden Thälern war; ſo überraſchend und zum Theil furchtbar war das Rufen und Blaſen der Hirten auf den benachbarten ganz umwölkten Höhen, indem ihre Muſik und Stimme aus Gewittern herab zu tönen ſchien. In eben dem Augenblick, in welchem wir ins Spital eintraten, fing es heftig an zu regnen, und dieſer Regen dauerte die ganze Nacht, und dauert noch immer fort. Je ſtärker der Regen wurde, deſto öfter, und

lebhafter erneuerte ſich in uns die Freude, daß wir demſelben entgangen waren: zugleich aber überfiel uns ein Schauder bey dem Gedanken, daß wir wahrſcheinlich alle verloren geweſen wären, wenn das Gewitter ſich einige Stunden früher geſammelt, wenn es mit ſeinen Nebeln den unbekannten Pfad verfinſtert, und die ſchlüpfrige Mayen-Wand ſammt dem gefahrvollen Gaißweg noch ſchlüpfriger, und gefährlicher gemacht hätte. Man behauptet gemeiniglich, daß aus den Mündungen der Gletſcher deſto kältere Luftſtröme hervordringen, je näher bevorſtehende Gewitter ſind. Dieſe Regel litt geſtern eine gänzliche Ausnahme; denn wir fühlten an dem Rande des Rhone-Gletſchers gar nicht den ſchneidenden Wind, der ſonſt aus den Eisgewölben hervorzubrechen pflegt. Die Tagereiſe, die wir geſtern machten, iſt eine der ſtärkſten, die man machen kann. Man rechnet von Urſeren bis zum Spital auf der Grimſel acht, oder gar zehen Schweizerſtunden, und unter dieſen Stunden ſind alle die Gänge nicht einmal mit begriffen, die wir während unſers zweyſtündigen Aufenthalts am Rhone-Gletſcher gemacht haben.

Die Grimſel iſt unſtreitig viel höher, als der Gotthart. Jene iſt drey, bis vier Monate lang ganz unzugänglich, da man über den Gotthart den ganzen Winter durch reiſ't, und die Straße bey anhaltenden Schneeſtürmen höchſtens einige Tage unbrauchbar gemacht wird. Auch fanden wir an der Grimſel-Straße noch große Klumpen von Schnee, von welchem an der Gotthards-Straße, und ſelbſt in dem

Thale, in welchem das Hoſpitium liegt, keine Spur mehr zu ſehen war. Vielleicht iſt die größere Höhe der Grimſel die Urſache, warum die Witterung auf dieſem Berge weniger ungeſtüm, als auf dem Gotthart iſt. Es regnet auf der Grimſel nur ſelten; noch viel ſeltener fallen Schloßen, und nach der Ausſage des Spitalmeiſters ſchlägt es nie ein. Der beſſern Witterung muß man es alſo wohl vorzüglich zuſchreiben, daß ſich auf der Grimſel viel trefflichere Alpen für Kühe und Ziegen, als auf dem weniger hohen Gotthart finden. Der Käſe, die Butter, und die Milch, die auf der Grimſel bereitet oder gewonnen werden, ſind ſo kräftig und ſchmackhaft, als in irgend einer andern Berg-Gegend der ganzen Schweiz. Dieſe Alpen-Producte, und dann recht gutes Brod ſind die vorzüglichſten und faſt die einzigen Nahrungsmittel, die man im Spital auf der Grimſel zu finden ſicher rechnen kann. Fiſche ſind auf dieſer Höhe gar nicht zu haben, und junges Ziegen- oder Gemſen- und Murmelthier-Fleiſch, womit der freundliche Spitalmeiſter gewöhnlich verſehen iſt, widerſteht dem Geſchmack der meiſten Reiſenden. Murmelthier-Fleiſch koſtete ich auf der Grimſel zum erſtenmal, allein es ſchien auch mir, wie den meiſten übrigen Fremdlingen, ſo fett und fade, daß ich mich lieber Wochenlang mit dem Fleiſche von jungen Ziegen, und Gemſen, als nur einen Tag mit dem von Murmelthieren nähren möchte. Der Spitalmeiſter zeigte uns ſeinen Vorrath von Cryſtallen, Granaten, und andern Steinen, die er auf der Gemsjagd

gesammelt hatte, und überließ es uns, welche Stücke, und zu welchen Preisen wir wollten, auszusuchen. Ich wählte vor allen andern einen kleinen Vorrath von Granaten, die ohne Ausnahme mit einer zarten Glimmerrinde überzogen waren.

Die Grimsel wird jetzo, wie alle übrige Theile der Schweiz, häufiger, als vormals besucht. Wir fanden in dem Buche, in welches der Spitalmeister die Fremden bittet sich einzuschreiben, die Namen von Reisenden fast aus allen Gegenden von Europa, die schon in diesem Sommer über das Gebirge gegangen waren. Mehrere derselben, und besonders diejenigen, die in den letzten acht Tagen die Grimsel bestiegen hatten, klagten bitterlich über die Mühseligkeiten des Weges, über die Kälte, und Schneegestöber, von welchen sie auf der Reise wären überfallen worden. Noch vor wenigen Jahren war die Wohnung des Spitalmeisters so enge, und wegen ihrer Eingeschränktheit so unreinlich, daß die Reisenden sich nicht ohne Eckel darin aufhalten konnten, und meistens genöthigt wurden, ihre Nachtlager auf dem Heuboden zu suchen. Um den gerechten Beschwerden der Fremden abzuhelfen, hat der Stand Bern das Spital erweitern, zwey neue Zimmer anbauen, und diese mit vier Betten versehen lassen. Man kann von den Betten eher sagen, daß sie reinlich, als von den Möblen, daß sie bequem sind; denn sie bestehen bloß in zween hölzernen Tischen, um welche an beiden Seiten niedrige hölzerne Bänke herlaufen. Der Boden des größern Zimmers hat

ohngefähr in der Mitte eine Oeffnung, die einen guten Schuh ins Gevierte hat, und bloß mit einem Brett bedeckt ist. Durch diese Oeffnung kann der Spitalmeister stets sehen, was in seinem Schaaf- und Ziegenstall vorgeht, der gerade unter dem Zimmer ist. Durch eben diese Oeffnung aber dringt der widerliche Geruch herauf, der vorzüglich beym Eintritt in die größere Stube auffallend ist.

Weil es noch immer fortregnet; so haben wir den Vorsatz, den wir diesen Morgen ausführen wollten, den Lauter-Aar-Gletscher zu besuchen, aufgegeben. Nach allen Beschreibungen, die ich gelesen und gehört habe, und die auch durch den Spitalmeister selbst bestätigt werden, hat weder die Mündung des Aar-Gletschers, noch auch der Gletscher selbst, so weit er gemeiniglich von Reisenden besucht wird, und wahrscheinlich auch von uns besucht werden würde, so viel Merkwürdiges und Unterscheidendes, daß es der Mühe werth wäre, deßwegen einen Tag zu verlieren, und noch eine Nacht auf der Grimsel zu bleiben. Der Lauter-Aar-Gletscher ist eine große Strecke lang mit schmutzigem Graus oder Sande, und mit Felsstücken so dick bedeckt, daß man vor denselben fast nicht das Eis wahrnehmen kann. Wer Lust, und Zeit, und Uebung genug hat, um weiter auf das Eismeer vorzudringen, das von der Grimsel anfängt, und viele Stunden lang bis an die Vereinigung der großen Walliser- und Berner-Gebirgketten fortläuft, der sieht freylich Reihen von Schneebergen, und Eisthäler, wie sie sich in der

ganzen Teutschen Schweiz nicht wieder finden. Allein da wir nicht wissen, ob wir Muth genug haben würden in der Begleitung des einzigen Spitalmeisters uns weiter, als die meisten Reisenden auf die Grimsel-Gletscher zu wagen, und da wir überdem die Absicht haben, das Eismeer hinter dem Montanvert im Chamouni-Thale zu besuchen; so haben wir uns entschlossen, wenn das Wetter sich gegen Mittag aufklären sollte, die Grimsel hinab nach Meiringen zu gehen. Man schätzt zwar diesen Weg auf sieben starke Schweizerstunden; wir hoffen ihn aber in eben so viel Stunden Zeit zu machen, weil man fast immer Bergab geht. Wenn ich es bedaure, daß wir die Grimsel-Gletscher nicht sehen werden; so ist es gar nicht um der Gletscher selbst willen, mit deren Anblick ich fast gesättigt bin, sondern weil ich dadurch die Gelegenheit verliere, das Finster-Aarhorn in der Nähe zu sehen, welches der Spitalmeister, und wie ich auf dieser Reise gehört habe, auch der Herr Professor Tralles, und andere Gelehrte in Bern für den höchsten unter allen Wallisischen und Bernischen Schneebergen halten. Nach der Aussage des Spitalmeisters erhebt sich das Finster-Aarhorn weit über das Schreckhorn, und die Jungfrau, unter welchen wiederum jenes höher, als diese seyn soll. Die Messungen der Bernischen Berge, welche ein Hauptmann Weiß, oder Wyß, für den verdienstvollen Fabricanten Meier in Aarau ange-

ſtellet hat, werden es entſcheiden *), welcher unter den Berniſchen Bergen der höchſte, und ob keiner unter ihnen ſey, der dem Montblanc den Ruhm der höchſten Höhe ſtreitig machen könne?

Meiringen, am 12. Aug.

Während, daß meine Reiſegefährten bey einem trüben und regnichten Wetter den Reichenbach beſuchen, will ich ihnen kürzlich unſere geſtrige Reiſe von dem Grimſel-Spital bis hieher beſchreiben. Geſtern gegen Mittag klärte ſich der Himmel auf. Um ein Uhr war er rein von Nebel, und trübenden Wolken, und wir machten uns daher gleich auf den Weg, um noch bey guter Zeit nach Meiringen zu kommen. Wir gingen ſo raſch, daß wir ſchon um vier Uhr in Guttanen waren, wohin man vom Spital vier gute Stunden rechnet. In Guttanen ruheten wir eine Stunde aus, und langten gegen halb neun Uhr in Meiringen an. Wir erhielten im wilden Mann in kurzer Zeit ein gutes Abendeſſen, und eben ſo gute Betten; und es zeigte ſich allenthalben, daß der neue Wirth viel beſſer, als der vorige eingerichtet ſey. Auch kommen, wie mir dieſen Morgen mein Barbier, ein ehrlicher Landmann des Thals ſagte, mehr

*) Nach den neueſten Meſſungen iſt die Höhe des Schreckhorns 10,100, des Finſter-Aarhorns 10,420, und der Jungfrau 10,200 Fuß über dem Thuner-See befunden worden. Dieſe Berge bleiben daher viel weiter unter dem Montblanc zurück, als ich geglaubt hätte. Man ſehe Höpfners Magazin IV. S. 116.

Fremde als sonst bieher, seit ein gewisser Professor Meiners in seinen Briefen vom Haßli-Thal, und von dem Reichenbach geredet habe. Als ich dem guten Mann die Entdeckung machte, daß er eben diesen Professor Meiners unter dem Messer habe, so entschuldigte er sich noch weit mehr, als zuvor, daß er seine frischgeschliffene Messer nicht mit dem heutigen Boten von Bern erhalten habe.

Ich war auf den Weg an der Grimsel herab äusserst neugierig, weil viele Reisende mir versichert hatten, daß dieser Weg ungleich merkwürdiger, als die Gottharts-Straße sey. Nachdem ich die Wege über beide Berge gemacht habe, und mit einander vergleichen kann; so würde ich doch denjenigen, der nur einen von beiden besuchen könnte, immer den Rath geben, lieber den Gotthart, als die Grimsel zu besteigen. Allerdings hat die Grimsel-Straße mehrere Vorzüge, oder doch Eigenthümlichkeiten, welche die Gottharts-Straße entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in gleichem Maaße hat. Und zu diesen Eigenthümlichkeiten gehören zuerst folgende: daß die Felsenwände, zwischen welchen die Aar sich hinabstürzt, viel höher, die Spitzen, die sich aus diesen Felsmauern erheben, viel schärfer, schneidender, und eingekerbter, und der Weg dadurch ungleich länger, als durch die Schöllenen am Gotthart ist. Allein eben dieser stundenlange Anblick von nackten und furchtbaren Felswänden machen den Weg, auf oder von der Grimsel, öde und einförmig. Vom Spital bis nach Guttanen sieht man in einer Stre-

cke von vier Stunden nur zwo kleine Hütten, weil sonst nirgends Platz genug ist, wo man eine Hütte hinbauen, und für einige Kühe und Ziegen Weide finden könnte; da hingegen auf der Gotthards-Strasse stets die wilde und angebaute, die schöne und erhabene Natur in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit mit einander abwechseln. Wenn man an der Grimsel herabkommt, so findet man, wie beym Herabsteigen von allen ähnlichen hohen Bergen dieselbigen geringen Anfänge und dieselbige Folge, oder Fortschritte der Vegetation. Man sieht zuerst kleine, und dann größere Gesträuche. Auf diese folgen allmählich kleine Bäume, welche die Natur zu vollenden noch nicht Kraft genug hat: dann einzelne große, und endlich Haufen von großen Bäumen, oder Wälder. Erst hinter Guttanen werden beide Seiten der Berge mit Holz bekleidet, so wie die Spitzen der Berge selbst runder werden, und nicht mehr so zerrissen, als in den höhern Regionen aussehen. Der Wasserfall der Aar bey der dritten gesprengten Brücke, und dann der, welcher den beiden Hütten gegenüber ist, sind vielleicht so prächtig, als die schönsten Wasserfälle der Reuß; allein sie sind nicht so vollkommen übersehbar, als diese, die überdem viel zahlreicher sind. Weil der Weg vom Spital bis nach Guttanen steiler, und die Aar vielleicht auch wasserreicher, als die Reuß ist; so ist kein Zweyfel, daß der erstere unter diesen Gletscherflüssen sich mit einer größern Gewalt, als der letzte herabwälze. Diesen stärkern Sturz bemerkt man aber nicht so sehr,

als die tobenden Fluthen der Reuß, weil man die in einem scheuslich tiefen Bett dahin stürmende Aar weit öfter aus den Augen verliert, als ihre Nebenbuhlerin, oder wenn man lieber will, ihre Schwester, die Reuß. Ungeachtet die Grimsel-Straße steiler und auch weniger breit, als die Gotthards-Straße ist; so kann man doch auf jener leichter, als auf dieser herab, und ich glaube auch, hinansteigen, weil sie nicht, wie der Weg auf den Gotthart, mit kleinen Steinen, sondern mit großen Granitplatten gepflastert ist, oder gar über ungeheure Lager von glattem Granit fortläuft. In solche lange Granitlager hat man kleine Kerben, oder flache Einschnitte gemacht, an welche, oder in welchen die Saumpferde sich halten können. Auch hat man in eben diese Granitmassen, die zu den eigenthümlichen Erscheinungen des Grimsel-Weges gehören, an beiden Seiten, oder wenigstens an der Aar-Seite kleine Löcher hineingearbeitet, und in diese Löcher mäßige Pfäle, als Stützen von Geländern getrieben, damit Pferde und Menschen, wenn sie etwa fallen sollten, nicht in die Aar hinabstürzen möchten. Gräßliche Steingüsse, und Felstrümmer, die von Lauinen oder Bergwassern in dem letzten Frühling, oder Herbst herabgeworfen worden, trifft man auf der Grimsel-Straße eben so häufig, als auf der Gotthards-Straße an.

Um Guttanen werden alle Arten von Feldfrüchten gebaut, allein für Obstbäume ist die Luft noch zu scharf. Die Lage von Guttanen ist so hoch, und das Klima so kalt, daß sich nahe bey diesem Dorfe

nicht zwanzig Schritt von einem Getraidefelde ein groſser Klumpe von Schnee, wahrſcheinlich das Ueberbleibſel einer Lauine erhalten hatte. Auf der erſten Stunde dieſſeits Guttanen läuft der Weg noch immer über kleinere oder höhere Hügel; nachher aber wird er ſehr bequem, indem er ſich, den letzten Berg vor Meiringen ausgenommen, durch ebene und ſchöne Wieſen hinzieht. So ergötzend das Wandeln durch die Ebenen des Haſsli-Thals in der milden Abendluft, und im ſanftem Mondſcheine war; ſo unerwartet war uns der letzte Berg vor Meiringen, und ſo beſchwerlich wurde uns ſowohl das Hinauf- als Hinabſteigen, weil wir uns durch unſern ſtarken und beſchleunigten Gang ſehr erſchöpft hatten. Beym Hinaufſteigen waren wir ungewiß, ob wir nicht die rechte, oder nächſte Straſse verfehlt hätten, und beym Hinabſteigen rauſchte uns die nahe Aar ſo laut entgegen, daſs wir an dem Fuſse des waldigen Gebirges fürchteten, dieſem tiefen Strome zu nahe zu kommen, bis wir endlich Lichter, und Häuſer entdeckten. Noch ehe wir den letzten Berg erreichten, hörten wir ein ſchmetterndes Getöſe, wie von einem heftigen nicht fernen Gewitter, welches ich gleich für das Donnern des Reichenbachs erkannte. Dies Donnern wurde uns aber bald nachher durch den Berg entzogen, über welchen wir in das Thal von Meiringen hinabſtiegen.

Die Einwohner des Haſsli-Thals und der übrigen Berniſchen Ober-Länder unterſcheiden ſich von den Landleuten in den flächern Theilen des Cantons

Bern, und besonders von den Aargäuern sowol durch körperliche Bildung, als durch Gemüthsart, und Gebräuche so sehr, daß ich im geringsten nicht zweyfle, daß die erstern eines andern Ursprungs, als die letztern seyen. Beide Geschlechter, besonders aber die Männer des Haßli-Thals und der übrigen hohen Bergthäler des Cantons Bern haben nicht bloß eine viel feinere, und edlere Gesichtsbildung, als die Bauern im Aargäu; sondern sie sind auch höher, schlanker, und schöner von Wuchs, als diese. Ich glaube zwar nicht, daß die Bewohner des Haßli-Thals, wie eine alte Sage erzählt, unmittelbar von den Schweden abstammen; allein es scheint mir sehr glaublich, daß die Haßlithaler, und vielleicht der größte Theil der übrigen Bernischen, oder gar Schweizerischen Hirten Abkömmlinge der Ueberbleibsel der Gothen sind, die nach der Zerstörung ihres Reichs aus Italien entflohen, und entweder in, oder jenseits der Alpen neue Wohnsitze suchten. Einer der aufgeklärtesten Männer in Bern, den ich das Glück gehabt habe bey meinem jetzigen Aufenthalte in der Schweiz kennen zu lernen, erzählte, daß sich aus keiner Gegend seines Vaterlandes so viele junge Leute zum auswärtigen Kriegsdienste anböten, als aus dem Haßlithale, so wie man im ganzen Canton nirgends abgeneigter gegen den Kriegsdienst sey, als in dem gewerbreichen, und üppigen Emmethale. Wahrscheinlich wird sich die Lust zum Kriegsdienste unter den Haßlithalern und übrigen Oberländern, wie unter den Emmethalern verlieren, wenn unter den erstern

Fabrikarbeiten, wie unter den letzten, entstehen, und Reichthümer, oder wenigstens einen höhern Wohlstand, als zu welchem die Bernischen Hirten bisher gelangt sind, hervorbringen werden. Eben der einsichtsvolle Freund, dem ich die zuletzt mitgetheilte Nachricht zu danken habe, wollte behaupten, daß die Ehen im Haßli-Thale, und den übrigen Hirtenländern viel fruchtbarer, als unter den ackerbauenden Landleuten seyen, und daß man fast auf eine jede Ehe zehn Kinder rechnen könne, weil das Aufbringen der Kinder bey Milchspeisen sehr leicht werde. Der größte, oder doch ein großer Theil der zahlreichen Hirtenkinder müsse auswandern, weil Alpen und Wiesen nicht hinreichten, ihnen in ihren reifern Jahren Unterhalt zu verschaffen. Wenn die Nachricht von der ungewöhnlichen Fruchtbarkeit der Ehen unter den einfachen Hirtenvölkern Helvetiens, und der daher entstehenden Nothwendigkeit eines beständigen Auswanderns sich bestätigen sollte; so könnte man daraus erklären, wie Teutschland in seinem rohen Zustande, der geringern Bevölkerung ungeachtet, Jahrhunderte lang so große Schaaren von Kriegerischen Eventeurern ausschicken konnte, ohne sich selbst zu erschöpfen, und wie es möglich war, daß kleine Völker, dergleichen zum Beyspiel anfangs die Sachsen waren, der beständigen Auswanderungen ungeachtet sich dennoch in wenigen Menschenaltern so erstaunlich vermehrten, und ausbreiteten. — Man hat es schon lange mit Verwunderung bemerkt, daß vom Haßli-Thale bis an die zürchischen Gränzen die

Röcke der Weiber immer kürzer, und die der Männer hingegen immer länger werden: ein im geringsten nicht unbedeutender Umstand, den diejenigen nicht aus der Acht lassen müssen, welche die Verschiedenheit der Einwohner des Cantons Bern, und ihre verschiedene Abstammung untersuchen wollen.

Als eine Haupturſache der Bevölkerung, und vorzüglich der Fruchtbarkeit der Ehen in den Gebirgländern führt man die Gemein-Alpen an, die selbst in Bern fast eben so viele Vertheidiger, als die Allmenten in den flachern Gegenden der Schweiz Widersacher haben. Wenn die Gemein-Alpen, sagt man, in den Gebirgländern getheilt würden; so würden sie bald ganz oder großentheils in die Hände von wenigen Reichen kommen, und viele geringe und zahlreiche Familien würden außer Stand gesetzt werden, von dem Ertrage einiger Kühe zu leben, wie jetzo geschieht, da auch die ärmern ihre wenigen Kühe auf die Gemein-Alpen treiben dürfen. Freylich findet einer der Vorwürfe, die man den Gemein-Weiden überhaupt macht, auch gegen die Gemein-Alpen in den Hirtenländern statt: daß nämlich diese Alpen nicht, wie sie sollten, den Armen und Aermsten, sondern vorzüglich den Wohlhabenden und Reichen zu Statten kommen, indem nur derjenige Vieh auf die Gemein-Alpen treiben darf, der den Winter über Kühe bey eigenem Futter durchbringen kann. Die Aermsten also, die keine Kühe halten, verlieren durch ihre Armuth allen Antheil an einer Wohlthat, die allen Gemeindegenossen bestimmt war, und die beson-

ders den Hülfsbedürftigen zu Gute kommen sollte. Auch ziehen die weniger Armen, die eine oder einige Kühe besitzen, aus dem Gemein-Gut nur ein Zehntel des Vortheils, der den Eigenthümern von zehn, oder zwanzig und mehrern Kühen zufließt. So unläugbar es aber ist, daß nach der bisherigen Einrichtung Reiche und Arme die Gemein-Alpen nicht auf gleiche Art nutzen; eben so gewiß ist es, daß es selbst für die Geringern ein unschätzbarer Vortheil ist, daß sie den Sommer über so viele Kühe, als sie den Winter durchfuttern können, auf die Gemein-Alpen treiben dürfen, wo ihnen jedes Stück 14 bis 17 Bernische Cronen einbringt. Diese Erlaubniß war von jeher, und ist auch jetzo noch die Ursache, daß die Geringern sich neben ihren kleinen Hütten so viele Wiesen zu erwerben suchen, daß sie für eine oder einige Kühe Futter davon sammeln können. Allem Ansehen nach würden die Wiesen nicht so getheilt, und die Thäler in den Hirtenländern nicht mit so vielen Hütten überstreut seyn, wenn nicht jeder Besitzer das angebohrne Recht hätte, die Gemein-Alpen nach dem Verhältnisse seiner Grundstücke im Thal zu benutzen.

Ein anderer, und zwar der wichtigste Vorwurf, der den Allmenten gemacht wird, fällt bey den gemeinschaftlichen hohen Berg-Weiden ganz weg: dieser nämlich, daß Gemein-Güter nicht einmal halb so gut genutzt werden, als man sie benutzen würde, wenn sie unter einzelne Eigenthümer vertheilt wären. Die Alpen in den Bergländern lassen sich auf keine

andere Art, als zur Weide nutzen, und wegen ihrer Höhe, oder Entfernung von den Oertern, denen sie zugehören, können sie auch nicht, wie Wiesen, Gärten, und Aecker gedüngt werden. Gesetzt also auch, daß man die Gemein-Alpen, wie die Allmenten von Städten und Dörfern in flachen Gegenden theilte, so würden sie nicht mehr genutzt, und verbessert werden, als jetzo, da sie Gemein-Güter sind.

Ich habe mir oft während meiner Reisen in Teutschland sowohl, als in der Schweiz die Frage aufgeworfen: warum dann unter allen Gebirgländern in Europa allein Helvetien so ausgezeichnet vortreffliche Alpen habe, und wegen dieser Alpen und ihrer herrlichen Kräuter allein Käse hervorbringe, deren Güte man in allen gebirgigen Ländern zu erreichen sich vergebens bestrebt hat? Diese Frage, die ich mir bisher niemals auf eine genugthuende Art beantworten konnte, ist mir auf meiner gegenwärtigen Reise von sachkundigen Männern aufgelöst worden. Die Haupturſache nämlich der eigenthümlichen Vollkommenheit der Schweizerischen Alpen und ihrer Producte liegt in der außerordentlichen Höhe der Schweizerischen Berge, vermöge deren ihre Spitzen und Seiten mit ewigem Schnee, und unvergänglichen Gletschern bedeckt sind. Diese Schneemassen, und Gletscher tränken durch das Schmelzwasser, was unaufhörlich von denselben herabrinnt, die unter ihnen liegenden Alpen gerade in den Monaten am meisten, in welchen an weniger hohen nicht beschneyten Gebirgen die Gräser zu verdorren, und die Quellen zu vertrock-

nen, am meisten in Gefahr sind. Die berühmtesten, schmackhaftesten, theuersten und am längsten dauernden Käse werden daher selbst in der Schweiz einzig und allein auf solchen Alpen bereitet, die an den Abhängen von Hochgebirgen liegen; und wenn also das Pfund Greyerzer- oder Sanen-Käse auf der Stelle mit fünf, und in den übrigen Bernischen Oberländern mit $4\frac{1}{2}$ Batzen bezahlt wird; so giebt man für das Pfund des besten Emmethaler Käses nur 4 und desjenigen, der auf dem Jorat und Jura im Pays de Vaud gemacht wird, nur $3\frac{1}{4}$ Batzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Käse, den man auf den Alpen des Jura, und seiner Zweige, so wie der übrigen nicht beschneyten Gebirge Helvetiens macht, lange nicht einmal die Güte haben, die er wirklich hat, wenn nicht alle diese Vorgebirge der hohen Alpen an dem Wasser-Reichthum der letztern Theil nähmen, und beständig durch die Nebel und Wolken getränkt würden, die von den Schneebergen und deren Gletschern aufsteigen, und sich über die benachbarten Gebirge verbreiten. Nach des Herrn Pfarrers Schinz Bemerkung sind die Italiänischen Alpen viel weniger fruchtbar, als die an der nördlichen Seite der Alpkette, weil die Gebirge, an welchen die erstern liegen, im Ganzen weniger hoch, und zugleich steiler, als die der Teutschen Schweiz sind. Wegen ihrer geringern Höhe sind sie dürrer, und werden entweder gar nicht, oder wenig gewässert, indem nur wenige Spitzen beständigen Schnee behalten. Die steilern Abhänge hingegen der Italiänischen Alpen

werden Urſache, daß dieſe viel mehr durch das Herabrollen von Felsſtücken beſchädigt werden, und fruchtbares Erdreich weniger auf denſelben haften kann. Manche Italiäniſche Alpen ſind daher entweder mit unfruchtbarem Geſträuch, oder mit ſchlechtem unſchmackhaften Graſe bekleidet, und alle Verſuche, ihnen eine größere Fruchtbarkeit zu verſchaffen, ſind daher vergeblich geweſen.

Wenn nun weiß, daß Viehzucht die Hauptbeſchäfftigung in den Schweizeriſchen Alpen iſt; ſo kommt es einem anfangs höchſt befremdend vor, daß in den meiſten Dörfern, und Wirthshäuſern der gebirgigen Gegenden guter Rahm, und friſche Butter viel ſeltener, als in flachen Ländern ſind: daß der vermehrten und verbeſſerten Viehzucht ungeachtet die Butter immer theurer wird: und daß ſelbſt viele Bewohner der hohen Alpen die Butter, welche ſie brauchen, von ihren Nachbaren in den niedrigen Thälern kaufen. Die Oberhaßler zum Beyſpiel erhalten ihre Butter aus Unterwalden, die Grindelwalder aus Lauterbrunnen, und die übrigen Oberländer bringen ſie von dem Markt in Thun zurück, wo ſie von den kleinen Bauern der umliegenden Gegenden feilgeboten wird. Selbſt da, wo die Butter am wohlfeilſten iſt, koſtet das Pfund 4 Batzen, oder den zehnten Theil eines Franzöſiſchen Laubthalers. Anderswo wird ſie zu fünf, und in Freyburg, Luzern, und im Neuenburgiſchen zu ſechs Batzen verkauft. Die Oekonomiſche Geſellſchaft in Bern warf vor kurzem die Preisfrage auf: woher der Mangel, und der ho-

he Preis der Butter im Canton Bern rühre? und diese Frage wurde von mehrern einsichtsvollen Männern auf eine gründliche Art beantwortet. Alle führten und führen den allgemeinen Gebrauch des Caffees mit Rahm selbst auf dem Lande und den Alpen, und dann den hohen Preis der Käse als die vornehmsten Ursachen der Seltenheit, und Theurheit der Butter an. Nach einer Berechnung des Herrn Höpfner wird die Milch nicht nur in solchen Gegenden, wo der Käse am theuersten, sondern auch selbst da, wo er am wohlfeilsten ist, viel vortheilhafter zur Verfertigung von fetten Käsen, als von Butter genutzt. Im Bernischen Oberlande zum Beyspiel geben 1000 Maaß Bergmilch, wovon jedes 4 Pfunde hält, 400 Pfund fetten Käs, und 30 bis 40 Pfund Zieger. Wenn man nun das Pfund des erstern nur zu 4 Batzen, und das des letztern zu 6 Creuzern anschlägt, so werfen 1000 Maaß Berg-Milch in fette Käse verwandelt 1660 Batzen ab, die Molken oder sogenannte Schotten nicht einmal gerechnet, womit Schweine gemästet werden. Wollte man hingegen dieselbige Quantität von Milch zum Buttermachen anwenden; so würde man einen Schaden von 535 Batzen leiden. Denn 1000 Maaß Bergmilch geben nur 200 Maaß Rahm, und eben so viele Pfunde Butter, wovon man jedes Pfund auf der Stelle nicht höher, als zu $4\frac{1}{2}$ Batzen verkaufen könnte. Außer den 200 Pfunden Butter geben 800 Maaß abgenommene Milch noch 80 Pfund magere Käse, das Pfund zu 2 Batzen, und 25 Pfund Zieger, das Pfund zu

1 Batzen. Wenn man nun alles zusammenrechnet, was 200 Pfund Butter, 80 Pfund magere Käse, und 25 Pfund Zieger einbringen; so erhält man doch nur eine Summe von 1125 Batzen, also 535 Batzen weniger, als wenn man aus derselbigen Maße von Milch fette Käse bereitet hätte. Auf den Alpen des Jura, und Jorat, wo man die Käse nicht so theuer, als im Bernischen Oberlande verkaufen kann, sind die Vortheile beym Käsemachen freylich geringer; allein doch immer noch so beträchtlich, daß man auch auf diesen weniger gesegneten Alpen die Bergmilch lieber in Käse, als in Butter verwandelt. So lange das Käsemachen einträglicher, als das Buttermachen bleibt; so lange werden alle Bemühungen der Obrigkeiten, die Verfertigung von Butter zu befördern, fruchtlos bleiben, und die Butter wird beständig im Preise steigen, bis die Aelpler wahrnehmen, daß beym Buttermachen eben so viel, oder noch mehr Vortheil, als beym Käsemachen ist. Sollten die Käse, wie bisher, noch immer theurer werden; so wird die Butter es gleichfalls werden, bis die Preise beider Producte sich in ein gewisses Gleichgewicht gesetzt haben. Unter allen Waaren, welche die Schweiz hervorbringt, sind die Käse gewiß die einzige, von welcher in dem letzten Menschenalter sich nicht bloß die Ausfuhr, sondern auch der Preis verdoppelt, oder beynahe verdoppelt hat. Wegen der vermehrten Bereitung und Ausfuhr der Käse braucht der Canton Bern jetzo jährlich hundert tausend Centner Salz, da man sonst an 70 bis 75000 Centnern genug hat-

te; und der doppelte Preis der Käse hat die Preise von Alpen, Kühen, und Weiden gleichfalls um das Doppelte erhöht. Selbst am Jura gibt es mehrere Beyspiele von Hauswirthen, die vor 40 Jahren Alpen um 60 Cronen gekauft haben, und jetzo aus eben diesen Alpen einen jährlichen Pachtzins von 60 Cronen ziehen. So sehr die Wohlhabenheit der Schweizerischen Hirten und Güter-Besitzer durch die zugleich vermehrte Ausfuhr und Theurheit der Käse gewonnen hat, so ist doch daraus für alle Schweizer, und vorzüglich für die Bewohner der Städte die unangenehme Folge entstanden, daß auch sie die Käse, die sie selbst brauchen, und besonders Butter, Rahm, und Milch zweymal so hoch, als ihre Väter bezahlen müssen.

Thun, am 13ten Aug.

Gleich nachdem meine Freunde gestern Morgen vom Reichenbach zurückgekommen waren, setzten wir uns auf einen kleinen Leiterwagen, auf welchem unser Wirth uns nach Brienz fahren ließ. Wir verlohren dadurch viel an Vergnügen, daß während dieser Fahrt beständig ein feiner Regen fiel, daß die Luft mit Dünsten, und die Spitzen der Berge mit Wolken bedeckt waren. Kein anderes Thal in der Schweiz ist so reich an schönen, oder prächtigen Wasserfällen, als das Haßli-Thal, denn außer dem Reichenbach stürzen allein an der linken Seite, an welcher wir am nächsten und längsten vorbeyfuhren, vier andere mächtige Bäche von der hohen Felswand

herab, womit das Haßli-Thal theils vom Oberhaßli- und theils vom Grindelwald-Thal geſchieden iſt. Den Reichenbach ausgenommen, deſſen Fall zu erhaben iſt, als daß irgend eine Kunſt ihn nachahmen könnte, ſind alle übrige Waſſerfälle im Haßli-Thale von der Art, daß ein geübter Zeichner ſie nach der Natur darſtellen könnte; und ein Landſchaftsmaler alſo, der dieſen Theil der ſchönen Natur ſtudiren wollte, könnte ſich in ganz Europa keine lehrreichere Gegend, als das Haßli-Thal ausſuchen. Wenn wir auch ſo glücklich geweſen wären, die verſchiedenen Waſſerfälle, vor denen wir vorüberkamen, im Glanze der Morgenſonne zu ſehen; ſo würde ich es doch nicht wagen, ihnen die eigenthümlichen Schönheiten eines jeden zu ſchildern, weil die Sprache noch viel weniger, als der Pinſel im Stande iſt, mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur zu wetteifern. Zwiſchen Meiringen und Brienz ſieht man allenthalben, vorzüglich an der linken Seite der Aar, die traurigſten Spuren von Verwüſtungen, welche die wilde Aar zur Zeit ihrer Ueberſtrömungen hervorzubringen pflegt. Ein großer Theil des Thals liegt ganz öde, oder iſt mit unfruchtbarem Geſträuch überwachſen; und an dieſer Seite iſt daher das Haßli-Thal in der Nähe betrachtet lange nicht ſo ſchön, als es in der Ferne ſcheint. Auch fand ich die Häuſer der Landleute nicht ſo groß und nett, als ich es erwartet hatte. Weil in Brienz ein bedecktes Schiff für uns beſtellt war; ſo ſetzten wir uns gleich hinein, nachdem wir zu unſerm Mittageſſen kalte Küche, und

Wein eingekauft hatten. Während unſrer Fahrt über den Brienzer-See, der eine, oder nur $\frac{3}{4}$ Stunde weniger lang ſeyn ſoll, als der Thuner-See, hielt der feine Staubregen beſtändig an. Ich bin deßwegen nicht im Stande, ſeine Ufer und die Ausſichten, welche er gewährt, mit denen des Thuner-Sees zu vergleichen; doch glaube ich immer, daß die Fahrt über den letztern wegen ſeiner hohen Felsgeſtade, und wegen des Anblicks der Spitzen der höchſten Berniſchen Schneeberge für die meiſten Reiſenden intereſſanter, als die über den Brienzer-See ſeyn muß. Bey unſrer Ankunft in Interlachen hörte der Regen auf, und in Unterſeen ſchien der heitere Himmel die Rückkehr von dauerhaftem guten Wetter zu verſprechen. Meine Freunde entſchloſſen ſich daher geſchwind, Lauterbrunnen und Grindelwald zu beſuchen, wozu ich ſie ſelbſt ermunterte, ungeachtet mehrere Reiſende uns geſagt hatten, daß die große Hitze des Sommers die Schneeberge und Gletſcher in dieſen Thälern ſich ſelbſt ganz ungleich gemacht habe. Ich eilte allein dem neuen Hauſe zu, wo ich ſchlechterdings kein Schiff zum Ueberſetzen nach Thun gefunden hätte, wenn nicht einige Herren aus Bern mich in ein zurückkehrendes von ihnen gemiethetes Thuner-Schiff aufgenommen hätten.

Wir machten die Ueberfahrt in viertehalb Stunden, und brauchten nur eine halbe Stunde mehr, als meine Freunde und ich auf dem Brienzer-See zugebracht hatten. So ſicher das Wetter einige Stunden vorher geſchienen hatte; ſo wurden wir

doch auf dem Thuner-See gerade unter den ſteilen unanlandbaren Felſenufern von einem heftigen Gewitter überfallen, das zu unſerm Glücke nicht mit einem gleich gewaltigen Sturme begleitet war. Als ich nach Thun kam, war der neue Hof ſowohl, als das weiße Creuz ſo ſehr mit Fremden angefüllt, daß ich nirgends unterkommen konnte. Auf mein inſtändiges Bitten hatte endlich der Wirth im weißen Creuze die Gefälligkeit, mich an ſeiner Wirthstafel mit eſſen, und nach Tiſch in das Haus eines ſeiner Freunde führen zu laſſen, wo ich ein treffliches Bett und Zimmer fand. Auch hier verſichert man, daß noch nie ein ſolcher Zuſammenfluß von Reiſenden, als in dem gegenwärtigen Jahre geweſen ſey. Sie werden erſtaunen, wenn Sie hören, daß in einer Stadt, wie Thun, die gar nicht an der großen Straße liegt, und bloß von den in das Grindelwald- oder Lauterbrunner-Thal Reiſenden beſucht wird, in einem einzigen Gaſthofe, in dem neuen Hofe nämlich, der im Jahre 1782 noch nicht einmal erbaut war, manchmal funfzig, bis ſiebenzig Fremde aus allen Ländern Europens zuſammengeſpeiſt haben.

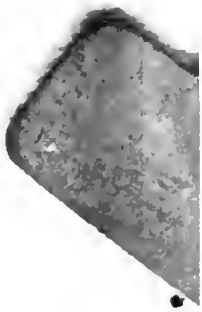
Die Freude nach Bern zu kommen, wo ich meine Frau, und viele edle Freunde wiederſehen werde, weckte mich heute ſchon ſehr frühe, und ich würde voll innigſter Sehnſucht ſchon längſt von Thun abgereiſt ſeyn, wenn ich nicht zween der Herren, die mich geſtern nach Thun mitnahmen, und dieſe Nacht auf einem Landgute nicht weit von Thun geſchlafen haben, verſprochen hätte, bis acht Uhr

zu warten, um in ihrer Gesellschaft zu reisen. Mein ehemaliger Begleiter Werre ist seit meiner ersten Reise ein berühmter Mann geworden. Als ich ihn heute Morgen suchen ließ, war er eben im Begriff, mit mehrern jungen Engländern eine abermalige große Schweizer-Reise anzutreten, dergleichen er diesen Sommer schon mehrere gemacht hat. Er läßt sich, wenn ich anders recht gehört habe, täglich einen großen Thaler zahlen, und diesen Thaler verdient er so gut, als irgend ein Guide in Chamouni. — Die Glocke schlägt acht. Die Bernischen Herren sind noch nicht da. Ich gehe daher allein ab, und hoffe, daß das Verlangen, diesen Mittag noch mit meiner Frau zusammen zu essen, meine eilende Pünctlichkeit entschuldigen wird. —

Bern an dem Abend desselbigen Tages.

Ich kam heute glücklich noch vor Tische in Bern an, und hatte das Vergnügen, meine Frau und meine besten Freunde gesund anzutreffen. Ich fand aber meine Frau nicht im Falken, der bey ihrer Ankunft ganz besetzt war, sondern in der Crone, wo sie erst nach wiederholten Bitten aufgenommen wurde. Wenn die Zimmer in diesem letzten Gasthofe auch nicht so prächtig sind, als im Falken; so sind dagegen Aufwartung und Essen wenigstens so gut. Die Stunden, die ich zwischen Thun und Bern zubrachte, gehören zu den seligsten, die ich auf meiner ganzen Reise verlebt habe. Wie unaussprechlich süß ist das Verlangen nach dem Wie-

derſehen von Geliebten und Freunden, wenn es ſeiner Erfüllung nahe iſt, und durch gar keine Furcht mehr getrübt wird! Auch hätte gewiß keine Gegend in der ganzen Schweiz mit dem Gemüthszuſtande, worin ich war, übereinſtimmender ſeyn können, als die Landſchaften, die zwiſchen den beiden genannten Städten liegen. Wohin mein Auge ſich wandte, ſah ich beſtändig geräumige, feſte, und meiſtens neue Bauerhäuſer von der mannigfaltigſten Bauart, ſchöne, oder prächtige Landſitze, reiche Fruchtfelder, noch reichere Wieſen, die von kleinen Bächen durchſchlängelt werden, und mit lebendigen Hecken eingefaßt ſind, in den Wieſen regelmäßige Reihen von belaſteten Fruchtbäumen, und unter dem Schatten dieſer Bäume bald kleine Heerden von Vieh, bald Haufen von Jünglingen und Mädchen, die mit der Heuerndte beſchäfftigt ſind. Bey dem Anblick dieſer Schönheiten und Gaben der Natur, und des hohen Glücks von Vornehmen und Geringen ſchwebten mir unaufhörlich die Bilder des Paradieſes, und des goldenen Weltalters vor; und ungeachtet dies ſtille Entzücken, in welches meine Seele gleichſam eingewiegt wurde, mehr wehmüthig, als fröhlich war, und mich eher zu ſanften Thränen, als frohem Lachen geneigt machte; ſo konnte ich doch bisweilen nicht umhin, wie ein Frohlockender in Töne und Geberden des lauten Jubels auszubrechen. Meine Freude und Täuſchung wurde allein durch einige von Hagelwettern zerſchlagene Gerſtenfelder, und

dann durch die plumpen Figuren und geſchmackloſe Kleidung der Bauern und Bäuerinnen unterbrochen. So bald ich Bern erblickte, waren Geiſt und Auge auf dieſe Stadt geheftet. Bey aller meiner Ungeduld aber war es unmöglich, die prächtige, und in ihrer Art gewiß einzige Chaußee nicht zu bemerken, welche der Stand Bern über die erſte Anhöhe nach Thun hin hat erbauen laſſen. Indem ich durch die Straßen der Stadt fuhr, hoffte ich immer, irgend einen meiner Freunde und Bekannten anzutreffen. Um deſto mehr verdroß es mich, daß mein Blick in die Arcaden, oder bedeckten Gänge nicht ſelten durch Reihen von friſchgewaſchener Wäſche aufgehalten wurde, die man in den reinlichen Straßen einer ſo ſchönen Stadt, als Bern iſt, nicht dulden ſollte.

Spittler und ich haben uns in den letzten Tagen ſehr oft darüber gefreut, daß wir auch unſere Bergreiſe als wahre Günſtlinge des Glücks geendigt haben. Wir waren beſtändig in der Geſellſchaft von aufgeklärten und muntern Freunden, ohne welche eine beträchtliche Alpenreiſe nothwendig langweilig werden muß. Wenn wir unterweges waren, hatten wir ſtets, den erſten Tag ausgenommen, gutes Wetter. Wir fanden allenthalben gefällige und treue Träger und Führer, ſo wie eine gute, oder wenigſtens leidliche Bewirthung, ohne auch nur ein einzigesmal auf eine ſo unbillige Art mitgenommen zu werden, als wir aus den allgemeinen Klagen der Reiſenden ſchließen müſſen, daß andern Fremdlingen häufig widerfährt.